This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

162.2.23

Der Roman meines Lebens.

Erſter Band.

Alexander

Der

Roman meines Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Des Knaben Freud' und Leid 1

Zweites Kapitel.

Der beginnende Kampf mit dem Leben 43

Drittes Kapitel.

Soldatenleben im Frieden 88

Viertes Kapitel.

Handel und Wandel 129

Fünftes Kapitel.

Künstlerische Versuche 174

Sechstes Kapitel.

Reise in den Orient und ihre Folgen 213

Siebentes Kapitel.

Um- und Aufschwung 256

Achtes Kapitel.

Italienische Erinnerungen 316

Erſtes Kapitel.

Des Knaben Freud' und Leid.

Wenn ich an meine erſte Jugendzeit zurückdenke, was begreiflicherweiſe ſehr oft und gerne geſchieht, ſo ſtehen die Spielplätze derſelben, das Haus, in dem wir wohnten, die ſteile Straße, die daran vorüberführt, unſer kleiner Garten, der drüben an die Kirchhofmauer ſtößt, kurz Alles, Alles in den großartigſten Verhältniſſen vor meinem inneren Auge. Das heißt: dieß war der Fall, ehe ich nach langen, langen Jahren wieder dorthin kam, um mit Erſtaunen zu ſehen, daß eben jener Garten an der Kirchhofmauer, wo wir auf einem weiten Terrain Räuber und Gendarmen geſpielt, auch wohl als Trojaner und Griechen Kämpfe um das hehre Ilion geführt hatten, nicht mehr Raum bot als zu fünfzig mäßigen Schritten in der Länge und zu acht bis zehn in der Breite, — daß ich das Haus, welches wir einſt bewohnten, von einer

unbeschreiblich ärmlichen Kleinheit fand, die Wohnzimmer, die mir in der Erinnerung als große Räume erschienen, winzig zusammen geschrumpft, unser Schlafzimmer kaum Raum bietend für zwei nicht allzugroße Betten, — Alles eng und winkelig mit niederen Decken, so daß man fast mit der Hand sie hätte erreichen können.

Die Spielplätze unserer Jugend, die damals für unsere kleinen Beine und Gedanken wie eine weite Welt auseinander lagen, fand ich jetzt in sehr verjüngtem Maßstabe beisammen, so daß, als ich kaum jene Thalschlucht verlassen — nur eine unbedeutende Terrainfalte, auf deren Rand wir eine stolze Burg gebaut hatten — ich mit wenig Schritten auf jenen Wiesen war, die im Winter überschwemmt wurden und wo wir eifrig Schlittschuh liefen, um alsdann durch ein mäßiges Gebüsch — damals schien es mir ein ausgedehnter Wald — mit dem Umweg von einer Viertelstunde nach der kleinen Stadt zurückzukehren, die das Glück hatte, daß ich in ihren Mauern geboren wurde — Burtscheid bei Aachen.

Was allein von derselben in meiner Erinnerung richtig feststand und sich auch in der Gegenwart durchaus nicht verändert zeigte, war die ungemein steile Hauptstraße von oben mit dem Blick auf eine gegenüber sich erhebende Anhöhe mit der hochemporragenden Sankt Johannes-Pfarrkirche, ein eigenthümlicher Bau aus rothen Backsteinen mit Kuppel im Zopfstile umgebaut, ehemals zu einer uralten Benediktiner-Abtei

gehörig und deßhalb auch heute noch kurzweg die Abtei genannt — das Wahrzeichen der Stadt, von allen Seiten sichtbar. — Die Burtscheider Hauptstraße, wo sich einige Läden befanden, sowie die Häuser der Honoratioren und die evangelische Kirche, ist so steil, daß auf ihr nur Kohlenkarren unter Vorspann mehrerer Pferde mühsam den Pflasterweg erklimmen konnten, sich aber abwärts niemals wagten, weßhalb es denn auch damals ein außerordentliches, von Jedermann angestauntes Ereigniß war, als eines Tages ein Offizier auf einem leichten mit zwei Pferden bespannten Jagdwagen, allerdings sehr vorsichtig fahrend, die Straße herabkam.

Hier, auf ungefähr zwei Drittel der Höhe von unten gerechnet, steht neben dem Thorbogen, der zur evangelischen Kirche führt, anstoßend an das Pfarrhaus, das kleine auch von außen sehr unansehnliche Haus, wo ich am 1. November 1816 geboren wurde. Mein Vater war Lehrer der Simultanschule nicht nur für verschiedene Glaubensgenossen, sondern auch für Kinder beiderlei Geschlechts. Er hatte den Titel Oberlehrer, wurde auch wohl von freundlichen Leuten Herr Professor, ja Herr Schulinspektor genannt, weil er ein ähnliches Amt eine kurze Zeit versehen; er war ein großer und schöner Mann mit einem feinen und bleichen Gesichte, tiefschwarzem krausem Haar, glänzenden tiefdunkeln Augen, um das stets glattrasirte Gesicht einen bläulich schimmernden Bart, was uns Kindern von großem Interesse war. Leider

starb mein Vater so früh, daß ich ihn nur nach den kindlichen Anschauungen eines zwölfjährigen Knaben beurtheilen kann, doch erschien er mir damals wie ein höheres Wesen, ja ich möchte sagen, wie ein vornehmer Herr, der sich nur zu seinem Vergnügen mit dem Unterrichten unartiger Knaben und Mädchen bgab. Er gieng immer schwarz gekleidet, meistens mit weißer Halsbinde, trug den Kopf stolz und aufrecht, erzählte vortrefflich, höchst anschaulich and humoristisch, wobei ein feines Lächeln um seinen Mund spielte. Er hatte die alten Sprachen studiert, sprach auch ein gutes Französisch, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er im benachbarten Aachen, dem damals vielbesuchten Badeort, sowohl von Einheimischen der höheren Kaufmanns- und Beamtenkreise, als auch von ausgezeichneten Fremden gesucht und in Gesellschaften gezogen wurde, zu denen er als Lehrer der kleinen Burtscheider Schule eigentlich nicht gehörte. Auch bei zahlreichen aus Frankreich ausgewanderten Familien, mitunter des höchsten Adels, hatte er freundschaftlichen Zutritt; dort spielte er mit einigen älteren Damen seine Parthie Whist, worin er Meister war, oder unterhielt durch seine anderen geselligen Talente: durch die vortreffliche Art, in der er Anekdoten zu erzählen wußte, durch seinen Reichthum an Charaden und komischen Aufgaben aller Art, sowie durch die Fertigkeit, mit der er hübsche Gelegenheits- und andere Gedichte machte. So war jeder seiner Abende besetzt und wir wußten ganz

genau: heute Abend geht der Vater zur Gräfin A., zu Frau von B., zu Madame S.

Es könnte das allerdings ein eigenthümliches Licht auf unser Familienleben werfen, allein meine arme Mutter war in dem jugendlichen Alter von dreiunddreißig Jahren, zwei Monate nach meiner Geburt gestorben, wodurch unser Haus meinem Vater zu einem freudlosen Aufenthaltsorte wurde, dessen öde Räume durch zwei kleine Kinder, meine Schwester und mich — eine ältere Schwester war schon sehr früh gestorben — nicht so angenehm belebt wurden, um ihm Ersatz für die heißgeliebte Gattin zu gewähren. Auch vermochte er damals noch nichts für unsere Erziehung zu thun, meine Schwester Julie war ein Jahr alt, und ich, wie gesagt, zwei Monate; das Hauswesen wurde in den ersten Jahren von einer Tante, der Schwester meines Vaters, geführt, dann erhielten wir eine Haushälterin, und dieß ist der Augenblick, von dem mir aus meiner frühesten Kinderzeit, ich war damals, glaube ich, vier Jahre alt, eine Erinnerung geblieben ist.

Es war ein trüber Novembertag; ich weiß das, weil ich schon in der Nachmittagsstunde nach Licht verlangte, um spielen zu können; mein Vater gieng wie etwas erwartend auf und ab, doch steht das nur wirr und unklar vor mir, während ich den nächsten Augenblick nie vergessen werde. Die Thüre öffnete sich und die neue Haushälterin trat ein — hatte ein blatternarbiges, unschönes Gesicht, trug einen scharlach-

rothen Ueberrock, wie das damals Mode war, und einen schwarzen Sammthut, von dem schwarze Straußenfedern nickten — ein schrecklicher Anblick für mich, weßhalb ich mich auch weinend in die Arme unserer alten Magd flüchtete und anfangs nicht vermocht werden konnte, die neue Haushälterin auch nur anzusehen. Doch gab sich das schon am andern Tage, nachdem sie ihre düstere Tracht abgelegt hatte, wir wurden bald gute Freunde und sie ward unter dem Titel „Tante Riedel“ in die Familie aufgenommen. Auch behandelte sie uns gut und freundlich, lehrte und wehrte uns, füllte die Stelle einer Mutter, so gut es ihr möglich war, aus, und da sie selbst aus guter Familie, die Tochter eines Arztes war, so sorgte sie auch in der Richtung für unsere Erziehung, daß wir auch in unserem Aeußern durchaus nicht abstachen von den Kindern der Honoratioren Burtscheids, die gleichfalls meinen Vater und somit auch uns in ihre sonst abgeschlossenen Kreise zogen.

Von meiner Mutter möchte ich gerne Etwas sagen, aber ich weiß aus eigener Anschauung nur nach einem guten Pastellgemälde, daß sie eine große schöne Frau war mit lockigem etwas röthlichem Haar, leuchtenden, hellblauen Augen, einer proportionirten Nase und fein geschnittenem Munde. Sie war die Tochter des Pfarrers Röhr aus Erkrath bei Düsseldorf, die mittlere von fünf Schwestern und hatte einen einzigen Bruder, meinen Oheim Röhr, der insofern eine

Merkwürdigkeit der Familie war, als er ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Von außerordentlicher Körperlänge, war er, glaube ich, seinem Vater davongegangen und in die Garde des ersten Napoleon eingetreten, zum Offizier avancirt und, wie uns oft erzählt wurde, aus dem russischen Kriege in dem seidenen, allerdings zerfetzten Paletot einer an der Beresina erfrorenen vornehmen Dame, einer Vogelscheuche ähnlich, heimgekehrt. Er hatte das Kreuz der Ehrenlegion, für uns stets der Ausgangspunkt unzähliger Fragen, deren erste gewöhnlich dem Kopfe des großen Kaisers galt, welchen aber mein Oheim, wenn er gut gelaunt war, gewöhnlich als den König von Hasenfeld vorstellte. So hieß ein kleines Dorf in der Nähe der Festung Jülich, wo der ehemalige französische Gardeoffizier, damals noch ein sehr schöner Mann und dadurch erklärter Liebling der Damenwelt, als preußischer Kreissekretär lebte.

Meine Mutter soll von heiterem Temperament gewesen sein, eine unverwüstlich gute Laune besessen haben, aber, wie häufig bei dergleichen Charakteren, leicht zur Heftigkeit geneigt, sprudelnd und aufbrausend, und insofern zu meinem Vater ganz vortrefflich passend, als dessen gemüthlich heitere Laune gern alle Dinge in's Komische und Behagliche zog, dadurch manchem Unangenehmen die Spitze abbrach und sich bei ihm jede Erregung sogleich verwischte, um einer anderen Gemüthsstimmung Raum zu geben. In späteren Jahren seines Lebens,

wie ich mich seiner aus meinen Knabenjahren erinnere, war diese gemüthlich heitere Laune allerdings durch körperliche Leiden, namentlich Nervenschmerzen getrübt, wozu noch Schlaflosigkeit kam, die ihn Morgens tief ermüdet und geistig gedrückt aufstehen ließ, und sehe ich ihn heute noch vor mir, wie er sich alsdann zusammengebeugt in seinen Stuhl setzte, den Kopf auf die Brust sinken ließ, um mit zusammengefalteten Händen vor sich hinzuschauen, bis er an sein hartes Tagwerk in die Schule gehen mußte, und doch war er damals wenig über vierzig Jahre alt.

Er hatte den Tod meiner Mutter, die neben andern guten Eigenschaften eine vortreffliche Haushälterin gewesen war — was bei den beschränkten Verhältnissen, in denen wir lebten, sehr wichtig war — tief schmerzlich und nachhaltig empfunden und nie mehr zu dem Entschluß kommen können, sich zum zweiten Male zu verheirathen. Auch war die Wahl der Haushälterin insofern eine gute, als sie sich unseres kleinen Hauswesens redlich annahm, uns Kindern so gut als möglich die Mutter ersetzte und wenn ich auch nicht genau anzugeben vermag, ob sie vielleicht die Absicht hatte, ganz in die Stelle derselben einzurücken, so weiß ich doch, daß mein Vater ihr gegenüber stets einen strenggeschiedenen Standpunkt einhielt, was ihm allerdings um so leichter wurde, als er sich Abends selten und nur in Krankheitsfällen im Familienkreise befand. Doch liebten wir ihn deßhalb nicht minder herzlich und auf-

richtig, ja waren um so glücklicher, wenn er doch einmal bei uns zu Hause blieb, obgleich es alsdann bei seiner, durch sein Leiden bedingten, plötzlich jäh ausbrechenden Heftigkeit oftmals recht unangenehme Scenen gab. So erinnere ich mich, daß er mir eines Abends eine kleine Erzählung, die ihm gefallen hatte, zum Durchlesen gab, die ich alsdann nach der Art lebhafter Kinder in ganz kurzer Zeit rasch und gierig durchflogen hatte, um ihm alsdann das Buch dankend zurückzugeben.

„Wie?“ fuhr er auf, „du kannst doch diese zwanzig Seiten nicht schon durchgelesen haben?“

„Ich könnte dir Alles erzählen, was darin steht.“

„Unmöglich, du lügst und hast mit deinem gewöhnlichen Leichtsinn wieder die Hälfte überschlagen.“

„Gewiß nicht, Vater!“

„Doch, doch,“ brauste er heftig auf, wobei er die Zähne aufeinanderbiß, wie er im Zorne zu thun pflegte, und, um kurz zu sein, ich wurde unsanft vor die Thüre gesetzt und mußte als Lügner ohne Nachtessen zu Bette gehen, doppelt traurig für mich, da ich mich unschuldig fühlte und die ganze hübsche Erzählung noch einmal an mir vorüberziehen ließ, als ich weinend im Bette lag.

Was ich von meinen Knabenjahren, den Beschäftigungen und Spielen derselben sagen könnte, ist nicht viel mehr, als was Tausende in ähnlicher Lage erlebten. Bei beginnendem Frühling wurde der Kreisel gedreht oder Stelzen gelaufen;

dann zu Ostern tippte man buntgefärbte Eier an, wobei der Glückliche gewann, dessen Ei unversehrt blieb; dann gieng es an die fliegenden Drachen, und im Spätsommer wurde in verschiedenen Knabenkreisen mit der Armbrust nach dem Vogel geschossen, und war dieß eine Nachahmung der bedeutendsten Festlichkeit Burtscheids.

Dieselbe hieß kurzweg „der Vogelschuß" und bestand darin, daß von der tiefliegenden sogenannten Promenade in Burtscheid, wo sich heute noch der Trinkbrunnen mit heißem Wasser befindet, nach einem hölzernen Vogel, von der Größe einer Krähe, aber bunt gefärbt, häufig vergoldet, mit pappdeckelnen Flügeln und königlicher Krone, geschossen wurde. Die Stange, an welcher der Vogel befestigt war, stand auf einer Anhöhe und da sie selbst eine ansehnliche Länge hatte, so war das Ziel so weit vom Schützen entfernt, daß dieser dasselbe nur mittelst jener alten kunstvoll eingelegten Armbrust, deren Bogen von Stahl, die kurzen Bolzen mit eckiger, eiserner Spitze versehen waren, erreichen konnte. Jede gute Familie besaß einige dieser Armbrüste, auf die als Erbstücke großer Werth gelegt wurde, und die sonderbarer Weise beim Anlegen dadurch festgehalten wurden, daß der Schütze den Daumen der rechten Hand in das betreffende Nasenloch bohrte.

Hei! Was war das für ein lustiges Leben an diesen drei oder vier Tagen während des Vogelschusses! Wenn ich

mich recht erinnere, hatten wir dabei jeden Nachmittag Schulfreiheit, was vielleicht auch, als in den Hundstagen, mit der schon damals üblichen Hitzvakanz zusammenhieng. Da waren Buden mit Eßwaren, häufig auch mit Spielwaren angefüllt, da gab es Kuchen und Gebäck von allen Sorten, da sah man ganze Batterien von Weinflaschen aufgepflanzt, und während sich die Familien der Schützengilde im nächsten Umkreis um den Schießplatz an kleinen Tischen befanden, zu denen zugelassen zu werden für uns Kinder als eine große Ehre galt, füllten Hunderte von Neugierigen den übrigen Platz der Promenade, gleichfalls essend und trinkend, und lagerten rings umher auf den sanft ansteigenden Höhen unzählige Menschen, die jedem Schusse mit Interesse folgten und oft in ein Jubelgeschrei ausbrachen, wenn ein Stück des Vogels, der aus sehr hartem Holze bestand, durch den Bolzen weggerissen wurde.

Es gab verschiedene Arten Vögel, die nach und nach aufgepflanzt wurden und war, wenn ich nicht irre, der erste der sogenannte Freßvogel, wo dem glücklichen Schützen ein Diner gegeben wurde — der zweite der Goldvogel, wo er die eingelegten Einsätze erhielt, und der letzte endlich der Königsvogel, wodurch er für das nächste Jahr Schützenkönig wurde. Kam dieser Königsvogel nun endlich herab, es wurde oft mehr als einen ganzen Tag darnach geschossen, so entstand allgemeines Jubel- und Beifallsgeschrei: die Musikbande fiel

mit lebhaftem Tusch ein, man drückte dem Schützen die Hand und die Fahnen wurden vor ihm geschwenkt, neigten sich tief, während ihm die Insignien seiner neuen Würde überreicht und umgehängt wurden. Diese bestanden in silbernen Platten, von denen der jedesmalige Schützenkönig eine zu stiften verpflichtet war, und befanden sich dessen Name, sowie die betreffende Jahreszahl darauf gravirt. Man kann sich denken, daß dieser Schmuck im Laufe der Jahre eine solche Ausdehnung gewann, daß er schon dem letzten Schützenkönig, dessen ich mich erinnere, einem großen, wohlbeleibten Manne, fast bis auf die Kniee reichte.

Daß wir Knaben nun so gut als möglich sämmtliche Feierlichkeiten „des Vogelschusses" nachahmten, versteht sich von selbst. Da wir keine Musik hatten, zogen wir hinter einer Trommel durch die Stadt und unser Schützenkönig trug mit nicht weniger Stolz, wie der ächte, kleine Schilder von Weißblech auf der Brust; zu einem Goldvogel schwangen wir uns allerdings nicht auf, aber beim Freßvogel wurde der betreffende mit einem Butterbrode regalirt — ein Weißbrödchen, das heute noch in Aachen und Burtscheid den bezeichnenden Namen „Scheermul", das ist, scheer dich in's Maul, verschwinde rasch, führt. Der Glückliche, der den Königsvogel schoß, wurde natürlicherweise König, ohne indessen diese Würde lange zu tragen, denn gewöhnlich trennten sich unsere Vogelschußgesellschaften bald nach genossenem Ver-

gnügen, um sich im nächsten Jahre meistens wieder anders zusammen zu setzen.

Daß die Umgebung der benachbarten, uralten Kaiserstadt Aachen mit ihren gewaltigen historischen Erinnerungen auf mich nicht ohne Einfluß blieb, ist selbstredend, doch faßte ich die großen Erinnerungen an den großen Kaiser damals in ganz anderer Art auf als heute und wenn namentlich der herrliche Dom meine Blicke auf sich zog, so interessirte mich doch am meisten die gewaltige Marmorplatte mit der kurz gefaßten Inschrift „Carolus magnus", oder der Marmorstuhl, auf welchem Kaiser Karl in seinem ersten Grabe gesessen, sowie die Legende, daß der Teufel, dem für seine Hilfe beim Dombau die erste Seele, die hereinspazieren würde, versprochen war, durch Pfaffenlist mit der Seele eines Wolfes, welcher, da Niemand die Kirche betreten wollte, hineingejagt wurde, fürlieb nehmen mußte. Man sah und sieht das heute noch Alles in so unläugbaren Wahrzeichen — das mit Eisenstangen zugenietete Loch, durch welches der Teufel in seiner Wuth den Wolf hinauswarf; diesen selbst rechts an der Thüre stehend mit heulend aufgesperrtem Rachen, ein rundes Loch in der Brust, durch welches ihm die Seele entfuhr, letztere selbst in Gestalt eines riesigen Tannenzapfens auf der andern Seite stehend.

Weiter aber interessirte mich das Standbild des Kaisers auf dem Brunnen des Marktplatzes, des Kaisers, welcher so stark gewesen war, daß er das ganze Münster mit Kuppel

und Thurm auf der Hand tragen konnte, denn so war er dargestellt und es schien ihm diese Last gar keine Mühe zu machen. Auch noch andere Merkwürdigkeiten gab es für uns hier auf dem Aachener Markt, und ich will es ganz dem Urtheil der Leser anheimstellen, welche für mich die meiste Anziehungskraft besaß: ob das Standbild Kaiser Karls oder in schlechtem Oel gebackene Weizenkuchen, die schmorend in der Pfanne lagen, nur drei Pfennige kosteten und einem den Magen gründlich verdarben.

Im Allgemeinen aber war Aachen für uns Burtscheider Knaben immerhin ein ziemlich fernliegendes Terrain, wohin ich nur selten und noch seltener ohne Aufsicht kam, um auf eigene Faust herumflaniren zu können. Es wurden befreundete Familien besucht, mit den Kindern derselben gespielt und dann Abends wieder unter Aufsicht nach Hause gegangen. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich länger allein bleiben durfte, ja bis nach eingebrochener Dunkelheit, worauf ich mich schon im Voraus ganz ungemein freute, denn ich hatte mir aus Bindfaden, Pech und Colophonium eine Fackel angefertigt, welche mir der gefällige Zollwächter am Marschierthor anzündete, die wundervoll qualmte und röthlich leuchtend mir den kurzen Weg nach Burtscheid erhellte.

Auch eine militärische Bekanntschaft hatte mein Vater, die uns Kindern, besonders mir, der ich wie alle Knaben für das Soldatenleben schwärmte, manche angenehme Stunde

gewährte, Major von Sommnitz, ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit einem ungeheuren Schnurrbarte, der eine Landwehrulanenskadron kommandirte; seine Frau war eine auffallend schöne, hochgewachsene und sehr vornehme Dame, welche aber trotzdem die Kinder des einfachen Lehrers gern im Kreise der Ihrigen sah. Welchen Genuß gewährte es mir, dort in den Ställen umherzuschweifen, wirkliche Pistolen, wirkliche Säbel und ächte Lanzen anschauen, ja berühren zu dürfen, und welches Glück war es für mich, wenn mich die älteste Tochter Amalie, für die ich eine kleine Neigung fühlte, liebreich empfieng!

Unter den oben erwähnten Familien muß ich die für uns stets liebenswürdige und gastfreie des damals reichen Wollhändlers Schwendler hervorheben, dessen vortreffliche, geistreiche und hochgebildete Frau, eine geborne Ulmerin, wie eine Mutter für mich war. Liebreich und besorgt um mein Wohl, aber auch ernst und strafend bei unseren häufigen Unarten. Schwendlers hatten mehrere Knaben, der Aelteste war in meinen Jahren; und so war es nun für uns das größte Vergnügen, die Wollballen in dem weiten Magazin für Gebirge anzusehen, auf denen nach Herzenslust herumgeklettert wurde. Doch war dieß von Papa Schwendler strenge verboten und wenn wir ertappt wurden und es an's Strafen gieng, so erhielt ich davon, wie anderntheils von Kaffee und Butterbrod, mein wohlgemessenes Theil.

Mit einer andern Familie, die später nach Burtscheid zog,

waren wir noch enger befreundet, und kann ich wohl sagen, daß der einzige Sohn derselben, der später als Künstler eine ebenso glänzende, als leider kurze Rolle spielte, mein ganz besonderer Freund und unzertrennlicher Spielgefährte war. Mein Vater nannte uns nach jenen beiden Pythagoreern aus Syrakus, Damon und Phintias, und war der kleine Alfred Rethel schon damals ein wunderbares Talent. Mit acht und neun Jahren, ehe er noch irgend welchen ernstlichen Zeichenunterricht erhalten, warf er sicher und gewandt Alles auf das Papier, was wir von ihm verlangten; Häuser und Bäume, Menschen und Thiere, Reitergefechte mit den schwierigsten Stellungen und Verkürzungen — Alles kam aus seinem Bleistift wie von selbst hervor und gab in kürzester Zeit, während wir zusahen, ein so gerundetes, durchdachtes und vortreffliches Ganzes, daß nicht nur wir Knaben entzückt darüber waren, sondern daß ältere Leute und Kenner mit Staunen diese Kompositionen betrachteten. Wie glänzend sich das erfüllte, was er so als Knabe versprochen, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Die großartigen, herrlichen Fresken im Rathhaussaale zu Aachen sprechen dafür und wie gewaltig Alfred Rethel nicht nur in seinen Entwürfen, sondern auch als Maler war, haben uns die damaligen Väter der Stadt Aachen am deutlichsten dadurch vor Augen geführt, daß sie mit den klassisch strengen und so wohlthuenden Farben des großen Meisters nicht einverstanden, im gleichen Saale, allerdings nach Rethel's

Entwürfen, von anderer Hand über die Hälfte der Bilder ausführen ließen, eine grelle Malerei, die nur zu oft und hart Rethel's geistreiche Kompositionen nicht zur Geltung kommen ließ. Uebrigens gebührt dem Maler Kehren, einem nicht unbedeutenden Künstler, das nicht genug anzuerkennende Verdienst, Rethel's Originalfresken erhalten zu haben, denn wie der damalige Sekretär des rheinischen Kunstvereins, Wiegmann, erzählt, hatte man Kehren aufgefordert, dieselben vernichten zu lassen und selbst auf's Neue zu malen, was er aber begreiflicherweise mit Entrüstung ablehnte. Längere Zeit hatte er auch an diesen ersten Bildern mit dem schon schwermüthig gewordenen Künstler zusammengearbeitet und ihn bei zuweilen auch abfälligen Urtheilen, die sie hinter ihrem Malerverschlag arbeitend mit anhörten, lachend und scherzend getröstet.

Man hat gesagt, Rethel's beginnendes Leiden, eine tiefe Schwermuth, die in vollständige Geisteszerrüttung übergieng, habe es ihm selbst wünschenswerth gemacht, die Fresken mit eigener Hand nicht ausführen zu dürfen, doch habe ich ihn zu jener Zeit in Aachen besucht, fand ihn traurig, verstimmt und niedergedrückt, sich bitter darüber beklagend, daß man statt voller Anerkennung nur seine Kompositionen gelten lasse, dagegen in seinen Farben die nöthige Kraft und Gluth vermisse; hier stehen wir also wieder vor einem räthselhaften Warum, und kann ich nun einmal nicht anders als trauernd

die Frage aufwerfen, ob damals eine volle und rückhaltslose Anerkennung, wie sie heute jenen Meisterwerken zu Theil wird, nicht vielleicht im Stande gewesen wäre, das Licht seines kurzen Lebens länger in gesundem Glanze zu erhalten. Alfred Rethel war stets ein ernster und sinniger Knabe, von nicht allzustarker Leibeskonstitution, der an unsern tollen und wilden Spielen nicht allzuhäufigen Antheil nahm und sich lieber mit Zeichnen beschäftigte, ja schon als Knabe von elf oder zwölf Jahren mit Oelmalerei, wie ich mich aus jener Zeit eines Bildes erinnere, das allgemeine und gerechte Aufmerksamkeit erregte. Es stellte einen Kosaken zu Pferde in voller Ausrüstung dar, die Lanze in der Hand, wie er durch einen Wald voll blendender Sonnenstreiflichter reitet. Rethel's Eltern waren aus Frankreich ausgewandert, seine Mutter eine ernste würdige Dame, sein Vater von sprudelndem, lebhaftem Temperamente, für uns Kinder von unschätzbarer Güte, da er gern unsere Spiele regelte, zuweilen nur angab und uns aus Pappendeckel und Silberpapier prachtvolle Harnische und Helme machte, mit denen wir über Berg und Thal eingebildete Riesen verfolgten, fabelhafte Drachen aufsuchten, häufig aber auch glorreiche Kämpfe gegen einander aufführten.

Ach, das war eine glückselige Zeit, besonders als diese Kämpfe, nachdem wir die Iliade gelesen, festere und greifbarere Gestalt annahmen und wir uns als Griechen und Trojaner tüchtig die Rücken und Köpfe zerklopften! Der

fernhintreffende Speer und das kurze Schwert, natürlicherweise von Holz, spielten dabei eine Hauptrolle, und was unsere Rüstung anbelangte, so verwechselte ich das Wort „ehern“ mit „irden“ und erschien eines Tages als Hektor oder Achill mit einem Steinguttopf aus der Küche auf dem Kopfe.

Rethels zogen dann auf ein Landgut in der Nähe von Burtscheid, wo Vater Rethel die Direktion einer Salmiakfabrik übernommen hatte, wodurch unser Spielplatz häufig eine grauenvolle Beimischung erhielt, denn in der Nähe jener Fabrik wurden arme alte Pferde getödtet, was eines Tages, als ich in der Dämmerung allein nach Burtscheid zurückkehrte, meine Phantasie in grausenvoller Art erregte, denn es war mir, als höre ich das Pferd, das ich tödten gesehen, hinter mir drein galoppiren, schnaufend und schnaubend, ja als ich mich entsetzt umwandte, huschte es wie ein dunkler Schatten die helle Chaussee herab, eilfertig hinter mir drein, so daß ich in höchster Angst anfieng zu laufen und schweißtriefend nach Hause kam.

Zu freundlicheren Bildern übergehend, erwähne ich die allerdings spärlichen Besuche in öffentlichen Gärten, wo ich zum erstenmale einen Taschenspieler sah, das damals berühmte Jannchen von Amsterdam, dessen Kunst auf mich einen um so größeren Eindruck machte, als das Jannchen mich plötzlich aus der Menge der Zuschauer hervorzog, um

mir den zuviel genossenen Wein — in Wahrheit aber hatte ich nur Wasser bekommen — aus der Stirn förmlich hervorspritzen zu lassen, was mich tüchtig erschreckte.

In nächster Nähe eines dieser öffentlichen Gärten lag ein altes Jagdschloß, wie man sagt, aus der Kaiserzeit, Ueberreste von Mauerwerk mit einem schlanken Thurme, wahrscheinlich aber aus jüngerer Zeit, Schönforst genannt, welcher Name auf dichten Wald rings umher deutet, von dem aber schon damals keine Spur mehr zu sehen war. Doch war uns das Herumklettern in diesen Ruinen lieber, als drüben die Kaffeegesellschaft mit ihren Freuden, ja selbst als ein Original damaliger Zeit, ein Herr von Schwanenfeld mit seiner Gattin Amalie, deren rothe Nase stark an geistige Getränke erinnerte, und welches würdige und, wie er versicherte, hochadelige Paar, sein Leben dadurch fristete, daß es kleine Luftballons, künstlich hergestellte Drachen und ähnliche Ungeheuer an dünnen Schnürchen aufsteigen ließ, worauf dann Amalie von Schwanenfeld mit dem Teller einsammeln gieng. Ich habe diese Erinnerung aus der Jugend in einem Buche: der Wechsel des Lebens, benutzt.

Von anderen Schloßruinen, die man vielleicht mit mehr Recht als Schönforst aus den Zeiten des großen Kaisers herleitete, war die Frankenburg, dicht bei Burtscheid gelegen, häufig das Ziel unserer Spaziergänge und einer unserer liebsten Spielplätze. Dort stand und steht heute

noch, unzweifelhaft von einem Jagdschlosse Karl's des Großen herrührend, ein alter mit Epheu umrankter Thurm, umgeben von neueren Schloßgebäuden, mitten in einem kleinen See, an den sich eine der schönsten Sagen jener alten romantischen Zeit knüpft, welche erzählt, daß Karl der Große sich nach dem Ableben seiner heißgeliebten Gattin Fastreda von der Leiche erst dann zu trennen vermochte, als der weise Erzbischof Turpin einen magischen Ring, den sie unter der Zunge verborgen hatte, auffand und in jenen See versenkte, worauf der schwermüthig gewordene Kaiser nun an diese Stelle gebannt war und hier ein Schloß baute, von dem er, um seine Gattin trauernd, tagelang in die Tiefe des Wassers blickte.

Dergleichen verstanden und begriffen wir schon damals ganz genau und ließen uns gerne von den goldenen Fäden dieser hier überall auftauchenden Sagen und Märchen umranken, das Alles nach unserer Art weiter spinnend, und wenn auch das Ganze von einem Tag zum andern verblaßte, so blieb doch immer Etwas davon in der jugendlichen Phantasie zurück. Wie oft zogen wir in Helm und Harnisch mit Schild und Wehr als tapfere Paladine nach der Frankenburg, um in der Umgegend unter den Augen eines selbstgewählten Kaisers die unglaublichsten Heldenthaten zu verrichten oder gingen wir ein anderes Mal etwas weiter, nach dem Wäldchen von Trimborn, wo eine uns befreundete

Familie auf ihrem Landgute wohnte, deſſen Garten mit Waſſerkünſten aller Art beſonders für mich, der ich mich ſchon als Kind gern mit ſolchen Dingen abgab, eine große Anziehungskraft äußerte. Im Wäldchen ſelbſt befand ſich ein römiſcher Legionſtein, der uns zu denken gab, und damit auch hier die für unſere Knabengemüther recht ſchaurige Seite nicht fehlte, ſtand in der Tiefe des Wäldchens unter flüſterndem Laubwerk ein rieſiger Hünenſarg, dem wir uns nur mit großer Vorſicht und nicht gerne allein näherten. Auch ſonſt war die Umgebung von Burtſcheid und Aachen wohl geeignet, ein jugendliches Gemüth für romantiſche und poetiſche Eindrücke empfänglich zu machen und den Sinn für das Intereſſante und Wunderbare zu ſchärfen; ringsum, wohin man blickte, ragten aus der Tiefe und von den Höhen die Ueberbleibſel von Jahrhunderten und redeten ſchon zu uns Knaben in gewaltiger Sprache. Dort vor uns das Münſter des großen Kaiſers, hier jene eben erwähnten Jagdſchlöſſer, an den Höhen aufwärts ziehend die mittelalterlichen Stadtmauern mit ihren gewaltigen Thoren, von denen einzelne wieder Träger großer Geſchichtsepochen waren, ſo das Pontthor mit dem großen Templerbent in der Nähe, wo die Tempelherren ihre Niederlaſſungen hatten, ihre Zweikämpfe und Turniere abhielten. So ſtellten wir uns das wenigſtens vor, und ich bin nie über den Templerbent gegangen, ohne in meiner Phantaſie jene ernſten und

gewaltigen Burgen entstehen zu lassen und Reiterscharen der Tempelherren zu sehen, wie sie, über der Rüstung den weißleinenen, mit rothem Kreuze gezierten Mantel, zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszogen. Auch sie boten uns Stoff zu unseren Spielen, und ich erinnere mich noch ganz genau, welche Püffe und Schrammen es gab, als wir Jerusalem den Sarazenen abnahmen.

Mächtige Wälder umgaben damals noch, allerdings im weiten Umkreise, einen großen Theil der Stadt, und daran knüpften sich Räubergeschichten à la Schinderhannes und Rinaldini. Sommers hatten wir dort unsere Tummelplätze, suchten Waldbeeren, und zogen mit selbstgemachtem Bogen und langen Pfeilen häufig auf die Jagd, ohne natürlicherweise je eine Beute mit nach Hause zu bringen. Doch gab es damals neben der niedern Jagd noch Roth- und Hochwild, sowie im Winter häufig genug Wölfe, die von der Eifel und dem hohen Venn herabkamen und Stoff zu höchst interessanten Geschichten boten. Auch in jenen Wäldern im Umkreise von Aachen fanden sich alterthümliche Bauwesen, einsame Thürme, deren Treppen längst verfallen waren, und wo nur noch Raubzeug nistete; andere, die man durch Neu- und Anbauten zu Försterwohnungen umgewandelt, häufig Orte, wo man Erfrischungen haben konnte und wo uns ganz besonders die an dem Scheunenthore mit ausgebreiteten Schwingen angenagelten Falken und Sperber

interessirten. Ein Ort, zugleich auch von historischem Interesse, der allerdings zu weit von Aachen im Walde lag, um häufig dorthin zu kommen, war die Emmaburg, die noch ziemlich erhaltenen Ruinen eines uralten Schlosses, von dem die hübsche Sage erzählt, daß Karl der Große in einer schlaflosen Winternacht am Fenster stehend, seinen Geheimschreiber Eginhart über den Hof zu der Kaisertochter Emma schleichen sah, nicht ahnend, daß ein plötzlich gefallener Schnee die Spuren seines Fußes verrathen würde, worauf die erschreckte Prinzessin den Geliebten auf ihren Armen wieder zurücktrug, so nur den Abdruck ihres eigenen Fußes zurücklassend. Vergebliche List! Der Kaiser selbst hatte Alles mitangesehen und Beide mußten vor seinem gewaltigen Zorne fliehen.

Wie hoch interessant war es, wenn wir auf unseren Streifzügen an die große Römergasse kamen, die in langen Strecken durch den Wald über die Haide führte, deren an manchen Strecken noch wohlgefügte Steinplatten Räderspuren zeigten, und wo wir uns so gerne lagerten, um uns vielleicht von einem älteren Kameraden erzählen zu lassen, wie damals vom Süden her Tausend und Tausend streitbare Männer zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde herangezogen kamen, um sich drunten in Aachen, von den Römern Aquisgranum genannt, bei den warmen kräftigen Heilquellen niederzulassen. Wie gerne legten wir unsere Hände

auf die Steine, über welche die römischen Legionen gezogen, und konnten wir uns beim Rauschen des Windes und dem Klange eines Hornes in der Ferne leicht überreden, sie seien soeben erst vorüber gezogen und die Sonnenblicke dort im Walde seien der Glanz ihrer Speere und Helmspitzen — glückliche Jugend, glücklicher Kindersinn, der uns dann kurze Schwerter anfertigen ließ, um triumphirend nach Hause zu ziehen.

Die heißen Quellen in Aachen, besonders aber in Burtscheid, wo sie siedend und sprudelnd zu Tage treten, regten unsere Phantasie mächtig an und ließen uns gewaltige Feuerherde vermuthen, die drunten das Wasser kochten und hinaufsandten, und hingen damit wohl die leichten Erdstöße zusammen, die zuweilen verspürt wurden. Beinahe jedes Haus, besonders unten in Burtscheid, hatte seine dampfenden Quellen und auf der Straße befand sich ein kleines offenes Bassin, in welches man nur die Eier zu tauchen brauchte, um sie alsbald gesotten herausnehmen zu können.

Auch außerhalb des Städtchens sprudelten diese warmen Wasser zu Tage, bildeten kleine dampfende Seen oder flossen in Röhren aus den Felsen, und eine dieser letzteren wurde das „Pockenplätzchen“ genannt, weil es sich bei einer Blatternepidemie als ganz besonders heilsam erwiesen hatte; hier hauste ein origineller Bettler, der alte Grümmel, eine Merkwürdig-

keit der Stadt, gewissermaßen ein Einsiedler, der sich nie über hundert Schritte von dem Pockenpützchen entfernte und dem man gerne Lebensmittel und kleine Geldstücke brachte. Er trug einen Anzug aus unzähligen Flecken zusammengesetzt, Wäsche von der denkbar gröbsten Sorte, aber Alles, von der weißen Nachtmütze bis auf seine blauen Strümpfe in den blendenden Klumpen-Holzschuhen, von einer so appetitlichen Sauberkeit, daß er uns Kindern stets als Muster der Reinlichkeit vorgestellt wurde, weßhalb meine Schwester Julie als ein kleines Mädchen einstens sagte: „so werde ich den Grümmel zum Mann nehmen, um eine ordentliche Haushaltung zu bekommen"; übrigens hatte er schon eine Frau, gleichfalls ein Muster der Reinlichkeit, die, wie man sagte, ihren alten Grümmel Morgens anzog, frisirte, ja eigenhändig rasirte, ehe er auf den Bettel ging. Schade, daß ich von dem Ende dieses Paares und ob sich vielleicht in dem Strohsack ihres ärmlichen Bettes ein ersparter Schatz vorgefunden, wie sich ja Aehnliches schon oft begeben, Nichts erfahren habe.

So ausführlich, wie ich von den Vergnügungen und Spielen meiner Knabenzeit erzählt, würde ich auch gerne über meine Schulbildung und wissenschaftliche Erziehung berichten; doch ist darüber leider nicht viel Günstiges zu sagen. Als Sohn des Lehrers wurde ich allerdings strengstens zum Schulbesuche angehalten, sollte auch den übrigen Kindern ein Muster von Fleiß und Ordnung sein, will aber offen gestehen, daß

ich meinem Vater darin wenig Freude machte. Meine Handschrift war eine der schlechtesten, ich lebte auch mit der Orthographie stets auf sehr gespanntem Fuße und gehörte, was das Rechnen anbetraf, zu den mittelmäßigsten Schülern. Nur wenn es galt, Gedichte zu deklamiren oder selbst erfundene Geschichten zu erzählen, leistete ich Vorzügliches. Besonders liebte ich es, meine Kameraden im Predigertone zu erbauen, borgte mir dazu von der Haushälterin eine schwarze Schürze, machte mir Bäffchen von weißem Papier und bestieg, ein Gesangbuch unter dem Arm, gravitätisch einen Stuhl, — meine Kanzel. Einmal hörte mein Vater, ohne daß ich ihn sah, stillschweigend zu, und als nach geendigter Predigt die Haushälterin die Hände erhob und ausrief: „das Kind muß ein Pfarrer werden," lächelte er still vor sich hin und streichelte mir freundlich das Gesicht. Vielleicht lag es auch in seiner Absicht, mich Theologie studiren zu lassen, um der Tradition der Familie gerecht zu werden, aus der damals und auch heute noch zahlreiche Pfarrherren hervorgegangen sind. Mit den Jahren meines Vaters und dessen zunehmender Kränklichkeit steigerten sich auch die heftigen Ausbrüche seines Charakters, denen ich häufig in der Schule, oft um ein Beispiel zu statuiren, zum Opfer fiel. Denn Andere waren nicht besser, aber klüger als ich, ließen sich die Aufgaben von den Nachbarn einflüstern, rissen beschmutzte Blätter aus ihren Schreibheften einfach aus, warfen zerstampfte Federn und

Griffel unter die Bänke und behielten ihre Spielzeuge, Bindfaden und Kreisel, Hölzchen und Steinchen, Lakrizensaft oder sonstige Leckereien vorsichtig in der Tasche, während ich, nie gewarnt durch häufig erlebtes Unheil, alles das im Schubladenfach meines Pultes verwahrte. Es war gerade, als wenn mein Vater wüßte, wenn sich dort wieder viel angesammelt, und brauchte ich alsdann nur irgend eine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, so schritt er unter dem aufmerksamen Entsetzen sämmtlicher Schüler und Schülerinnen auf mich los, zog mich am Kragen von meinem Platze, dann die Schublade hervor und nun wurde die saubere Bescheerung systematisch vor mir ausgebreitet; was darauf folgte, wußten wir ganz genau, und wenn nach einer donnernden Strafpredigt stets dieselben Schlußworte kamen: „an dir ist Hopfen und Malz verloren," so schwebte ich auch schon unter der linken Hand meines Vaters, während seine Rechte mich mit einem dünnen spanischen Röhrchen auf's Kräftigste bearbeitete. Ach, und daß er alsdann, mich endlich loslassend, tief athmend vor mir stand, mit bleichen eingefallenen Wangen, fast unheimlich leuchtenden Augen, Schweißtropfen auf der Stirn, war für mich entsetzlicher, als die erstandene Strafe, und gelobte ich mir fest, künftig ordentlicher und vorsichtiger zu sein.

Auch in einer anderen Hinsicht betrübte mich die Züchtigung mehr, als der Schmerz der erhaltenen Schläge; denn, wie schon früher bemerkt, war auch das zarte Geschlecht im

gemeinschaftlichen Schulzimmer vertreten, und daß eine von mir ganz besonders geliebte Gespielin wieder einmal meine Demüthigung mit angesehen, that mir unaussprechlich weh, hatte ich ihr doch am selben Morgen noch die ersten Veilchen auf ihr Pult gelegt, war auch ganz besonders hübsch und reinlich angezogen, worauf ich mir nicht wenig einbildete, und mußte nun dasitzen mit zerzaustem Hemdkragen, thränenübergossenem Angesicht, wobei es mir nur wenig Trost gewährte, daß auch ihre schönen blauen, feucht gewordenen Augen mich mitleidig betrachteten.

Häufig verließ mein armer Vater nach einer ähnlichen Scene das Schulzimmer, nachdem er eine Aufgabe ertheilt, die dann der Unterlehrer, auch wohl einer der ältesten Knaben überwachen mußte, und dann kam nach Schluß der Schulstunde für mich der furchtbar harte Augenblick, daß ich zu ihm gehen und ihn um Verzeihung bitten mußte, nicht als ob ich meine Unart nicht eingesehen, sondern er dauerte mich unsagbar tief, wenn ich ihn zusammengesunken, bleich in seinem Sessel sitzen sah, und er alsdann, wie die übergroße Härte seiner Strafe einsehend, mir rasch und liebreich verzieh, ja mich an sich zog, um seine kalten Wangen auf meinen Kopf zu legen.

Dabei war es nicht allein seine Kränklichkeit, sowie auch vielleicht das schmerzliche Gefühl, in einer für seinen Bildungsgrad, seine Persönlichkeit, sein Wissen zu untergeordneten Stellung zu sein, was seine Stimmung bedrückte, seine Laune

trübte und ihn zu heftigen Ausbrüchen des Unmuthes hinriß, sondern vielmehr noch, was wir Kinder weder fühlten noch ahnten, das Bewußtsein, in seinen häuslichen Verhältnissen derangirt und mit Schulden belastet zu sein. Wie schmerzlich mag er oft den Gegensatz zwischen den glänzenden Gesellschaften, die er fast täglich besuchte, und unseren beinahe ärmlichen Wohnungsräumen empfunden haben. Wir fühlten begreiflicherweise Nichts davon, waren nicht schlechter angezogen als die meisten unserer Gespielen, und wenn auch keine Leckerbissen auf den Tisch kamen, so haben wir doch niemals einen Mangel empfunden.

Wie hoch sich die Einkünfte meines Vaters beliefen, habe ich niemals erfahren, denn was kümmert man sich in der Jugend um solche Kleinigkeiten, die armen Eltern das Herz schwer machen und sie jedem neuen Tage sorgenvoll entgegen sehen lassen. Für uns war ja ein beständiges „Tischlein deck dich" vorhanden, und wenn wir auch Mittags nur ein geringes Stückchen Fleisch hatten, Abends eben nur eine Suppe oder Kaffee und Butterbrod, so kümmerte uns das wenig. Der Gehalt meines Vaters als Lehrer eines so kleinen Ortes wie Burtscheid war gewiß nur sehr gering, und so viel ich mich erinnere, bestand ein Theil desselben aus den Schulgeldern, von denen manche häufig sehr langsam oder auch gar nicht eingiengen, und wurde es den Eltern armer Kinder gewiß zuweilen freiwillig erlassen. Bei Leb-

zeiten meiner Mutter hatten die Eltern nicht ohne Glück eine kleine Knabenpenſion geführt, was aber mit ihrem Tode aufhörte. Auch beſchäftigte ſich mein Vater mit literariſchen Arbeiten, gab jährlich ein Neujahrsbüchlein heraus, das von Mayer in Aachen verlegt wurde, dann verſchiedene Auflagen eines Leitfadens der Lautirmethode, die er, wenn nicht zuerſt in der Schule einführte, ſo doch vervollkommnete, und zuletzt ein Bändchen Denkübungen und Charaden, doch zweifle ich nach meinen ſpäteren Erfahrungen, ob die Buchhändler ihm, der keinen bekannten Schriftſtellernamen hatte, ein irgendwie nennenswerthes Honorar bewilligten.

Da ſchien auf einmal meinem Vater das Glück lächeln zu wollen. Einflußreiche Männer, die ihn kannten und ſchätzten, boten die Mittel, um ein ſchönes anſehnliches Haus oben in der Hauptſtraße von Burtſcheid kaufen zu können, ſowie daſelbſt noch einmal eine Erziehungsanſtalt für Knaben beſſerer Stände einzurichten.

Wir verließen das ärmliche Schulgebäude neben dem Pfarrhauſe ohne jeglichen Kummer und befanden uns außerordentlich wohl in den neuen, weiten und ſchönen Räumen. Obendrein hatten wir einen großen, ſchönen Garten, auch ſchien die Knabenpenſion anfänglich recht gut zu gehen, und fanden wir uns mit viel Behagen in den Genuß eines beſſeren Tiſches, überhaupt in viele Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, die uns bisher unbekannt waren.

Früher hatten wir wenig oder gar keine Besuche empfangen, außer von unserem nächsten Verwandten, dem Oheim Röhr, von dem ich oben schon gesprochen, und dem Oheim Wirth aus Eupen, der gleichfalls eine Schwester meiner Mutter zur Frau hatte. Das war ein dicker jovialer Mann mit kohlschwarzem glattem Haar, etwas pockennarbig, stieß leicht mit der Zunge an, trug außerordentlich weite Beinkleider, war Wollhändler und galt für mehr als vermöglich. Nun änderte sich das im neuen Hause. Eltern und Verwandte der Zöglinge kamen, um nach diesen zu sehen. Freunde und Bekannte tauchten auf, deren man sich kaum noch erinnerte, kurz es war eben die alte Geschichte mit dem scheinbar günstigen Umschwung von Fortuna's Rad wieder bemerkbar geworden. Auch fremde Badegäste kamen, theils um unseren schönen Garten zu sehen, der eine prachtvolle Aussicht über Aachen bot, anderntheils aber auch, weil sie von den literarischen Erfolgen! — meines armen guten Vaters gehört haben wollten, um das Handwerk zu grüßen. Nicht nur Dichter und Schriftsteller mit meist sehr unbekannten Namen, sondern auch Sänger und Schauspieler, welch' Letztere, da ich einmal hatte in's Aachener Theater gehen dürfen, um Kotzebue's „Pagenstreiche" zu sehen, einen ganz unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten. So erinnere ich mich des damals bekannten Schauspielers Paulmann, der eines Morgens bei uns im Garten frühstückte und

mich „Heupferd“ nannte. Mit einem Sohn des Baſſiſten Meck hatten wir Knaben Verkehr, und die zu jener Zeit berühmte Sängerin Madame Eſchborn kam in unſer Haus. Mein Vater liebte es mit Künſtlern aller Art zu verkehren, traf ſie auch wohl häufig in Geſellſchaften, die er beſuchte, und hatte deßhalb bei großen Gelegenheiten Zutritt zu Proben oder erſten Vorſtellungen. Auch erinnere ich mich noch deutlich, wie er für die große Henriette Sontag ſchwärmte, die er als „Agathe“ im Freiſchütz gehört, und es bleibt mir unvergeßlich, daß ich ihn zu der Generalprobe des erſten niederrheiniſchen Muſikfeſtes begleiten durfte, wo mir aber das den größten Eindruck machte, daß neben mir ein ältlicher Herr ſtand, mit weißer Halsbinde, auf dem ſchwarzen Fracke einen glänzenden Ordensſtern — alſo gab es in der That ſolche hochbegnadigte Menſchen, die wirkliche Ordensſterne auf der Bruſt trugen, und kam das nicht nur in unſern Geſchichtenbüchern vor.

Auch eines wirklich gedruckt worden ſeienden Dichters erinnere ich mich, der eben deßwegen einen großen Eindruck auf mich machte — Reutert hieß er, ein kleines verwachſenes Männchen, Verfaſſer eines Gedichtes „Die Rheinfahrt“ — mit dem wir die Emmaburg beſuchten, und wurde auf dem ganzen Weg faſt nur über die unbeſchreiblichen Schönheiten jenes Gedichtes geſprochen.

Eines Wochentages befahl der Vater, daß man uns

ganz besonders festlich anziehen sollte, und wurden wir darauf in den Garten gewiesen, um uns an einer bestimmten Stelle desselben mit irgend einem Spiele zu beschäftigen; ich glaube, wir warfen eine Geldmünze so nahe als möglich an ein bezeichnetes Ziel. „Seid recht artig gegen einen Herrn, der nachher mit mir in den Garten kommt," sagte der Vater, ehe er von uns wegging, „denn das ist der König von Schweden" — ah, ein echter, lebendiger König! — wenn ich dabei auch nicht an eine Krone, Scepter und langen Hermelinmantel dachte, so doch an eine glänzende Erscheinung mit Epauletten und Stern. Ich war deßhalb nicht wenig überrascht, später einen Herrn in einfachem, dunklem Oberrocke herankommen zu sehen, der freundlich nickend bei uns stehen blieb. Er war von hoher aufrechter Gestalt, hatte ernste Gesichtszüge, dunkle lebhafte Augen und eine scharf hervortretende, etwas gebogene Nase — Gustav Adolf der Vierte, der vertriebene König von Schweden, der damals als Oberst Gustavson in Aachen lebte. Als er uns durch Kopfnicken gegrüßt, sagte ich keck: „Guten Tag, Herr König," worauf er erwiederte: „Du mußt nicht sagen Herr König, sondern Herr Oberst." Später kam er noch öfter in's Haus, so auch an einem Weihnachtsabend, wo er im Scherze einen Shawl umhieng und einen Damenhut aufsetzte, unter welchem das scharf geschnittene Gesicht mit der weit vortretenden Nase und den unruhig blickenden Augen seltsam abstach.

Wie lang der Aufenthalt in dem großen Hause mit allen seinen Herrlichkeiten währte, weiß ich nicht genau anzugeben; behält man doch in der Jugend nur ernste und heitere Thatsachen, bekümmert sich aber wenig um Jahreszahl und Datum. Das Knabenpensionat hatte nicht den gewünschten Fortgang, es mangelte wohl an einer so sparsamen und vortrefflichen Hausfrau, wie meine Mutter gewesen, und da sich Burtscheid in diesem Zeitraume gerade nach der Höhe unseres Gartens auszudehnen begann, so fand sich ein vortheilhafter Verkauf, der die Schuldenlast meines Vaters wenn auch nicht gänzlich von ihm nahm, so doch verminderte, und wir zogen wieder in das alte Schulhaus hinab. Daß uns Kindern dieser Tausch besonders unangenehm gewesen wäre, dessen erinnere ich mich nicht, ja wir fanden uns mit Leichtigkeit in dem alten Gewinkel wieder zurecht und der kleine Garten an der Kirchhofmauer erschien uns kaum geringer und kleiner als der, den wir droben verlassen.

Nicht so schien dieß bei meinem armen Vater der Fall zu sein, denn er kümmerte sich sichtlich ab, häufiger als sonst erschien der befreundete Arzt im Hause, zuweilen blieb der Vater bis zum Mittag im Bette, besuchte aber trotzdem jeden Abend seine Gesellschaften, wobei ihm einmal die Haushälterin, als er fortgieng, mit bekümmerter Miene sagte: „Wenn Ihnen nur nächtlich auf dem weiten Wege von

Aachen nach Burtscheid nicht einmal ein Unglück passirt und Sie sich allein und ohne Hilfe befinden," worauf er lachend sagte: „Im Gegentheil, die Bewegung thut mir gut, ich fühle mich nie frischer als in den Augenblicken des Gehens, und ist es nebenbei auch ein Mittel, um schlafen zu können."

Wenn sich in mir, dem Knaben, zu jener Zeit irgend welche hervorragende Talente gezeigt hätten, so würde ich mir schon früher erlaubt haben, dergleichen zu erwähnen, doch war dieß nicht der Fall; auch zeigte ich nicht eine Spur von besonderem Geschick, nicht einmal für Sprache, so daß mein Vater auch in dieser Richtung an meinen Fähigkeiten für jede solide Wissenschaft zweifelte. Allerdings gab er mir ein paar Stunden im Lateinischen, doch sei es, daß ich wirklich so dumm und tölpelhaft war, wie er versicherte, oder raubte ihm diese häufig ausbrechende Heftigkeit jeden ruhigen Blick, genug, nach wenigen Lektionen endigten diese; vorderhand weil der Vater sich kränker als je fühlte, nicht aber ohne daß ich wieder einmal meine Bekanntschaft mit dem spanischen Röhrchen erneuert hätte. Nicht läugnen will ich aber, daß ich mich zu jener Zeit, zwischen meinem zehnten und zwölften Jahre, mit dichterischen Versuchen beschäftigte, welche allerdings gering genug waren. Ich reimte Gelegenheitsgedichte zusammen, ja begann eine große Tragödie „Achill", die beim Streite des Peliden um Briseis begann und mit den Worten anfieng:

„Gib sie wieder, Agamemnon!
Sieh, ich gebe dir zum Lohn
Sechs Rinder und vier Böcke!“

Auch Theater wurde damals von uns Kindern gespielt, und erinnere ich mich, wie mein Vater bei einem mehrtägigen leichten Unwohlsein uns im großen Schulzimmer eine allerdings sehr beengte Bühne herrichten half, auf der wir, vor eingeladenen Nachbarskindern, ein kleines Lustspiel zum Besten gaben. Eine befreundete Familie, Michels, besaß ein hübsches Puppentheater, wo ich zum Erstenmal das Puppenspiel Faust aufführen sah, was auf mich einen so großen Eindruck machte, daß jahrelang an einem eigenen kleinen Theater umgebaut und verbessert wurde, zu welchem Alfred Rethel bereitwillig Dekorationen malte und bei dem es uns erst nach langen vergeblichen Versuchen gelang, einen Mond hinter ziehenden Wolken darzustellen.

In der Karnevalszeit maskirten wir uns mit andern Kindern, häufig als Griechen oder Türken, im Wiederschein des damaligen griechischen Befreiungskrieges; auch als Schweizer oder Tyroler, und war es Sitte, in befreundete Häuser zu gehen, um dort für Obst oder Zuckerwerk irgend welche passende Sprüchlein zu sagen, die von meinem Vater bereitwilligst gedichtet wurden.

Zu jener Zeit, vielleicht auch etwas früher, lebte bei uns ein Bruder meines Vaters als Hilfslehrer, ein sehr

schöner und großer Mann, frisch und kräftig, das blühende Bild der Gesundheit, der eines Abends, als wir zusammen beim Ofen standen und uns erwärmten, über Kopfschmerzen klagte und der Haushälterin sagte: „Wenn ich einmal krank werde, so ist es mit mir vorbei.“ Das beschäftigte meine Phantasie, und als ich ihn forschend betrachtete, schien er mir blaß und bläßer zu werden, es war, als schlössen sich seine Augen und sänken ein und indem ich dachte: was für ein langer Sarg müßte das sein, um ihn hineinzulegen, und während ich darauf schaudernd meine Augen schloß, sah ich das vor mir und gerade so, wie ich ihn kaum acht Tage später in Wirklichkeit erblickte. Er starb an einem Nervenfieber, neben dem Zimmer worin ich schlief, an einem Abende, als ich kaum zu Bette gegangen war, und wie ich am andern Morgen durch dieses Zimmer gehen mußte, sah ich ihn in Wirklichkeit auf dem Bette ausgestreckt liegen, gerade so wie er mir in meiner Phantasie erschienen. Dieß geschah im November und wenige Jahre darauf im gleichen Monat erlebte ich einen andern für mich entsetzlichen Verlust.

Meine Schwester Julie war damals nicht zu Hause, sondern befand sich, gewissermaßen zu ihrer weiteren Ausbildung, bei jener befreundeten Familie Rethel, die von Burtscheid nach Wetter an der Ruhr gezogen war, wo Vater Rethel in den Herkott'schen Eisenwerken eine Stellung gefun-

den hatte. Mein Vater war wie gewöhnlich bei eingebrochener Dunkelheit ausgegangen, Samstag Abends den 29. November 1829, und da weder ich, noch die Haushälterin ihn erwarten durften — er führte stets den Hausschlüssel bei sich — so begab sich Alles wie gewöhnlich zu Bette, ich um die ganze Nacht fest und ruhig zu schlafen, ohne von dem furchtbar Unheimlichen, was sich begeben hatte, geweckt zu werden. Als ich an dem folgenden Sonntag Morgen in die Wohnstube kam, bemerkte ich sogleich, daß etwas vorgefallen war; die Magd gieng mir schluchzend aus dem Wege und am Ofen stand die Haushälterin mit verweinten Augen bei einer mir unbekannten, schwarz, aber ärmlich gekleideten Frau. Letztere zuckte bei meinem Anblick die Achseln und schüttelte leicht den Kopf gegen Tante Riedel, doch sagte diese in Thränen ausbrechend: „Das arme Kind muß es ja doch erfahren — Wilhelm, dein Vater ist todt!“ —

Wie aufrichtig und herzlich hatte ich ihn geliebt! und trotzdem daß er häufig hart und heftig gegen mich war, hieng ich doch mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an ihm! Gieng doch stets sein aufbrausendes Wesen in der kürzesten Zeit vorüber, ja im Umdrehen, wie man zu sagen pflegt, und wenn ich bei meinen vielen unartigen Streichen in Miene und Wort nur eine Spur von Reue zeigte, so war sein Zorn entwaffnet und er kam mir zur Versöhnung lieb-

reich auf halbem Wege entgegen. Ach und wenn er sich wohl fühlte und gut gelaunt war, mit welcher Masse von sprudelnden Einfällen erfreute er uns Kinder, welche hübsche Anekdoten wußte er zu erzählen, was für unterhaltende Spiele uns zu lehren! — — und nun war er todt — und obgleich erst zwölf Jahre alt — wußte ich doch, was das für mich zu bedeuten hatte, eine zerstörte Heimath! — das Verlassen des Vaterhauses, ohne die Frage beantworten zu können, was soll nun aus mir werden?

Mein armer Vater war an jenem Abende nach Aachen gegangen, wo er bei einer Frau Lövenig, einer alten Dame, zur Whistpartie erwartet wurde; er pflegte häufig einen Umweg durch die Promenaden auf den ehemaligen Festungsgräben zu machen. Dort in der Nähe des Adalbertthores muß ihn ein Unwohlsein ergriffen haben, er setzte sich auf eine Bank ohne Rücklehne und dort fand man ihn mitten in der Nacht rückwärts gesunken und todt.

Was soll ich von jenen schrecklichen Tagen sagen, die wohl Jeder schon erlebt, wo Jedes flüsternd im Hause umherschleicht, wo die halbgeschlossenen Läden Alles in trübe Dämmerung hüllen, wo fremde, schwarz gekleidete Leute, die man früher nie gesehen, Allerlei für uns so tief Schmerzendes, ja für das Kindergemüth Unheimliches treiben, wo schließlich gewisse dumpfe Schläge das Haus durchdröhnen und unser Herz erzittern machen, wo sogar der Duft von Blumen, die

die Kinder dem geliebten Lehrer brachten, einen ergreifenden unvergeßlichen Eindruck auf uns machten.

Dann kam noch ein ergreifenderer Augenblick, wo Freunde unseres Vaters, die wir lange nicht mehr im Hause gesehen, im schwarzen Anzuge mit feierlichen Mienen erschienen, mir allerdings freundlich zunickten, dann aber in Gruppen zusammentretend, in Worten, die mir tief in die Seele schnitten, von den zerrütteten Verhältnissen meines Vaters sprachen. Meine Oheime Wirth und Röhr waren gekommen und schienen gleichfalls von dem, was sie vorfanden, durchaus nicht erbaut zu sein, ja den Letzteren, der überhaupt, wie schon erwähnt, einen sehr heftigen Charakter hatte, belauschte ich zufällig bei einer starken Scene mit der Haushälterin, worin er sie für Sachen verantwortlich machen wollte, die verschwunden seien, und der mir später auf meine Frage, was nun mit der Tante Riedel geschehen würde, barsch zur Antwort gab: „Was geht dich deine Quasi-Tante an!“

Da unser Haus dicht neben dem Kirchhof lag, so mußte der große Zug der Leidtragenden, von denen gewiß die Meisten, darunter viele seiner ehemaligen Schüler mit Liebe und Verehrung dem Sarge folgten, um sich entwickeln zu können, die steile Straße aufwärts steigen, oben am Thor wieder umdrehen und dann erst in das Kirchhofthor einbiegen.

Es war in der Abenddämmerung an einem trüben

Dezembertage, den Nebel und ein feiner Regen noch unheimlicher machten, als ich weinend an dem Grabe meines Vaters stand, und heute noch so lebhaft wie damals empfinde ich den tiefen Schmerz, besonders jenes Augenblickes, als der weiße Rand des schwarzen Sarges in der Tiefe verschwand.

Zweites Kapitel.

Der beginnende Kampf mit dem Leben.

Welcher Art die Vermögensverhältniſſe meines Vaters beim Tode deſſelben geweſen ſind, habe ich niemals erfahren, jedenfalls aber recht trauriger Art, denn es wurde mir ſchon gleich anfangs nicht verhehlt, daß ich faſt nur auf die Mildthätigkeit meiner Verwandten angewieſen ſei; daß alſo von irgend welchen wiſſenſchaftlichen Studien nicht die Rede ſein könne. Ich ſollte bis zu meiner Konfirmation die Schule beſuchen, um dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus einzutreten. Burtſcheid verließ ich noch an dem vorhin geſchilderten traurigen Dezemberabend, was mir eigentlich eine Wohlthat war; denn es wäre gar zu traurig geweſen, in dem verödeten Hauſe — die Haushälterin war ſogleich weggeſchickt worden — noch länger bleiben zu müſſen.

Mein Onkel Wirth nahm mich mit nach Eupen, wo er in einer der bedeutendsten Wollhandlungen Geschäftsführer, Disponent und, wie ich glaube, auch für irgend einen kleinen Procentsatz Theilhaber war. Wie schon früher erwähnt, galt er für den reichsten Mann in der Familie und lebte auf einem ziemlich großen Fuße. Seine Frau, die Schwester meiner Mutter, soll derselben im Aeußern etwas ähnlich gesehen haben, doch waren die Charaktere sehr verschieden; denn während meine Mutter lebhaft, energisch, auch mitunter aufbrausend war, so hatte meine Tante Karoline nur mit ihr gemein, gleichfalls eine vortreffliche Haushälterin zu sein, wogegen sie still, äußerst duldsam, häufig melancholisch war und mitunter seufzend, die äußerst solide und wohlhabende Einrichtung ihres Hausstandes betrachtend, sagen konnte: „Wer weiß, ob das Alles immer so sein wird?“ Zu diesen Aeußerungen hatte sie wahrlich keine Ursache, denn damals war mein Oheim Wirth wohl noch ein wohlhabender Mann oder wußte wenigstens alle Welt und auch seine Frau in diesem Glauben zu erhalten.

Er war ein passionirter Raucher und vortrefflicher Weinkenner, in seinem Keller waren alle nur denkbaren Sorten in den besten Jahrgängen vertreten und hielt er seine Flaschenbatterien in musterhaftester Ordnung und wohl etikettirt; Alles war pünktlich, reinlich und übersichtlich gehalten; gleiche Sorgfalt widmete er seinem Geflügel, wobei die zahlreichen

Hühner nur aus weißen Exemplaren mit dunklen Kopfbüschen und schwarzen mit weißen Kopfbüschen bestanden, die er in der Brut auf's strengste gesondert zu halten verstand; dazu wurden die Eier markirt, auch mit Datum versehen und in Stellagen luftfrei aufgestellt. Sobald mein Oheim gefrühstückt hatte, wurde ihm ein Laib schwarzes Brod sowie ein Gefäß mit Hafer gebracht, worauf er selbst das Brod in ganz kleine Würfel schnitt, den Hafer darunter mischte und dann selbst zur täglichen Fütterung auf den Hühnerhof hinabgieng. Dazu rauchte er seine zweite Pfeife, die erste kam sogleich nach dem Aufstehen, während er sich anzog, und nachdem er nun Hut und Stock genommen, um auf sein Comptoir zu gehen, das in einem andern Theil des kleinen Städtchens lag, zündete er eine dritte Pfeife, gewöhnlich mit sehr langem Rohre, an, und sehe ich ihn noch auf's Deutlichste vor mir, den kleinen, dicken Mann, wie er gravitätisch und würdevoll die Straße dahinschritt. Was seinen Charakter als Familienvater und Geschäftsmann anbelangte, so war ich natürlicherweise in meinen Jahren nicht im Stande, darüber zu urtheilen. Tante Karolinchen, wie wir sie nannten, behandelte er auf's aufmerksamste und mit liebevoller Sorgfalt, überhäufte sie mit kleinen Geschenken, besonders auch in schönen Kleiderstoffen, die sie aber meistens seufzend bei Seite legte, um ihrem alten Blumenkittel — so nannte er ein Hausgewand von buntem Kattunstoff — getreu zu bleiben; denn äußerst selten gieng

sie in Gesellschaften oder sah solche bei sich. Sie hatten einen einzigen Sohn, den die Mutter mit einer oft an's Komische grenzenden Zärtlichkeit behandelte. Das hat mir aber niemals wehe gethan, denn auch ich konnte mich in keiner Hinsicht beklagen, wurde allerdings wie der gesündere Sohn des Hauses, der schon einen Puff mehr aushalten konnte, behandelt, während ihr Gustav brustkrank sein sollte, was aber durchaus nicht der Fall war; auch hatte ich dadurch mehr Gelegenheit, mich mit andern wilden Burschen herumtummeln zu können, wovon ich den ausgiebigsten Gebrauch machte.

Die kleine Stadt Eupen hatte bedeutende Tuchfabriken, Wollhandlungen, Türkischrothfärbereien und einen sehr reichen Kaufmanns-Honoratiorenstand, eine Handelsaristokratie, die streng auf abgesonderte Kreise hielt, in denen mein Oheim — meine Tante hielt sich fern davon — gern gesehen wurde. War er doch ein ganz bedeutender Geschäftsmann und großer Wollkenner, dabei ein gemüthlicher Gesellschafter, dessen richtige Beurtheilung von Weinsorten immer Anerkennung fand. In seinem Club — ich glaube, er hieß das Casino — spielte er auch deßhalb eine bedeutende Rolle und war stets Partner der vornehmsten Whist- und l'Hombrepartien; leider aber blieb ihm das Glück nicht günstig, und da ich von meinem Eupener Aufenthalte, der fast ein Jahr währte, über mich nichts Bemerkenswerthes zu erzählen weiß, so will ich nur in ganz

kurzen Worten über den Ruin und Verfall dieſer ſo ſolid ſcheinenden Familie Etwas ſagen. Wirth hatte für Rechnung ſeines Hauſes auf eigene Hand ſpekulirt, dabei große Summen verloren, die er nicht zu decken vermochte, wofür er dem Geſetz gegenüber verantwortlich und mehrere Jahre in Schuldhaft blieb. Alles, was er beſaß, wurde verkauft, um einen Theil jener Schulden zu decken, und die arme Tante Karolinchen zog auf ein kleines Dorf bei Jülich zu ihrer achtzigjährigen Mutter, wo ſie bis zu ihrem bald erfolgenden Tode blieb. Ihr Sohn Guſtav, von dem ich lange Jahre nichts hörte, tauchte endlich nach Jahren brieflich wieder auf, indem er mir aus Batavia ſchrieb, wo er als ein holländiſcher Amtenaar lebte.

Was nun meinen Onkel Wirth ſelbſt anbelangt, ſo fand er mehrere kaufmänniſche Stellen, in denen er ſich aber nicht behaupten konnte oder wollte, reiſte eine Zeitlang für verſchiedene Weingeſchäfte, trieb dann auch ſelbſt einen kleinen Handel, ohne ſich aber je wieder emporhelfen zu können, und hatte ich dadurch in ſpäteren Jahren Gelegenheit, ihm für das, was er in meiner Kindheit an mir gethan, dankbar zu ſein; doch war er auf keine richtige Bahn mehr zu bringen, dabei aber nicht unglücklich, da ihn außer mir auch ſeine vielen ehemaligen Bekannten und Freunde bereitwilligſt unterſtützten und er bei einer Pfeife und einem guten Glaſe Wein ſeine beſſere Vergangenheit leicht vergaß; auch war ſein Tod

so sanft und angenehm wie möglich. Er starb zu Köln in einer Neujahrsnacht in seinem achtzigsten Lebensjahre, nachdem er froh und heiter aus einem Weinhause heimgekehrt war.

Warum ich damals nicht länger in seinem Hause blieb, weiß ich nicht, es kümmerte mich auch in meiner Sorglosigkeit wenig, trotzdem ich aus den wohlgeordneten, ja glänzenden Verhältnissen der Tante Karolinchen zu einer anderen Schwester meiner Mutter, Tante Lottchen, einer Wittwe, kam, die in mehr als bescheidenen Verhältnissen zu Düsseldorf lebte und wo ich bittere Erfahrungen jeder Art machen sollte. Obwohl ich erst vierzehn Jahre alt war, wurde ich weiter in keine Schule, sondern nur in den Religionsunterricht geschickt, um zur Konfirmation vorbereitet zu werden, was mir aber außerordentlich angenehm war, denn Düsseldorf bot ja des Interessanten und Amüsanten so viel. Da war der Rhein mit seinem für mich so fremdartigen Leben, Schiffe aller Art, die dort vorüberfuhren oder ankerten, die ersten Dampfboote, die ich sah, die Holländer-Barken, die aus- und einluden, das emsige Treiben der Lastträger, die glücklichen Fischerbuben, die stunden-, ja tagelang in der langsam treibenden Fluth angelten, die Schiffbrücke mit dem beständigen Wechsel von Menschen und Fahrzeugen der verschiedenen Formen, die ich freilich nur selten betreten konnte, da mir die zwei Pfenninge Brückenzoll fehlten, und von welcher ich doch so gern den majestätischen Strom betrachtete, der bei den schönen Ritter-

burgen und malerischen Felsen droben vorbeigeflossen war und nun nach dem merkwürdigen Holland trieb, wo das Land tiefer als die Kanäle lag, wo sich reiche Städte mitten im Wasser erheben und von wo es in die offene See ging, nach welcher ich stets eine unbeschreibliche Sehnsucht hatte.

Auch das Militär, das ich hier zum ersten Mal in verschiedenen Waffengattungen sah, reizte meine Einbildungskraft außerordentlich. Die Infanterie mit ihren prachtvollen Musikbanden, die Ulanen und Husaren, vor allem aber die Artillerie mit ihren damals für mich so geheimnißvollen Geschützen, Kanonen und vor allen Dingen Haubitzen und Mörser, wo ich stundenlang dem Exerzieren zuschauen konnte, ja wo ich mir unter den Unteroffizieren durch dieß standhafte Zuschauen Freunde erwarb, denen es Spaß machte, den schmächtigen Jungen, der ich war, mit dem schweren Wischer sich abmühen zu sehen, die auch wohl die Gewandtheit anerkannten, mit der ich über das hohe Rad die Lunte auf das Zündloch zu bringen wußte. Auch wurde mir zuweilen der ersehnte Eintritt in die Stallräume und Kasernenzimmer gestattet, wo man mich nicht selten mit einem Tropfen Schnaps und einem Stück Kommisbrod bewirthete.

Vor allem aber umschlich ich mit scheuer Bewunderung und großer Sehnsucht das Thor des Akademiehofes und sah dort mit stillem Neide die jungen Maler aus- und eingehen, glückselige, sorglose Menschen, heiter und lustig, meistens

ziemlich phantastisch angezogen, in verschnürten Röcken, wie sie damals Mode waren, weiche Hüte auf den lang herabwallenden Haaren. Auch im Hause meiner Tante lebte ein angehender Künstler, mit dem ich bald innige Freundschaft schloß, der mich Allerlei zeichnen ließ und der so freundlich war, mir einiges Talent zuzuerkennen, was ich aber in Wahrheit nicht besaß. Doch ließ es mir von da ab keine Ruhe mehr, ich wollte wenigstens den Versuch machen, in jene geheiligten Akademieräume einzudringen. Mein Freund, der Maler, lieh mir ein Zeichnenbrett, beklebte es mit einem Papier, gab mir Bleistift und Gummi elasticum; langes blondes Haar hatte ich gleichfalls und da die alte Magd meiner Tante, die mich unter ihren besondern Schutz genommen hatte, mein fadenscheiniges dunkles Röckchen mit ein paar schwarzen Litzen besetzt hatte, so konnte ich es schon wagen, eines Morgens in die Akademie zu gehen, und betrat ich, ohne viel zu fragen, den Saal einer Elementarklasse, wo ich mich bescheiden in einer Ecke an einem Pulte niederließ und meine künstlerische Laufbahn damit begann, daß ich, allerdings recht mittelmäßig, ein Ohr und eine Nase zeichnete. Es hinderte mich Niemand daran, ja, ein freundlicher alter Herr mit weißen Haaren, Professor Wintergerst, der unter den Schülern herumgieng, betrachtete meine Arbeit gleichfalls und korrigirte dieselbe mit einigen Strichen.

Nachdem ich aber ein paar Tage nacheinander die Klasse

besucht hatte, kam der Herr Professor, setzte sich neben mich auf die Bank und sagte mir, allerdings wohlwollend und freundlich: „Wie er gehört, hätte ich meine Eintrittsformalitäten nicht erfüllt, und wenn ich wünsche dem Unterricht unentgeltlich beizuwohnen, so müsse ich der Vorschrift gemäß ein amtlich beglaubigtes Armuthszeugniß beibringen.“ Damit waren denn selbstredend alle künstlerischen Bestrebungen zu Ende; denn ebensowenig wie meine Tante mir zu einem Armuthszeugniß behilflich gewesen wäre, würde sie für mich den Unterricht bezahlt haben.

In welchen Verhältnissen ich mich überhaupt in deren Hause befand, wußte ich nicht, habe es auch nie erfahren, und obgleich mein Vormund, der gestrenge Oheim Röhr, mir, als ich von Eupen nach Düsseldorf versetzt wurde, insofern einige Aufklärungen gab, als er mir sagte, daß durch seine großen Bemühungen und durch die Freundlichkeit einiger Gläubiger meines Vaters etwas allerdings sehr Geringes gerettet worden sei, so setzte er doch gleich hinzu, es reiche dieß bei Weitem nicht, um mich zu irgend einem Lebensberuf vorzubereiten und habe ich selbst das Bescheidene, was ich bei meiner Tante Lottchen erhalte, zu mindestens drei Vierteln von ihrer Mildthätigkeit anzunehmen. In diesen Worten lag allerdings der Sinn, daß etwas für mich bezahlt wurde, doch glaube ich selbst, daß es sehr wenig gewesen und nahm deßhalb auch dankbar und zufrieden mit dem Allerbescheidensten

vorlieb. Ja, ich machte mich in der kleinen Haushaltung so nützlich als möglich, hütete die jüngeren Kinder, gieng zum Einkaufen mit auf den Markt, half den Hafer ausmessen, womit die Tante einen kleinen Handel betrieb, und besorgte recht gerne andere Aufträge, die darin bestanden, Mehl, Brod und Aehnliches, was vor den Thoren der damals noch mit Schlacht- und Mahlsteuer behafteten Stadt Düsseldorf billiger zu bekommen war, einzukaufen. Da ich aber nicht wußte, daß man, um nicht mit dem Steuergesetz in Berührung zu kommen, nur eine gewisse kleine Quantität auf einmal einbringen dürfe, ich aber eines Tags im Diensteifer mehr als diese Quantität bei mir hatte und vielleicht zufällig beim Passiren der Zollstelle angehalten wurde, so ward ich entdeckt und man hielt mich als frevelhaften Schmuggler fest. Doch stellte es sich heraus, daß der Zollaufseher aus Burtscheid und ein ehemaliger Schüler meines Vaters war, weßhalb ich mit der Ermahnung loskam, diesen verbrecherischen Lebenswandel aufzugeben. Ach, ich hatte kaum einen schwachen Begriff von meinem Unrecht, ja vermochte dasselbe nicht als solches aufzufassen, auch reizte mich der Lohn, der, wenn ich glücklich heimkam, in einem Extrabutterbrod bestand, was damals für mich keine Kleinigkeit war. Man sieht übrigens aus diesem Beispiel, wie unschuldig man in der Jugend auf Abwege gerathen kann, und ich will davon einen noch viel schlagenderen Beweis geben. Ein Schwager meiner Tante

besaß ein paar Stunden von Düsseldorf mitten im Walde eine Mühle, wo ich zuweilen für einige Tage auf Besuch hindurfte, und war das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen. Da ich stets lustig und guter Dinge war, mochte mich auch dort Jedermann gut leiden und wurde ich ebensowohl von der Mutter des Hauses, der alten verwittweten Müllerin, als auch von deren Töchtern — die jüngste war sechzehn Jahre alt — auf's ausgiebigste verhätschelt. Ich bekam ein gutes Zimmer mit vortrefflichem Bett, und wenn mir auch in den ersten Nächten das Geklapper der stets laufenden Wassermühle etwas eigenthümlich vorkam, so gewöhnte ich mich doch bald so sehr daran, daß ich in der Nacht erwachte, wenn das Räderwerk einmal stille gestellt wurde. Unsere Mahlzeiten waren zahlreich und reichlich, ja die alte Nichte und mein junges Cousinchen steckten mir alle möglichen Leckerbissen zu; mit den Söhnen und Knechten durfte ich auf's Feld fahren, ja zuweilen im Sattel eines der Ackergäule heimkehren. Und dazu kam die herrliche Lage der Mühle auf einer Waldwiese, die rings mit prachtvollen Bäumen umgeben war, der murmelnde forellenreiche Bach, der die Räder trieb und aus einem höher gelegenen Weiher kam, wo sich häufig Wildenten sehen ließen. Daß auf diese von meinen Vettern gepürscht wurde, fand ich leicht begreiflich und konnte das von einem kleinen Badehäuschen aus geschehen, welches dort im Grünen versteckt war. Weniger

harmlos erſchienen mir ihre häufigen Jagdpartien, von denen ſie meiſtens mit Beute heimkehrten. Allerdings wurde das vor der Mutter und anfänglich auch vor mir geheim gehalten, doch als ich ein paar Mal auf der Mühle geweſen war und ſie mich zu dergleichen Heldenſtreichen geneigt und geſchickt fanden, durfte ich ſie, und zwar an einem ſchönen Sonntagmorgen zum erſten Male, begleiten. Noch vor Sonnenaufgang zogen wir aus, ſchlichen durch die Wälder und ſpähten, wo ſich Haſen hinter ſtarken Bäumen zum Schlafe eingethan hatten. Dort gaben wir, die vorausgiengen, den Nachfolgenden irgend ein Zeichen, worauf denn der arme Lampe im Lager erlegt wurde und es alsdann im ſchnellſten Laufe nach einem andern Revier des Waldes gieng. Die Gewehre, welche meine Vettern führten, waren zum Auseinandernehmen und während Schaft und Schloß vielleicht im Beſitz des Einen war oder ſich in einem hohlen Baume verborgen befand, diente der Lauf, mit Knopf und Zwinge verſehen, als harmloſer Spazierſtock. Das weite Jagdrevier gehörte einem Grafen H., und wenn wir damals einmal erwiſcht worden wären, ſo würde ich vielleicht nicht ſo glimpflich wie bei der unſchuldigen Schmuggelei davon gekommen ſein, ſondern wahrſcheinlich als jugendlicher Wilddieb meine Laufbahn begonnen haben.

Etwas von dieſer Waldidylle, in der ich mich ſo unbeſchreiblich glücklich befand, habe ich ſpäter in meinem Buche „Handel und Wandel“ benutzt und wer es dort durchlieſt,

mag mir glauben, daß es viel mehr Wahrheit als Dichtung enthält.

Aber nur allzubald giengen diese glanzvollen Tage meiner Jugend vorüber. Mit der Kunst hatte ich schon längst gebrochen, aber nicht ohne ein Meisterwerk angefertigt zu haben, welches das unbändigste Vergnügen aller erregte, die es sahen. Mein eigenes Porträt nämlich, im Spiegel gemalt, an welchem das Merkwürdige und wirklich Bewunderungswerthe war, daß das grünlich blasse Gesicht mit dem melancholischen Ausdruck, den ich wahrscheinlich nur im Eifer des Schaffens angenommen, mir wirklich etwas ähnlich sah. Den oben erwähnten Teint anbelangend, so kann ich ihn für jene Zeit nicht ableugnen; ich war mager, bleich und hohläugig, so daß meine Großmutter, die verwittwete Frau Pfarrerin Röhr, damals schon eine Frau hoch in den Siebzigen, die ihre kleine Pension bei der Tochter verzehrte, vielleicht auch dieser damit aushalf, von mir kopfschüttelnd und in salbungsvollem Tone zu sagen pflegte: „Du bist eben vollständig aus der Art geschlagen.“ Die alte Frau liebte es, spruchweise, meistens mit Anklängen aus der Bibel zu reden, wobei sie den Finger an die Nase legte, mich mit ihren großen, etwas starr gewordenen Augen betrachtete und etwa im Predigertone sagen konnte: „Es steht allerdings in der Schrift geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; aber du machst eine unrühmliche Ausnahme davon; denn deine Mutter, meine Tochter

Luise, Gott habe sie selig, war eine schöne und stattliche Frau; du dagegen hast einen wahren Schattenkopf."

Häufig sagte sie mir auch: „Deine Rede sei ja, ja! nein, nein! und was darüber ist, ist vom Uebel," oder: „Jung', Jung', beachte vor allen Dingen Römer dreizehn, Vers sieben: Ehre dem Ehre gebührt! denn damit kannst du durch die Welt kommen," und muß ich hier gestehen, daß ich mich bei der Befolgung dieses Rathes der guten, alten, gestrengen Frau stets recht wohl befunden habe. Auch habe ich ihrer dankbarst in „Handel und Wandel" gedacht und sie geschildert, wie sie auf ihrem rothkarrirten Ruhkissen saß und aus einer kleinen goldenen Dose, dem kostbarsten Erbstücke ihres verstorbenen Eheherrn, schnupfte.

Meine Zeit wurde jetzt sehr in Anspruch genommen durch das Erlernen der Konfirmationsaufgaben, von deren mindestens hundert Fragen bei der öffentlichen Prüfung in der Kirche eine oder zwei — welche, wußte man begreiflicherweise nicht — korrekt beantwortet werden mußten. Auch erhielt ich verschiedene Briefe von meinem Oheim, die nichts weniger als freundschaftlich für mich lauteten; er habe erfahren, daß ich meine Zeit mit allerlei unnützen Dingen zersplittere — als wenn ich irgend etwas Nützliches zu thun gehabt hätte — daß ich mich mit den Malern abgebe, gewiß ohne von ihnen etwas Gutes zu lernen, daß ich mich stundenlang auf den Exerzierplätzen umhertreibe und, so leichtsinnig

das auch sei, könne es ihm doch als Fingerzeig des Schicksals dienen, denn von mir würde es wahrscheinlich doch am Ende wie von so vielen andern unnützen Subjekten heißen: „Wer nicht dem Worte seiner Eltern und Lehrer folgen will, der muß dem Kalbfell folgen," doch wolle er dem Andenken meiner Mutter, seiner Schwester zu lieb, es doch vorher noch auf andere Art versuchen und habe er mir deßhalb nach unendlicher Mühe eine Stelle als Lehrling in einem Modewaarengeschäft zu Elberfeld ermittelt, wo ich fünf Jahre unentgeltlich dienen, dafür aber Kost und Logis im Hause erhalten solle.

So wenig erfreulich für mich diese Aussichten waren — denn einmal fühlte ich für den ganzen Handelsstand keine große Neigung, am wenigsten aber für jenen Zweig desselben, in welchem man mit Elle und Scheere hinter dem Ladentisch stehen muß — so hatten sich doch die an sich schon trüben Verhältnisse im Hause meiner Tante so unangenehm gestaltet, daß mir jede Art von Veränderung willkommen sein mußte. Obgleich schon im reiferen Alter stehend und seit vielen Jahren Wittwe, hatte sie doch den unbegreiflichen Bewerbungen eines weit jüngeren, allerdings hübschen Mannes nicht widerstehen können und heirathete ihn auch, entgegen dem Rath und gegen die Bitten ihrer und seiner Mutter.

Mir und gewiß Jedermann war das förmlich unerklärlich, wenn man die ältere, verlebte Frau neben dem jungen, frisch aussehenden Manne sah! Dabei hatte er etwas gelernt,

war Kaufmann, allerdings ohne Geschäft, schrieb eine schöne Handschrift, seine Mutter hatte sogar einiges Vermögen, und so wurden die großartigsten Pläne gemacht, die aber an einer anfänglich allerdings sorgfältig verdeckten Klippe scheiterten. Mein neuer Verwandter war nämlich einer der furchtbarsten Gewohnheitssäufer, die mir je vorgekommen sind. Welche entsetzlichen Scenen mußte ich da erleben! Wie alle durch Trunk geschwächte Menschen konnte er nicht viel ertragen, trank aber, was er nur bekommen konnte, Wein, Bier, Schnaps, Alles durcheinander und nie werde ich die Verzweiflung seiner Frau vergessen, als ihr diese unheilbare Leidenschaft in einem ekelhaften Augenblicke vollständig klar wurde. So kam unter Noth und allerlei Kümmernissen — auch wegen Beschaffung meiner feierlichen Kleidung, die endlich aus einem aufbewahrten schwarzen Anzuge meines armen Vaters hergestellt wurde — der Tag meiner Konfirmation heran, bei welcher ich ganz leidlich bestand und worauf ich alsdann, in die christliche Gemeinde aufgenommen, meinen Weg durch das Leben ganz allein beginnen sollte; ganz allein — ohne von irgend Jemand in die neue Laufbahn eingeführt und meinem Prinzipal vorgestellt zu werden; ohne genügende Ausrüstung von Kleidern und Wäsche, ja, wie ich mir selber gestehen mußte, auch ohne die nöthigen Vorkenntnisse, um etwas Tüchtiges leisten zu können. Und doch freute ich mich ganz unsäglich auf den Tag meiner

Erlösung aus dem Hauswesen der neu verheiratheten Tante, obgleich dieses Hauswesen durch Zuschüsse meiner Großmutter und der Mutter des jungen Ehemannes einen etwas bessern Anstrich bekam. Er hatte ein Geschäft gegründet, eine Essigfabrik, von welcher man sich alles Mögliche versprach, und deren Ertrag auch zu einem behaglichen Unterhalte ausreichend gewesen wäre, wenn er nicht neben den großen Fässern, worin er seinen Essig bereitete, gewisse kleine Fäßchen mit Wein und Spirituosen allzu häufig und ungemischt für sich selbst in Anspruch genommen hätte.

Da traf mich ganz unerwartet, es war im Herbst, der harte Schlag, daß von meinem Prinzipal in Elberfeld die Nachricht einlief, mein Eintritt in sein Geschäft könne erst im nächsten Frühjahr stattfinden. Ich war niedergeschlagen, ja der Verzweiflung nahe, denn trotz Allem hatte ich mich in jugendlichem Leichtsinne schon den glänzendsten Hoffnungen hingegeben; meine Phantasie, stets bereit Luftschlösser zu bauen, versprach mir schon das Loos des bekannten Dick Whittington, der, ein elternloser Knabe, unter gleich ärmlichen Verhältnissen, eine kleine Katze im Arm, seine Geburtsstadt London verließ, von dem Läuten der Glocken von Highgate begleitet, die in ihren Klängen deutlich zu ihm sprachen: „Zurückkehren wirst du und Lord Mayor werden," — die höchste städtische Würde — die er auch in der That errang.

Und dazu das Gefühl, meinen Verwandten eine Last

zu sein! — weßhalb ich denn auch mit Begierde die mir dargebotene Gelegenheit ergriff, um mich in dem neuen Geschäfte meines Verwandten nützlich zu machen, wo sich mir in den allerdings einfachen Büchern und der noch einfacheren Korrespondenz zugleich ein Blick in kaufmännisches Wesen eröffnete. So nahm ich denn das in kurzem wohlgemuth und heiter hin, ja ergriff den Vorschlag, für das Geschäft im Umkreise von Düsseldorf kleine Fußreisen zu machen. In meinem Konfirmationsanzuge sah ich sehr anständig aus und so ging ich denn eines Tages, die Essigmuster in kleinen Fläschchen bei mir tragend, auf die benachbarten Dörfer und stellte mich in den dortigen Spezereiläden als Reisenden des Hauses Rötger-Wille vor. Sei es aber nun, daß die Fabrikate weder gut noch preiswürdig waren, oder daß ich nicht die nöthige Ueberredungskunst besaß — kurz, ich machte schlechte Geschäfte, und da ich daraus zu entnehmen glaubte, daß ich überhaupt zum Kaufmannsstande keine Talente besitze, so fühlte ich mich in meiner trostlosen Lage unglücklicher als je.

Doch ging auch diese harte Zeit vorüber und als ich endlich im nächsten Frühling, meine Siebensachen in ein kleines Bündel geschnürt, einen halben Thaler in der Tasche, Düsseldorf verließ, um den grünen Bergen zuzuwandern, hinter denen Elberfeld liegt, löste es sich von meinem Herzen wie ein beengender Reif, und mit der Lerche, welche trillernd den dampfenden Ackerfurchen entstieg, jubelte ich froh und glücklich auf.

Halbwegs in dem kleinen Städtchen Mettmann ließ ich mir für ein Drittel meiner Baarschaft Kaffee, Brod und Butter geben und ein süßeres Gefühl, wie ich hier, hungrig, durstig und ermüdet, empfunden, als ich in der duftigen Fliederlaube ausruhend und genießend — zum ersten Male mein eigener Herr — saß, habe ich in meinem späteren Leben selten wieder gehabt. Dann gieng es mit frischen Kräften nach Elberfeld, in die Schwanenstraße zu Karl Johann Sasse, wo ich freundlich und wohlwollend aufgenommen wurde. Der Prinzipal, ein schon älterer, etwas verdrießlich aussehender Mann, was er aber eigentlich nicht war, trug die Brille auf der alleräußersten Nasenspitze und meinte, mich über die Gläser hinaus betrachtend, er hätte mich stärker und größer geglaubt, wogegen seine ziemlich starke Frau einwarf: „Das würde ja mit jedem Tage besser werden, und die Hauptsache sei, daß ich mich treu, fleißig und willig finden lasse."

Der älteste Sohn, lang, hager mit eingefallenen Wangen, führte das Geschäft; dann war eine Tochter da, von über zwanzig Jahren, ein zweiter erwachsener Sohn, der kränklich war, oder es wenigstens sein wollte und deßhalb von der Mutter auf's äußerste verzärtelt wurde, und endlich der Jüngste, heiter und aufgeweckt, der gerade im Begriff war, nach Lyon zu gehen, um dort die Seidenfabrikation zu erlernen. Später wurde ich im Laden dem Buchhalter, Herrn Teufel, sowie der Gehilfin, einer hübschen dicken Holländerin, vorgestellt.

Das Haus des Prinzipals war streng katholisch und trieb der älteste Sohn seine Andachtsübungen oft so weit, daß er mitten in seinem Zimmer niederkniete, um mit aufgehobenen Händen zu beten. Daß ich der evangelischen Kirche angehörte, hatte übrigens durchaus nichts zu sagen, und wüßte ich mich auch keiner einzigen Gelegenheit, ja nur eines Wortes zu erinnern, das mich in dieser Beziehung beunruhigt hätte.

Ueberhaupt war die Familie im höchsten Grade anständig, verfuhr in jeder Beziehung nach den solidesten Grundsätzen und war deßhalb auch in der Stadt hoch geachtet. Auch kam man mir anfänglich freundlich und wohlwollend entgegen, und wenn ich an einer Aenderung dieses Verhältnisses nicht ganz schuldlos war, so lag doch der Hauptgrund darin, daß ich mich für den Handelsstand überhaupt, namentlich aber für das Detailgeschäft durchaus nicht zu interessiren vermochte, und daß es mir an den nöthigen Mitteln gebrach, im Aeußern so aufzutreten, wie es ein anständiges Haus von seinem Lehrling verlangen konnte.

Es war ein klarer Frühlingstag, als ich nach meinem eigentlich ersten freien und ungehinderten Spaziergang durch ein Stück der weiten Welt in das Geschäft eintrat; von grünen Bäumen und Wiesen, Blumen und Blüthen — alles das umspielt von glänzenden Sonnenstrahlen — wurde ich in den düstern Hof des Hauses versetzt, wo ich über den

Hintermauern der benachbarten Häuser nur ein dürftiges Stückchen blauen Himmels sah.

Es wurde gerade die jährliche Bilanz angefertigt, jedes Stück Seide, Merino, Kattun, jede Rolle Band nachgemessen, um so die Aktiva der Handlung feststellen zu können, und da Jedes dabei beschäftigt war, so mußte auch ich mithelfen, indem ich im Hofe Merino ausklopfte und dabei die ersten Handgriffe des Aufwickelns lernte. Später wurden mir die Lampen des Ladens zum Reinigen übergeben und da ich mich dabei nicht ungeschickt anstellte, auch das Schließen des Ladens leicht begriff, so meinte der älteste Sohn, der zugleich Prokurist war, als wir bei dem gemeinschaftlichen Nachtessen saßen: „Wenn es so fortgienge, würden wir wohl in gutem Frieden mit einander auskommen."

Was ich in den nächsten Wochen und Monaten von kaufmännischem Wesen und Treiben sah und lernen sollte, bestand allerdings in den Anfangsgründen und wurde von mir leicht erfaßt, war aber im Grunde ganz prosaischer Art und völlig interesselos für mich: am frühen Morgen das Oeffnen des Laden, dann beim Dekoriren der Ladenfenster durch alle möglichen Waarengattungen als Handlanger dienen, später nachsehen, ob die Stücke in den Fächern und Kästen hübsch geordnet waren, dann Briefe kopiren, die geschriebenen zur Post bringen und dort die für das Haus eingelaufenen abholen. Das und Waarenpackete austragen, waren für mich

die Glanzpunkte des Tages, und gewährte es mir ein außerordentliches Vergnügen, im Posthofe den ankommenden Eilwagen zuzuschauen oder das Abschiednehmen der Passagiere zu betrachten, wobei dann ein Hauptgrund meines Interesses in der Sehnsucht lag, auch eines Tages dort zu einer weiten, weiten Reise in's Coupé steigen zu dürfen. Wie beneidete ich die Reisenden, die, sobald der Postillon geblasen, sich behaglich rauchend in ihre Ecke lehnten und von dem lustig trabenden Viergespann in die weite Welt hinausgezogen wurden.

Bei diesen Betrachtungen verspätete ich mich allerdings zuweilen und wenn Herr Karl, der älteste Sohn, dadurch auf seine Briefschaften warten mußte, so zog er wohl seine Augenbrauen hoch empor und meinte: das möchte nicht so bald wieder vorkommen. Zu Hause wurden Musterkarten aufgeklebt, wobei ich stets des Winkes der Ladengehilfin gewärtig sein mußte, um vermittelst der Leiter schwere Waarenpackete herabzulangen, und durfte ich dann wohl bescheiden in einer Ecke stehen bleiben, um zu erlernen, wie man mit den Kunden überhaupt umzugehen habe; doch hatte ich dazu nun einmal gar kein Geschick und mußte dem Buchhalter, Herrn Teufel, Recht geben, wenn er sagte: „Ich sei für die Kunden, was die Vogelscheuche für die Spatzen.“ Ueberhaupt war ich dem Herrn Teufel speziell zur kaufmännischen Erziehung übergeben worden und kann ich nicht sagen, daß

er mich allzustreng, schroff und ohne Nachsicht behandelt hätte. Im Anfang gieng bei mir Alles leidlich gut; ich war flink bei der Hand, wenn es auswärts Aufträge zu besorgen gab, und betrachtete es dabei als das höchste Glück, wenn mich diese Aufträge weit auf benachbarte Dörfer hinausführten und ich dazu die nöthigen Stunden Zeit, sowie einige Groschen erhielt, um mir dafür irgend eine Erfrischung kaufen zu können.

Neben dem Manufaktur- und Modewaarenladen betrieb die Firma L. J. Sasse eine Seidenfabrik, allerdings in nur sehr kleinen Verhältnissen, zu der auch ich zugelassen wurde, um hilfreiche Hand zu leisten, wenn auf der Wiegekammer den Webern Kette und Einschlag zugewogen oder die fertigen Seidenstücke vermittelst dünner Eisenschienen in's Stab- oder Metermaß gelegt wurden. Für alles das war ich sehr anstellig und gut zu brauchen, benahm mich auch dabei so fleißig und ordentlich als möglich, nur um dem Laden fern bleiben zu dürfen, wo die Beschäftigung mit Elle und Scheere, sowie das ewige Aufräumen der durcheinander geworfenen und zerrissenen Waarenstücke doch wahrlich keine Beschäftigung für einen jungen Mann war, welcher, wie ich, schon mit Künstlern und Militär Umgang gepflogen, auf die Jagd gegangen war und vierspännige Heuwägen höchstselbst nach Hause kutschirt hatte.

Auch liebte ich die Wiegekammer, weil sie mir Gelegen-

heit zu den oben erwähnten Exkursionen gab, denn diese galten meistens saumseligen Webern, um sie zur raschern Lieferung anzutreiben, und ich war unbeschreiblich glücklich, wenn ich alsdann die Stadt hinter mir hatte und oft im Winter bei tiefem Schnee und Eis über die Berge schritt. Wie konnte ich da lange Zeit zuschauend an einem halbgefrorenen Bache stehen bleiben, die mit Schnee bedeckten Moose und kleinen Sträucher betrachten, wie sie unter der weichen, weißen Decke so ganz eigenthümliche Formen annahmen! Dabei beschäftigten mich stets die Märchen, die ich gelesen, und ich konnte mir einbilden, wenn ich jene Waldhalde hinaufschritt, plötzlich vor dem wunderbarsten Feenschloß zu stehen. Obgleich damals schon etwa fünfzehn Jahre alt, war ich doch noch kindisch genug, um mich bei diesen Ausflügen, sobald ich mich gänzlich allein sah, eines langen Stockes als Steckenpferdes zu bedienen, welches unterschiedliche phantastische Namen bekam, bald ein Araber, bald ein Andalusier war und mir freundlichst zum Ritt in irgend ein fabelhaftes Land diente.

Auch auf dem Waarenmagazin, einem großen Gelasse im Hinterhause, machte ich mir gern zu schaffen, räumte auf, klopfte alte Stücke aus und ordnete mit Vorliebe Ladenhüter der ältesten Art. Was war auch hier für seltsames Zeug beieinander! Bunte Waaren und allerlei Dinge, die von fremden Nationen in weit entfernten Ländern erzählten. Teppich-

reſte aus Smyrna, Muſter von ſchwarzen Tuchſtoffen aus Flandern, oder von ſchönem, ſchwerem Atlas aus Genua, große Stangen ächten Fiſchbeins — damals kannte man das Surrogat aus Büffelhorn noch nicht — verblichene Straußenfedern, Schachteln voll jener phantaſtiſchen Blumen aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht, die, wie ich öfter in Aachen geſehen, von den Bauern bei Bittgängen und Prozeſſionen getragen wurden. Und bei dieſen Dingen aller Art dienten die Etiketten, die daran hiengen, zur Erklärung ſowie zur Steigerung meiner Phantaſie. Hier waren Schiffe mit vollen Segeln, welche gerade in der Bucht eines fernen Welttheils anlegten. Die Matroſen ſchwenkten ihre Hüte und ſchlanke Palmen und Brodfruchtbäume nickten über den Uferrand. Du lieber Gott, wer das einmal in Wirklichkeit anſehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke ſtand und das Maul vor Erſtaunen aufriß; kameelhaarene Zeuge zeigten lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Ach und dabei erinnerte ich mich jener angenehmen Stunden des Müßiggangs, wo ich dem Kameelführer mit ſeinem Thiere durch alle Straßen gefolgt, den kleinen roth angezogenen Affen bewundert und mich nach dem Lande geſehnt, wo dieſe Thiere wild umher ſpringen.

Bald aber kam Herr Karl hinter meine Schliche, daß ich auf dem Waarenmagazin nichts Anderes that, als träumend

alle die Herrlichkeiten zu betrachten, und unter abermaligem höherem Aufziehen seiner tiefschwarzen Augenbrauen wünschte er, mich nicht wieder so unthätig zu finden.

Bisher aber war Alles noch ziemlich leidlich gegangen, ja man hatte angefangen mich Rechnungen aus der Kladde in das große Ladenbuch eintragen zu lassen, auch hatte ich mich schon an Korrespondenzen versucht und dem Herrn Müller oder Meier anzeigen dürfen, daß seine Einsendung von hundert und einigen Thalern gleichlautend bei uns gebucht worden und wir mit hochachtungsvollem Gruße seine ganz ergebensten per Karl Johann Sasse & Sohn verblieben; doch konnten dergleichen Briefe vorläufig noch nicht abgeschickt werden, da Herr Karl meine Handschrift mit bedeutendem Kopfschütteln noch für allzu schülerhaft erklärte. Was meine Uebertragungen in's Ladenbuch betraf, so zeigten sich dabei einige unangenehme Differenzen, da ich hier einem Schuldner zu viel aufgebürdet, dort einen andern gar nicht erwähnt hatte, und dieß gab zum ersten Male Veranlassung zu ziemlich ernsten Erörterungen zwischen dem Herrn Karl und mir, wobei er schließlich meinte, daß das nicht so fortgehen könne und er, wenn seine Ermahnungen nichts fruchteten, meinen gestrengen Vormund und Oheim ersuchen müßte, mir einmal ernstlich das Gewissen zu schärfen.

Auch bei der Prinzipalin hatte ich es bei verschiedenen Gelegenheiten tüchtig verschüttet; die alte Dame hielt die Laden-

schlüssel in Gewahrsam und wurden mir dieselben Morgens früh durch die Schlafzimmerthüre gereicht, wobei sie aber, als im ausgesprochensten Negligée, begreiflicherweise nicht gesehen sein wollte, und als ich eines Tages unten vergaß, ihr, wie gebräuchlich, „guten Morgen" zu wünschen und sie mich darüber zur Rede stellte, so erwiederte ich gedankenlos: „O ich habe Sie ja heute Morgen schon gesehen." Dann klagte sie häufig über Magendrücken und trank dagegen eine braunaussehende Flüssigkeit aus einer nicht ganz medizinglasartig aussehenden Flasche, wobei ich ihr, zufällig vorüberkommend, ohne alles Arg guten Appetit wünschte. Mit dem Prinzipal selbst kam ich am besten aus, weil er sich um das Geschäft eigentlich gar nicht bekümmerte und mir nur Aufträge gab, wenn ich privatim für ihn etwas zu holen hatte, was ich denn auch jedesmal äußerst rasch und pünktlich besorgte.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit trat ein anderer junger Mensch unter wesentlich günstigeren Verhältnissen als ich in's Geschäft, er hieß Weidemann, war älter, der Sohn vermöglicher Eltern aus Neuwied, die für ihn Kost und Logis zahlten, weßhalb er nicht wie ich fünf, sondern nur drei Jahre zu dienen hatte. Auch waren seine Vorkenntnisse besser als die meinigen, er schrieb eine gute Handschrift und da er Neigung zum Kaufmannsstande hatte, auch pünktlicher und fleißiger war als ich, so hatte er mich bald überflügelt und dadurch meine Stellung unangenehmer gemacht. Doch lag

es nicht in seiner Absicht, mich zurückzusetzen, vielmehr war er ein guter Kamerad, der mich schonend auf meine Fehler aufmerksam machte, auch häufig dieselben zudecken half. Da er sich hauptsächlich dem Ladengeschäfte widmete — er wollte später ein ähnliches begründen —, während ich nach wie vor mehr die auswärtigen Aufträge besorgte, so hätte ich immerhin neben ihm bestehen können, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse nicht gestattet hätten, in Allem, auch was seinen Anzug betraf, so äußerst vortheilhaft gegen mich hervorzutreten. Als höchsten Staat trug ich noch immer meinen Konfirmationsrock und wenn ich denselben auch durch alle möglichen Kunstmittel — auffärben mit Tinte an gar zu abgeschabten Stellen oder Umwechseln der Knöpfe, indem ich die defekten an minder hervorragende Stellen setzte — ziemlich anständig erhielt, so war es dagegen mit meiner Wäsche äußerst schlecht bestellt, und ich mußte, da es mir auch am Gelde fehlte, sehr oft die damals noch gebräuchlichen Vorhemdchen selbst waschen, stärken und bügeln. Neben meinen schwarzen Beinkleidern hatte ich nur noch ein einziges anderes Paar von hellem Baumwollstoff, dem ich gleichfalls eigenhändig oftmals die nöthige Auffrischung zu geben versuchte, und ich erinnere mich wohl, dasselbe öfters, um das andere zu schonen, noch feucht angezogen zu haben, wobei es sich an einem recht kalten Morgen, spät im Oktober, ereignete, daß, als ich die Briefe auf der Post holte, ein junges, sehr wohl

angezogenes Herrchen achselzuckend zu einem andern sagte: „Der da muß innerlich gut eingeheizt haben!“

Wenn es nicht das glückliche Vorrecht der Jugend überhaupt und manches Charakters insbesondere wäre, sich über derartiges leicht hinwegzusetzen, so hätte ich sehr unglücklich sein müssen; besonders da man auch im Hause des Prinzipals anfieng, meine gar vernachlässigte Toilette achselzuckend zu betrachten, und ich glaube auch, daß Herr Karl meinem Oheim darüber schrieb; doch habe ich dessen Antwort nie erfahren, da ein anderes, an sich noch viel unangenehmeres Ereigniß dagegen so freundlich war, mich für den Augenblick wenigstens aus den damaligen mißlichen Verhältnissen herauszureißen.

Ich erkrankte nämlich und zwar an einem Hautausschlage, den der Arzt des Hauses nach damaligen Begriffen für ansteckend und nur durch eine Kur heilbar erklärte, die im Hause selbst nicht vorgenommen werden könnte, weßhalb mir im bürgerlichen Spital ein Zimmer gemiethet und ich dorthin geschickt wurde. Mit recht schwerem Herzen trat ich diesen Gang an, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Straße meine Lippen fest zusammenbiß, um nicht durch lautes Schluchzen Aufsehen zu erregen, fand aber recht bald meinen Gleichmuth wieder, besonders, nachdem ich in das Krankenhaus, das ich mir trüb und abscheulich vorgestellt, eingetreten und dort wohlwollend aufgenommen worden war. Es war

ein großes und neues Gebäude mit langen Korridoren und weiten Zimmern; in dem, wohin ich gebracht wurde, herrschte eine behagliche Ofenwärme, die wir in unserem unheizbaren Schlafzimmer häufig vermißt hatten; in jeder Ecke stand ein leeres Bett, von denen ich mir eines aussuchen durfte; überhaupt blieb ich der einzige Bewohner der Stube, da es in dem neuerbauten Hause noch wenig Kranke gab. Von meinem Fenster sah ich auf die umliegenden Höhen, deren Wälder am Tage meiner Ankunft im Spital unter Sonnenschein im farbigen Herbstschmucke glänzten; unten zog die hier schon durch die vielen Färbereien getrübte Wupper vorüber und sah das schmutzige Wasser am andern Tage durch dichten Nebel und Regen so trübselig zu mir herauf, daß mich eine tiefe Traurigkeit hätte ergreifen müssen, wenn nicht eine plötzliche Erleuchtung, von meinem Innern ausgehend, das stille, jetzt im trüben Lichte eines Regentages so melancholisch erscheinende Krankenhaus zu einem glänzenden Wunderpalaste umgewandelt hätte.

Ich saß mit zusammengefalteten Händen auf meinem Bette und schaute recht betrübt auf die grauen Kalkwände des weiten und öden Gemaches. Da kam mir auf einmal die Idee: Warum soll ich mir das, und sei es auch nur zu meiner Unterhaltung, nicht anders vorstellen und in meiner Phantasie so umformen können, daß ein Gemach daraus entstünde, wie solche, von denen ich schon in Märchenbüchern gelesen. Die

Wände farbenprächtig, die Decke vergoldet, statt des kleinen Fensters ein solches mit hohen Bogen und vor demselben Palmen und andere fremdartige Bäume im Winde rauschend. — Und diese Verwandlung vollzog sich rasch, leicht und vollständig, ja, ich vermochte es, das Gemach mit Bewohnern zu bevölkern, mit einem alten Muselmanne, der einen langen schneeweißen Bart hatte und über allerlei Schuldige und Unschuldige zu Gericht saß, die beste Art, zuletzt auch mich selbstredend einzuführen, denn nachdem alles mögliche Volk, Kameeltreiber und Wasserträger, Melonenverkäufer und entlaufene Sklaven abgeurtheilt waren, winkte mir der ehrwürdige Muselmann vorzutreten und mich zu entschuldigen, daß ich in den Garten des Emir So und So eingestiegen sei und Pfirsiche genascht habe. — „Kannst du das leugnen?“ — „Nein, erhabener Richter, aber die Noth trieb mich dazu, denn es hungerte mich.“ — „Wie kommst du überhaupt in dieser fremdländischen Kleidung zu uns? Erzähle mir deine Geschichte.“ — Und dann begann ich von meiner Kindheit zu sprechen, von dem, was ich Alles schon erlebt und erlitten, wie ich den Muth gefaßt, fremde Länder aufzusuchen, mich einer Karawane angeschlossen, die von Räubern überfallen worden war, vor denen ich mich durch die Flucht gerettet, weiter und immer weiter gelaufen sei, bis ich endlich hungrig und durstig Pfirsiche im Garten des stolzen Emirs geraubt.

Dann gähnte der ehrwürdige Richter, Alle, die im Saale

waren, sahen sich an und gähnten gleichfalls und verschwanden zu gleicher Zeit; meine Phantasien lösten sich in bunte glänzende Linien auf und von Allem blieb nichts übrig als die trübe Wirklichkeit, das graue Gemach mit dem kahlen Fenster, von dem ein melancholischer Landregen herabträpfelte. Trotz alledem aber fühlte ich mich tief bewegt und hoch erfreut; denn ich brauchte ja nur das, was ich mir eben selbst erzählt, was ich vor mir gesehen, was ich gedichtet, niederzuschreiben, um künftig in der allerschönsten und allervornehmsten Gesellschaft leben zu können und all das Unangenehme zu vergessen, das mich hiehergebracht, um selbst hinter Mauern, doch frei in der Welt umherschweifen zu können. Ich hatte ein Schreibheft mitgebracht, worin ich Concepte von Handlungsbriefen an eingebildete Firmen zur Uebung schrieb. Es enthielt grobes, ziemlich graues Papier und dahinein beschloß ich mein erstes jedenfalls unsterbliches Werk niederzuschreiben.

Der Abend des langweiligen Regentages war bereits hereingebrochen, man hatte mir ein trüb brennendes Licht gebracht, das, nicht im Stande mein Zimmer zu erhellen, nur dazu diente, die in den Ecken lauernde Finsterniß zu zeigen. Zum Regen, der draußen immerfort niederrauschte, hatte sich ein sturmartiger Wind gesellt, kurz es war eine ungemüthliche Nacht, wenig geeignet, um die Phantasie für schlanke Palmen, sanft plätschernde Brunnen und goldenen

Sonnenschein zu begeistern. Weit eher gelang es, sich in ein altes Ritterschloß zu versetzen, wo die bangharrende Hausfrau auf das Toben des Forstes lauscht, den ihr treues Gemahl, zur selbigen Stunde nach Hause eilend, durchreitet. — Doch auch das paßte mir nicht. Ich hatte schon damals einen Widerwillen gegen dergleichen Ritter- und Räubergeschichten und wenn es nicht das Morgenland sein konnte, so beschäftigte sich meine Phantasie am liebsten mit dem, was ich selbst gesehen und erlebt.

Mein eigener Zustand im Krankenhause war indessen zu prosaisch, um darüber zu schreiben. So verwandelte ich also dasselbe in ein altes Kloster, wo der Held der Geschichte zu Gaste war, wo er, Abends ankommend, in ein gleich ödes Gemach wie das meinige gebracht wurde und dort eine der furchtbarsten Gespenstergeschichten erlebte, die je eine Haut gruselig und Haare sträuben gemacht haben. Und daran schrieb ich eifrig Tag um Tag. Den Gang dieser Geschichte habe ich allerdings vergessen, flocht aber, soviel ich mich erinnere, auch eine Liebesgeschichte ein, deren Gegenstand die Tochter des Kastellans war, und da Kastellanstöchter meistens geliebt und entführt werden, so geschah das auch hier, wobei indessen ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Gitter insofern eine Vermittlungsrolle spielte, als es sich nicht öffnen ließ, wodurch Er diesseits, Sie jenseits — das heißt des Gitters — abgefaßt worden wären, wenn nicht das gütige Hausgespenst, zur

rechten Zeit erscheinend, die Verfolger in die Flucht gejagt hätte.

Kurz, es muß eine ganz greuliche Geschichte gewesen sein und dabei recht lang; denn als das graue Schreibpapierheft zu Ende war, erhielt ich durch die Güte des Krankenwärters eine ziemliche Anzahl bläulicher Bogen, die gleichfalls nicht ausreichten, so daß das große Werk auf Blättern von röthlicher Farbe zu Ende gebracht wurde. Ich muß dieser verschiedenen Papiersorten ausdrücklich erwähnen, da die Bezeichnung derselben das Einzige war, was von meinem Erstlingswerke in die Oeffentlichkeit kam.

Ich hatte vier Wochen zur Vollendung desselben, sowie zu meiner Kur gebraucht und betrat, mein Manuskript anbelangend, das Haus meines Prinzipals mit großen Hoffnungen, nicht als ob ich beabsichtigt hätte, dasselbe dem Herrn Karl vorzulesen, sondern ich baute die fabelhaftesten Luftschlösser in der Hoffnung, gedruckt zu werden und durch die Vortrefflichkeit meines Werkes vielleicht einen Wohlthäter zu finden, der sich meiner annähme, der eines Tages im Laden erscheinen würde, um mich zu einer glänzenden Zukunft mit sich fort zu nehmen. Von Honorar hatte ich natürlicherweise noch gar keine Ahnung, und wenn auch der große Wohlthäter nicht kam, so zitterte ich doch schon vor Freuden bei dem Gedanken, den Anfang meiner Novelle: „Es war an einem trüben Novembertage“ im Elberfelder Anzeiger

gedruckt zu lesen. Es war dieß ein Blatt, von einem Postsekretär mit dem wunderlichen Namen Krackrügge redigirt, was er indessen nicht ohne Geschick that und wofür er Belesenheit genug hatte, um jeder Nummer, ich glaube das Blatt erschien zweimal wöchentlich, irgend ein Citat aus deutschen Dichtern vorzusetzen.

Daß ich mein Manuskript in großer Bewegung verpackte und versiegelte — es mußte dieß ja Alles heimlich geschehen — wird man mir auf's Wort glauben, ebenso, daß ich lange mit mir zu Rathe gieng, um es so unerkannt als möglich dem Redakteur zu übermitteln, und besorgte ich endlich dieß Letztere, indem ich es: „An den Postsekretär Krackrügge" überschrieben in den Briefschalter steckte. Von Furcht und Hoffnung hin- und hergetrieben, nahm ich zagend jede neue Nummer in die Hand, um zitternd zu der Stelle zu gelangen, wo die schöne Literatur anfieng, und ich glaube, wenn ich vor den Augen meines Prinzipals zum ersten Male den Anfang meiner Novelle erblickt hätte, die Kniee wären mir zusammengeknickt; hatte ich doch eine Ahnung, als wisse er um meinen schriftstellerischen Versuch und komme daher sein auffallend ernstes, ja unfreundliches Wesen. Daß ich in der letzten Zeit hauptsächlich durch den eben geschilderten Zustand ängstlicher Erwartung seinem Unmuth durch Unaufmerksamkeiten aller Art genügende Ursache gab, fiel mir nicht ein, und selbst als der Buchhalter Teufel eines Tages, wie

er sagte, freundschaftliche Veranlassung nahm, mir in's Gewissen zu reden und seine Ueberzeugung aussprach, daß der Prinzipal meinen gänzlichen Mangel an Fleiß und Ordnung, auch meine Schlemperei im Anzuge nicht lange mehr so hinnehmen würde, vermochte nicht mir die Augen zu öffnen; hatte ich doch nur eine Erwartung, eine Hoffnung und ein Bestreben, nämlich die Nummer des Anzeigers sobald als möglich zu erhalten. Endlich, ich werde den Augenblick nie vergessen, kam — nicht meine Novelle, sondern unter dem Briefkasten, den ich gleichfalls gierig durchstöberte — die Anfrage: „Herr Einsender des dreifarbigen Manuskripts, Ihr Name, Stand und Wohnort?“ Also war es wenigstens in die Hände der Redaktion gelangt, also hatte man es des Durchlesens werth gefunden, konnte es aber nicht aufnehmen, bis sich dem Herkommen gemäß der anonyme Verfasser genannt.

Darin lag nun für mich allerdings eine Schwierigkeit, denn nannte ich meinen Namen, und daß ich Lehrling im Modewaarengeschäft von Karl Johann Sasse sei, so konnte das zu Erörterungen und Nachforschungen führen, die mich auch dem Prinzipal verriethen. Deßhalb bat ich in einem anonymen Schreiben, mir durch den Briefkasten eine Audienz bewilligen zu wollen, um jede gewünschte Auskunft geben zu können; worauf schon die nächste Nummer den betreffenden Einsender ersuchte, sich dem Bildhauer Herrn Eduard Liese-

gang vorzustellen. Dieß gab mir neue Hoffnung, denn man schien mich nicht unbedingt abweisen zu wollen. Wer aber Herr Liesegang war, wußte ich damals noch nicht, und als ich endlich bei dem Buchhalter eine schüchterne Frage darnach wagte, erhielt ich die Antwort: „Der Bildhauer Liesegang sei ein Mann, der besser thun würde, sich um sein Geschäft zu bekümmern, als Verse zu machen und sich mit Dichtern, Schriftstellern und ähnlichem Volke abzugeben.“ Wenige Tage nachher, nachdem ich die Aufträge des Hauses in rasender Eile besorgt, dabei ein kleines Packet falsch abgegeben hatte, klopfte ich bescheiden an seine Thüre. Er stand an einer Hobelbank und schnitzelte Möbelornamente aus hartem Holz. Ein schon älterer Mann, einfach aber sauber angezogen, mit gutmüthigem, bleichem, glattrasirtem Gesichte, klugen und freundlichen Augen, fragte er nach meinem Begehr und war sichtlich erstaunt, als ich ihm ängstlich und schüchtern sagte, ich sei der Einsender des gewissen dreifarbigen Manuskriptes.

„Ei, ei,“ sagte er, seine Instrumente niederlegend, „das hätte ich denn doch nicht erwartet, und wenn Sie, junger Mensch, das Ding, welches allerdings nicht zu brauchen ist, in der That selbst und ohne jede Hilfe geschrieben haben, so lohnt es sich schon der Mühe, daß ich es mit Ihnen durchgehe.“ Dann ließ er mich am Tische niedersitzen und es war mir ein ganz eigenthümliches Gefühl, als

er nun meine Arbeit vor mir niederlegte. Daß sie unbrauchbar sein sollte, that mir anfänglich sehr weh, als er sie aber mit mir durchgieng, mir Widersprüche, Unmögliches, ja Lächerliches klar bewies, mußte ich ihm Recht geben und nahm dann erregt und dankbar sein Urtheil entgegen, daß mit meiner Gespenstergeschichte allerdings nichts anzufangen sei, daß ich aber Anderes und Besseres machen könne, worauf ich durch sein Anerbieten hoch erfreut wurde, daß er mir eine nächste Arbeit durchsehen und nöthigenfalls korrigiren wolle. Er erlaubte mir auch, ihn hie und da zu besuchen, was ich von da ab auch fleißig that, und seinen Unterredungen und Belehrungen verdanke ich die ersten Geistesblitze, die erhellend in die finstere Nacht meiner tiefen Unwissenheit drangen. Von den Alten kannte ich die Iliade und Odyssee nur aus Bearbeitungen für Schüler, hatte von Schiller und Goethe kaum einen Begriff, kannte wohl Gellert's Fabeln, auch Einiges von Langbein und Bürger, wußte aber Dichtungen in gebundener Rede nie einen besondern Geschmack abzugewinnen, schwärmte dagegen für Märchen und dergleichen und hatte, was sonstige Prosa anbelangte, nur ein einziges Buch gelesen, das aber auf mich einen unbeschreiblich tiefen Eindruck gemacht, den Band von Casanova's Memoiren nämlich, worin er seine Flucht aus den Bleikammern von Venedig erzählt.

Dabei gieng Liesegang in seinen Belehrungen ganz

vorsichtig zu Werke. Auch ermunterte er mich zu kleinen Stilübungen, wie er es nannte, und als ich eines Tages eine Skizze geschrieben — sie hieß „Angelika“ und schilderte das Wiedersehen eines jungen Mädchens und ihres Geliebten, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag und Trost in einem goldenen Kreuzchen gefunden, das er von ihr erhalten — so vermittelte Liesegang die Aufnahme dieser Arbeit in dem Elberfelder Anzeiger, und ich vermag unmöglich die Seligkeit zu beschreiben, mit der ich mich eines Tages wirklich gedruckt sah — „Angelika, literarischer Erstling“, wozu der Redakteur allerdings etwas anzüglich ein Motto aus Goethe gesetzt hatte:

„Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich hellen.“

Wie es aber so in meinem Geiste lebendiger und heller wurde, so senkten sich in begreiflicher Wechselwirkung um so tiefere Schatten auf mein kaufmännisches Leben und Treiben, und daß Herr Karl Sasse mit seinem Lehrling immer unzufriedener wurde, konnte ich ihm wahrhaftig nicht übel nehmen. Auch hatte mein Oheim und Vormund möglichst taube Ohren, sobald von Geldzuschüssen die Rede war, um an meinem äußeren Menschen etwas zu verbessern; hatte auch mit dem Prinzipal eine erbitterte Korrespondenz über die Kosten des Krankenhauses geführt, und als er endlich doch dieselben zahlen mußte, schrieb er mir in einem

derben Brief, daß jene Unkosten durch erneuerte Sparsamkeit meinerseits eingebracht werden müßten, und er durchaus nicht gewillt sei, meiner Eitelkeit und meiner Lust an schönen Kleidern Vorschub zu leisten. Du lieber Gott! Wenn ich eitel gewesen wäre und nicht vielleicht glücklicherweise eine so grenzenlose Gleichgiltigkeit für das, was er schöne Kleider nannte, gehabt hätte, so würde ich mir in der Wupper irgend eine tiefe Stelle ausgesucht haben; denn es gab eine Zeit, wo ich in meinem Aeußern so heruntergekommen war, daß mir Herr Karl eines Tages im Zorn erklärte, ich sei für seine vornehmen Kunden abschreckend und er könne eine solche Vogelscheuche in seinem Laden nicht länger mehr dulden.

Dann wurde ich eines Tages auf sein Privatzimmer gerufen und mußte dort einen langen Brief, den er an meinen Onkel und Vormund verfaßt, abschreiben, worauf er alsdann seinen Namen darunter setzte. Diese Epistel war ein artiges, aber nicht unverdientes Sündenregister, meinen nun beinahe zweijährigen Aufenthalt im Hause betreffend. Doch sagte er auch anderntheils meinem Vormund derbe Wahrheiten und bezeichnete es als unverantwortlich, mich so gänzlich hilflos und ohne alle Mittel in die Welt hinauszulassen, wobei er meine Garderobestücke aufzählte und zu dem Facit kam, daß, wenn ich mich einestheils nicht gründlich bessere und er mich nicht anderntheils so zu stellen ver-

möge, daß ich in einem anständigen Hause anständig erscheinen könne, so müsse er, Karl Johann Sasse, darauf dringen, daß über mich anderweitig verfügt würde.

Daß Unglück und Unannehmlichkeiten selten vereinzelt kommen, ist eine alte Geschichte, und so ergieng es auch meinem Onkel und Vormund; denn genau zu derselben Zeit, als er den oben erwähnten Brief erhielt, hatte er sich durch sein aufbrausendes, jähzorniges Wesen gegenüber seinem Vorgesetzten, dem Landrath des Kreises, wo er Sekretär war, in eine Lage gebracht, daß er von der Regierung mit einer kleinen Pension verabschiedet wurde.

Dieß steigerte begreiflich seine Bereitwilligkeit mir zu helfen nicht, und da ich mich einmal in der Lage befand, Alles von seiner Mildthätigkeit annehmen zu müssen, so mußte ich auch in Geduld seine Briefe hinnehmen, worin er mich zur größten Sparsamkeit ermahnte, als wenn ich überhaupt an irgend etwas hätte sparen können. Auch mit meinem Prinzipale führte er eine erbitterte Korrespondenz und machte dadurch mein Verhältniß zu demselben noch schlimmer, ja er drohte mit einem Prozesse wegen jener Krankenhausunkosten, und da er dagegen so gut wie gar Nichts that, um mein Aeußeres empfehlenswerther zu machen, ich auch nach und nach das bischen Lust, das ich am Handelsstande, zumal an dem mir aufgedrungenen Zweige desselben gehabt, völlig verloren hatte, und auch die

Geschäfte des auswärtigen Departements — Briefe und Packete austragen, saumselige Schuldner und Weber mahnen — nur noch widerwillig und unfreundlich besorgte, so wurde mir eines schönen Tages angezeigt, daß man meine Dienste weiter nicht gebrauchen könne, daß man meinen Vormund bereits davon benachrichtigt, daß ich aber bis zu dessen weiteren Bestimmungen im Hause bleiben könne.

Gerade in diesen Tagen begab sich Etwas, was auf meine Zukunft von großem Einflusse war. Ich hatte eines Morgens eben den Laden geöffnet, als wir ein Laufen und Rennen nicht nur der Straßenjungen, sondern auch Erwachsener an der nächsten Straßenecke bemerkten und dorthin eilend das für Elberfeld seltene Schauspiel eines Truppendurchmarsches sahen. Infanterie mit dröhnender Musik, dann eine reitende Batterie, die durch unsere enge Gasse zog, den Raum derselben fast ausfüllend, so daß wir uns schüchtern an die Mauern des Hauses zurückzogen. Ah! wie das besonders auf mich einwirkte, der ich mich ja schon nicht mehr als zu Ladentisch und Elle gehörig betrachtete und der ich schon allerlei verrückte Pläne für die Zukunft gemacht hatte; wie mich das aufregte und begeisterte! Die muthig schmetternde Musik, das fröhliche Aussehen der Reiter, welche das Geschütz wie eine geheiligte Person umgaben, das dumpfe Dröhnen desselben auf dem Pflaster, das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Klirren der

Säbel und Bespannungsketten. Einer der Unteroffiziere erkannte unsere Ladengehilfin, die mit mir vor der Thüre stand; er warf sein Pferd aus der Reihe und sprengte kühn und stolz an uns heran, um dem hübschen Mädchen die Hand zu drücken; sie wechselten einige Worte und er jagte wieder vor sein Geschütz, daß das Pflaster Funken sprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag stolz gehoben und wir, auch die Lehrlinge benachbarter Geschäfte hatten sich zu uns gesellt, standen dabei in „unseres Nichts durchbohrendem Gefühle".

Ich aber nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, der mich etwas kühner blicken, ja lächeln machte; denn da mein Oheim und Vormund schon einige Male zarte Anspielungen über unverbesserliche Subjekte gemacht, die schließlich vom Kalbfell, damit meinte er die Trommel, zum Gehorsam gebracht würden, so zweifelte ich nicht daran, seine Erlaubniß zu erhalten, beim Militär einzutreten, um später gleichfalls als solch' ein stolzer Reiter jungen Mädchen vom Pferde die Hand drücken zu dürfen und auf arme Ladenschwengels stolz hinabzublicken.

Dieser Gedanke beschäftigte derart meine Phantasie, daß ich die Unklugheit begieng, meinem Onkel einen äußerst dummen Brief zu schreiben, worin ich ihm meinen Widerwillen gegen den Handelsstand, dagegen die Ueberzeugung aussprach, es bei irgend einer Truppengattung bald zum

Offizier zu bringen und deßhalb um die Erlaubniß bat, in das Düsseldorfer Ulanenregiment eintreten zu dürfen. Ich hätte mich gerne für die Artillerie entschlossen, doch fürchtete ich meines Onkels Widerspruch bei der Schwere dieses Dienstes, die mit meiner immerhin noch schwächlichen Körperbeschaffenheit so sehr im Widerspruche stand und wozu auch, wie man mir gesagt hatte, bedeutende mathematische Vorkenntnisse erforderlich seien.

Die Antwort, die ich von meinem Oheim erhielt, war durchaus nicht für die Oeffentlichkeit geeignet und suchte ich mir eine stille Ecke aus, als ich mich veranlaßt sah, diese Epistel zum zweiten Male durchzulesen; welcher Spiegel meiner Vergehungen der verschiedensten Art seit dem Eintritte in das Haus von Karl Johann Sasse! — auch nicht die kleinste meiner Unthaten war vergessen worden. Welches Register von Ungehörigkeiten, Fehlern, ja Lastern, die an Verbrechen streiften — welches Ungeheuer war ich —! Daß mein Vormund schließlich versicherte, er werde seine Hand gänzlich von mir abziehen, konnte mich nach dem eben Gesagten nicht mehr überraschen. Auch fand er meine grenzenlose Nachlässigkeit nur noch übertroffen von meiner Dummheit, die darin gipfele, daß ich bei meiner fatalen Mittellosigkeit in ein Ulanenregiment eintreten wolle; „da ich aber nach Allem," so schloß er, „was man schon vergebens mit Dir versucht, daran zweifle, ob Du überhaupt zu einer

anſtändigen Carrière befähigt biſt, ſo halte auch ich es für das Richtige, Dich von der eiſernen Disziplin des Militärſtandes beugen zu laſſen. Gehe alſo nach Düſſeldorf, Deine Tante Karkhoff wird Dich für einige Zeit aufnehmen, die nöthigen Papiere werde ich einſchicken und dann verſuche, ob Du einen Batteriechef findeſt, der leichtſinnig genug iſt, Dich aufzunehmen, denn zu jeder anderen Waffe als zur Artillerie müßte ich meine Einwilligung verſagen, da Du möglicherweiſe, wenn Du endlich vernünftig und willig wirſt, dort noch etwas lernen kannſt; denke aber nach Alledem, was Du mich ſchon gekoſtet haſt, nicht daran, noch von mir weitere Unterſtützungen zu erhalten." Und darin hielt er Wort und ließ mich, ich war damals noch nicht ganz ſechzehn Jahre alt, den Verſuch machen, allein und ohne Hilfe durch die Welt zu kommen.

Drittes Kapitel.

Soldatenleben im Frieden.

Tante Karkhoff war gleichfalls eine Schwester meiner verstorbenen Mutter, und wenn ich derselben bei meinem Düsseldorfer Aufenthalte nicht gedacht, so geschah das, weil sie mit Tante Lottchen, bei der ich lebte, in sehr schlechtem Einvernehmen stand. Familienzwistigkeiten der verschiedensten Art hatten sich durch die Heirath der Letzteren zu einer wahren Feindschaft gesteigert, so daß nicht nur aller Verkehr abgebrochen war, sondern daß Unannehmlichkeiten, welche den einen Theil trafen, von dem andern beinahe wohlgefällig aufgenommen wurden, wie ich mich eines Tages erinnere, daß bei Tante Karkhoff für die Haushaltung ein Schwein geschlachtet wurde, welches sich als krank erwies, worauf zu meinem Erstaunen meine alte Großmutter den Vers machte:

„Welch schrecklich Beginnen —
Das Schwein ist voll Finnen!"

Auch trugen die verschiedenartigen Vermögensverhältnisse beider Schwestern zu dem Zerwürfnisse das ihrige bei. Tante Lottchen, die sich kümmerlich durchbrachte, war nie vom Glücke begünstigt worden, während die andere, oder vielmehr mein Oheim Karkhoff, einen bedeutenden Treffer in der Lotterie gemacht und dafür ein hübsches Haus an einem vortheilhaften Platz gebaut hatte, wo die Tante in besserer Lage gleichfalls ein Spezereigeschäft betrieb. Auch vermiethete sie Zimmer an Zöglinge der Malerakademie und hier war es auch, wo ich nach Jahren meinen Freund Rethel wiedersah. Er war bei seinem großen Talente rasch durch den Antikensaal gewandert und malte soeben sein erstes Bild: „Sankt Bonifazius, der die heilige Eiche der Sachsen umhauen läßt". So in glücklichen und ehrenvollen Verhältnissen schwärmte er enthusiastisch, wie man es früher nie von ihm gewohnt war, für das herrliche Leben auf der Akademie, wo von den jungen Malern, gleichwie auf den Universitäten, eine Art von Kneipkomment eingeführt war, woselbst man sich gerne phantastisch anzog, bunte Mützen auf sehr langen Haaren trug, auch große Hunde mit sich führte und bei Wein und Bier Volkslieder sang. Rethel und andere Maler, die bei meiner Tante wohnten, nahmen mich häufig zu diesem Treiben mit und es fehlte nicht viel, daß ich abermals den Versuch gemacht hätte, ob denn in mir gar nichts von einem Künstler stecke; doch war ich verständig genug geworden, um die unüberwind-

lichen Schwierigkeiten zu fühlen, besonders da ich an manchen meiner Bekannten sah, wie sauer sie es sich werden ließen, um etwas Tüchtiges und Bemerkenswerthes zu Stande zu bringen. So besuchte ich damals häufig den jungen Andreas Achenbach, der, heute ein so bedeutender und berühmter Meister, damals vom Fenster seines kleinen Stübchens aus das Innere des Akademiehofes malte und mir in den bittersten Ausdrücken klagte, wie schwer ihm das würde und wie er überhaupt fürchte, kein Talent zur Malerei zu haben. Lessing, Schrödter, Bendemann, Hildebrandt und Andere sah ich gleichfalls mit Ehrfurcht und Staunen, ohne ihnen begreiflicherweise nahe zu kommen, und wenn ich den genialen Scheuren mehr als einmal grüßen durfte, so geschah das nur, weil wir, da er von Aachen stammte, spezielle Landsleute waren. Häufig besuchte ich Ateliers, um den Arbeitern zusehen zu dürfen, oder betrat die Gallerie, um dort Bilder, nicht ohne Verständniß, zu betrachten. Auf mich übte damals schon Alles, was mit der Kunst in irgend welcher Berührung stand, eine große Wirkung und wenn gleich weit entfernt, etwas leisten zu können, hatte ich doch ein ganz gesundes Urtheil, das nichts Schlechtes und Mittelmäßiges gelten ließ. Lessing malte seinen „Klosterhof im Schnee" und zeichnete kämpfende Ritter und durstige Kreuzfahrer. Bendemann's „Juden an den Wassern von Babylon" machten eben solches Aufsehen wie „das trauernde Königspaar" von Sohn und im kleinen

Genre: „Papa zur Kirche gehend“. Hildebrandt's „betrübte Lohgerber“, denen eine Haut weggeschwommen, und was die Tüchtigen sonst angaben, wurde vom großen Haufen nicht selten bis zur Karrikatur nachgeahmt, und Kirchgänger und Kirchgängerinnen, Ritter und Kreuzfahrer, trauernde Juden und trauernde Königspaare, Mädchen mit dem Schwane, oder mit dem Regenschirme, allein oder in Gesellschaft lebend, bis zum Ueberdrusse wiederholt.

Wie ich zu jener Zeit bei meinem Umgange mit den verschiedensten Künstlern, bei meiner Schwärmerei für ihre Arbeiten, ja bei meinem Entschluß, die militärische Laufbahn zu ergreifen, plötzlich darauf verfiel, mich mit Mechanik zu beschäftigen, ist mir heute noch unerklärlich und doch begann ich eines Tages das Schlagwerk einer Schwarzwälder Uhr, ohne je das Innere einer solchen gesehen zu haben, zu zeichnen, wie es nach meiner Idee sein müsse; und als ich es einem Uhrenmacher zeigte, war ich selbst erstaunt, von ihm zu hören, daß ich ziemlich das Richtige getroffen. Was war natürlicher, als daß ich hierauf einen nur ganz kleinen Schritt weiter gieng und mich mit dem Perpetuum mobile beschäftigte, das ganz leicht durch den Magnet herzustellen sei, der halbangezogen durch eine gelöste Feder oder dergleichen zurückfahren sollte, und damit das gleiche Spiel öfters wiederholend, die ewige Bewegung erfunden zu haben glaubte; daß sich aber dabei meine Begriffe ebensowohl wie meine Zeichnung

verwirrten, ist selbstredend und so kam ich denn zur Konstruktion einer Wassermühle, die mir plötzlich die Idee eingab, irgend einen Mühlenbauer aufzusuchen und ihn zu bitten, mich als Lehrling anzunehmen. Wo ein solcher zu finden sei, konnte ich lange nicht erfahren und wanderte dann, einer oberflächlichen Beschreibung folgend, in den Wald hinein, wenn ich nicht irre, der Düssel entgegen, um allerdings einige Holzhauerplätze, aber nicht das Gewünschte zu finden. Auch verwischte schon am nächsten Tage das militärische Gepränge, dem man täglich in Düsseldorf begegnete, meine Mühlenschwärmerei und ließ mich wieder sehnsuchtsvoll dem Tage entgegensehen, wo auch ich dem Vaterlande als Soldat meine Dienste weihen würde.

Die Aufnahme der Freiwilligen der Artillerie fand im Frühjahr statt und gewöhnlich zu einer Zeit, wo der Brigadekommandeur in Düsseldorf anwesend war, um die tauglichen Individuen theils selbst auszusuchen, theils ihre Einreihung in diese oder jene Abtheilung zu genehmigen. Damals hießen die heutigen Artillerieregimenter noch „Brigaden", bestanden aus drei Abtheilungen, deren jede von einem Major oder Oberstlieutenant kommandirt wurde, über welche Gesammtheit dann meistens ein Oberst den Befehl führte. Das war zu jener Zeit Herr Oberst von Tuchsen, über den schon damals eine Masse von Anekdoten zirkulirte.

Er hatte von der Pike auf gedient, war in den letzten

Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber seine Grobheit kannte keine Grenzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß: der Oberst von Tuchsen ist in der Stadt! so sah man im Benehmen und Anzug des Militärs gewiß nicht das geringste Dienstwidrige. Er war sehr groß, breitgeschultert und besaß eine ungeheure Körperkraft; so hatte er einst, als vier Kanoniere auf einer schlammigen Wiese ihr Geschütz zum Aufprotzen nicht rasch genug herumdrehten, dieselben weggeschleudert und es, mit einer Hand den Protzring fassend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Gesicht sah beständig zornig drein, obgleich er es so böse nicht meinte; er war im Ganzen sehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, sondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Richten und möglichste Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten sah das Vernünftige dieser Forderungen ein und liebte ihn trotz der Unmasse von Donnerwettern, die seinem Munde entströmten. Während des Manövrirens diktirte er für die kleinsten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arrest und auch auf sechs Wochen kam es ihm im Zorne nicht an. Wenn jedoch nach dem Exerzitium zum Appell geblasen wurde und sein Adjutant ihm die Liste der Strafen vorlas, die er am Morgen diktirt, so stieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geschütze

lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorgekommen waren, schrie er mit seiner Donnerstimme: „Na, ick will euch Millionenhunden. noch eenmal eene vollkommene Amnestie angedeihen lassen."

Vor diesem gestrengen und hochgewaltigen Herrn sollte ich nun in Kurzem erscheinen und will ich schon gestehen, daß mich, eigentlich zum ersten Male in meinem Leben, ein recht bängliches Gefühl überschlich, als ich nach dem Breidenbacher Hofe, dem Hotel, wo er wohnte, gieng. Herausgeputzt hatte ich mich möglichst, trug eine hohe Halsbinde mit noch höherem Kragen; doch wenn ich auch sauber genug aussah, so erschrak ich doch bei meinem Vorhaben über das blasse eingefallene Gesicht, sowie die schmächtige Gestalt, die mir aus dem Spiegel entgegenblickte. Es waren noch mehrere andere da, welche in die Brigade aufgenommen werden wollten und nach und nach vor dem Obersten erscheinen mußten. Endlich kam auch an mich die Reihe und mit hochklopfendem Herzen trat ich in das Zimmer, wo sich ein paar Stabsoffiziere mit großen silbernen Epauletten, sowie einige Batteriechefs und Adjutanten befanden.

Der Oberst saß auf einer Tischecke und rauchte gewaltig. Er trug die sogenannte Interimsuniform, auf dem Kopfe einen gewaltigen Hut mit weißen Federn; neben sich hatte er eine große Masse Papier liegen, die er mit dem linken Beine. festhielt; er war bei guter Laune als ich hereintrat,

und wenn er lachte, so schüttelte sich sein schwerer Körper sichtlich und sein röthliches Gesicht wurde purpurfarbig. Als er mich betrachtete, sagte er: „Wenn det so fort geht, meine Herren, so kann ich bald meine ganze Brigade aus lauter so Windbeuteln kompletiren.“ Dann sagte er zu mir, nachdem er mich eine Zeit lang mit dem Kopfe nickend stumm angeschaut hatte: „Ihre Papiere sind allerdings in bester Ordnung. Sie schreiben eine anständige Handschrift, nur kann ich nicht leugnen, daß Sie zur Artillerie verdammt schwach sind, auch haben Sie noch nicht das erforderliche Alter: sechzehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Oberst, das sind zwei Fehler, welche sich mit jedem Tage bessern; ich habe Lust und guten Willen und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der ersten Zeit ersetzen.“ Er lachte und erwiederte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geschütz festbinden lasse, wird Sie der Wind umpusten.“ Dann nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligst einmal den Versuch zu machen. „Nun,“ sagte er endlich, „wir wollen es denn zusammen probiren. Merken Sie sich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wissen; det is erstens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung; nur dieß kann den Dienst aufrecht erhalten und begreift alles andere in sich. Gehen Sie mit Gott zum Hauptmann Freyend und

sagen Sie ihm, sein Oberst mache ihm sein Kompliment und schicke ihm eine Kleinigkeit. Adje, Herr Artillerist!" Berauscht von meinem Glücke machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thüre, aber der Oberst rief mir nach: „Wenn ich später die Ehre habe, Sie wieder zu sehen, möchte ich gerne die hohe Halsbinde und den Vatermörder vermissen."

Damit war ich der siebenpfündigen Fußbatterie zugetheilt, deren Quartier in der großen Kaserne ich von meinen früheren Besuchen her genau kannte und wohin ich mich direkt, nachdem ich angenommen, begab. Dort trat ich beim Feldwebel ein und lernte hier den Herrn Premierlieutenant Lachmann, den ersten Offizier der Batterie kennen, der wie alle ersten Offiziere der Batterie damals in gewöhnlichen Fällen den ganzen Dienst leitete und nur beim Gesammtexerzieren sein Kommando an den Kapitän abgab; fast das gleiche Verhältniß, wie zwischen einem Kapitän zur See und seinem Lieutenant, wobei wir uns in diesem speziellen Falle sehr wohl befanden, denn Premierlieutenant Lachmann war ein ruhiger, etwas trockener, unparteiischer Offizier von großem Pflichtgefühl und Diensteifer, der aber nie in Pedanterie ausartete, und genügte ihm häufig der gute Wille für die That, besonders wenn er bei uns jungen Leuten das ernstliche Streben erkannte, vorwärts zu kommen. In seiner kurzen und präzisen Art zu reden nahm er mich gleich in's Verhör, hatte nach wenigen Fragen meine Verhältnisse weg, und als ich beim

Appell dem Batteriechef, Hauptmann Freyend, vorgestellt wurde, that er das abseits und sagte in seiner offenen, etwas rücksichtslosen Art: „Da haben sie sich wieder einmal beim Bezirkskommando mit allem Respekt zu sagen übereilt, einen jungen Menschen angenommen, allerdings von anständiger Familie, wie ich aus seinen Papieren ersehe, der auch vermögliche Verwandte in der Stadt hat, selbst aber ganz mittellos ist und noch nicht einmal sechzehn Jahre alt, so daß er sich die Kleidung selbst anschaffen, sich auch selbst verköstigen müßte und obendrein keine Löhnung erhalten würde. Was thun? Entweder man schickt ihn zurück" — „O Herr Premierlieutenant," bat ich in kläglichem Tone — „oder der Herr Hauptmann müssen befehlen, daß auch wir ein Auge zudrücken, und mich autorisiren, ihm Beinkleider, Jacke und Uniform von der Kammer zu geben — altes Zeug ist ja genügend da und aus der Menage könnte er auch mitessen."

Nun traf es sich gut, daß der Hauptmann Freyend nicht nur meinen Oheim, wenn auch sehr oberflächlich, kannte, sondern daß ich ihm auch glücklicherweise von anderer Seite bestens empfohlen war, und dieß von einem alten würdigen Herrn, dessen Frau mit dem Hause Karkhoff bekannt war, dem Herrn Oberstlieutenant von Hymmen, einem in der preußischen Kriegsgeschichte rühmlich bekannten Namen, der im Felde wohlverdiente Orden trug und dem in der Schlacht von Pirmasens eine neidische Kartätschenkugel den Weg zum

ferneren Avancement versperrte. Er war ein kleiner, sehr vornehm aussehender Herr, mit einem scharf markirten Gesichte, welchem die hochemporgezogenen Augenbraunen etwas sehr Gebietendes gaben. Er trug meistens einen grauen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den russischen St. Annenorden und in der Hand eine große goldene Tabaksdose, auf deren Deckel sein Familienwappen gravirt war. Auch seinem Andenken muß ich herzliche Worte der Dankbarkeit widmen, denn er nahm sich auf die liebenswürdigste Art des verlassenen jungen Menschen ebensowohl durch mündliche Empfehlung als guten Rath und auch durch die That an, indem ich sein Haus besuchen durfte und dort manche Tasse Kaffee, manch tüchtiges Butterbrod erhielt, ja auch hie und da zum Mittagessen eingeladen wurde.

Nachdem Hauptmann Freyend gnädigst bewilligt, was sein erster Offizier zu meinen Gunsten vorgeschlagen, wurde ich eingekleidet, ja, Premierlieutenant Lachmann, der mich unter seine besondere Protektion genommen, ließ mir Jacke und Uniform, was mir alles viel zu weit war, durch den Batterieschneider sogleich zurecht machen, so daß am andern Tage schon die unerhörteste Wandlung mit mir vorgegangen war. Ich hatte eine Kanonierjacke an, durfte einen Säbel umschnallen und zum ersten Mal als wirklicher Artillerist dem Appell beiwohnen. Auch wurde ich einer Korporalschaft in einer Stube zugewiesen, auf welcher sich noch mehrere Frei-

willige befanden, erhielt dort ein Bett mit einem Strohsack, Strohkissen, sowie einer wollenen Decke; am Fußende stand auf einem Täfelchen mit großen Buchstaben zu lesen: „Hackländer, Kanonier“ und das machte mich überglücklich.

Ob mein eigener Leichtsinn oder der meines Vormundes größer war, gänzlich mittellos (ich hatte nicht fünf Groschen in der Tasche, als ich beim Militär eintrat) eine neue Laufbahn zu beginnen oder mich beginnen zu lassen, bleibe hier unerörtert, aber erwähnen will ich, daß mich nur mein unverwüstlicher Humor, meine stets gute Laune, meine Genügsamkeit und ein glückliches Temperament, das mich keine Noth schwer empfinden ließ, so zu sagen über dem Wasser erhielt. Dazu war ich lernbegierig, fleißig in den Unterrichtsstunden und in meiner Kleidung möglichst ordentlich, lauter gute Eigenschaften, die mich sowohl bei meinen Vorgesetzten als auch bei meinen Kameraden beliebt machten. Letztere theilten im wahren Sinne des Wortes ihr Brod redlich mit mir, denn auch davon erhielt ich, als noch nicht sechzehn Jahre alt, keine Rationen zugetheilt. Wenn ich nicht irre, waren damals außer mir noch zehn Freiwillige bei der Batterie, die meisten wie ich in der Hoffnung eingetreten, es bis zum Offizier zu bringen und doch konnte man uns Allen mit mathematischer Gewißheit voraussagen, daß es keiner von uns bis zu den Epauletten bringen würde. Wohl gab es eine Brigadeschule zur Vorbereitung auf die große Kriegsschule in

Berlin, die sich beim Regimentsstabe in Münster befand, wohin man kommandirt werden konnte, doch gehörten dazu tüchtige Vorkenntnisse, wie sie keiner von uns besaß. Auch ist von allen Freiwilligen der Batterie Niemand dorthin gelangt. Die meisten wurden und blieben Unteroffiziere, ein paar wurden Feldwebel oder Wachtmeister, bis sie nach neunjähriger Dienstzeit eine niedere oder höhere Civilversorgung erhielten.

Manche habe ich so in späteren Jahren wieder gesehen, auf einem Zollbureau oder als Postkondukteure; doch ist die Mehrzahl dieser ehemaligen Stubengenossen meinem Gesichtskreise entschwunden. Ueberhaupt schloß ich nur mit einem einzigen innige Freundschaft, die auch bis heute fortgedauert hat, und war dieß ein origineller, liebenswürdiger Kamerad: Alexander Rieve aus Köln, der Sohn eines hohen Gerichtsbeamten, ein außerordentlich hübscher junger Mensch voll Talent und Fähigkeit, der auch etwas gelernt hatte, und dem es trotzdem nicht besser als allen übrigen ergieng; im Dienste aufmerksam, Alles augenblicklich erfassend und auf's Beste ausführend; dabei nach damaligem Ausdrucke propre bis zum Aeußersten, war er dagegen zu allen möglichen Streichen aufgelegt, sobald er die Kaserne im Rücken hatte. Dann gab es nicht leicht ein verbotenes Kleidungsstück, das er nicht so öffentlich als möglich zur Schau trug. Eine weiße Weste unter der offenstehenden Uniform, streng verpönte hohe Kragen,

einen feinen Säbel, und als er später Bombardier geworden war, die Quaste desselben sowie die kleinen Litzen auf den Achselklappen von weißer und schwarzer Seide, damit erstere dem Fähnrichsportepée ähnlich sehe. An Geld, das er auch für uns, seine Kameraden, bereitwillig ausgab, fehlte es ihm selten; er wußte uns auch bei Nacht stets zur Kaserne hinaus- und wieder hereinzubringen, hatte aber bei diesem Treiben das Unglück, häufig an seinem auffallend hellblonden, dichten krausen Haar erkannt und angezeigt zu werden und hieß es meistens: so ein Weißkopf ist auch mit dabei gewesen. Als letzterer habe ich seiner in meinem „Soldatenleben im Frieden" in dem Kapitel „Marsch- und Einquartierungsleiden" unter dem von ihm angenommenen Namen Graf Weiler gerne und freundlichst gedacht. Später ließ er sich zu einer anderen Batterie versetzen, kam mir dann aus den Augen, und als ich ihn dann nach langen Jahren wiedersah, hatte er ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich, war Zollbeamter gewesen, dann Kaufmann geworden, was er heute noch ist, und verkauft jetzt ganz vortreffliche Cigarren für ein Hamburger Haus.

Wir hatten zwei Feuerwerker bei der Batterie, jeder bemerkenswerth in seiner Art. Der eine, Wortmann, hatte Schulen besucht, viel gelernt, war belesen, geistreich und ein ausgezeichneter Erzähler, wobei er namentlich mit wenig Worten Charaktere zu schildern wußte, und von dem ich in dieser

Richtung viel gelernt habe. Er spielte sehr gut Guitarre, malte nicht ohne Talent Miniaturporträts auf Elfenbein, war aber bei diesen Fähigkeiten nur ungern Soldat und diente nur so lange, bis er beim Zollwesen eine Anstellung erhielt. Später wurde er Kaufmann, lebte in Lennep und habe ich noch häufig mit ihm korrespondirt.

Der andere Feuerwerker, mein Exerziermeister Linke, war Soldat und nur Soldat vom Tschakoknopf bis zum Sporenrad. Er würde sich kein Dienstvergehen haben zu Schulden kommen lassen und hätte es sein Leben gekostet, hatte aber doch eine ideale Seite, indem er einer der eifrigsten eines Gesangsquartetts war, an dem Wortmann, ich und ein Unteroffizier Ellendorf, dessen ich später gedenken werde, Theil nahmen. Höchst amüsant für uns jüngere Leute war häufig die Aussprache des alten, biederen Feuerwerkers, der zum Beispiel in dem bekannten Liede von Reissiger unerschütterlich statt

„Der Rosse Gewieher, der Hunde Gebell"

sang:

„Der Rose Gewieher, der Hunde Gebell".

Seine Frau war als erste Marketenterin der Batterie eine wichtige Person, in deren Schuldbuche ich stark vertreten war. Das eben erwähnte Gesangsquartett gewährte uns manche Unterhaltung, besonders wenn wir in lauen Sommernächten verschiedenen Schönen Ständchen brachten, und wenn mich auch die Gretchen, Luischen und Amalien nicht im min-

besten interessirten, so nahm ich doch gerne an einer Maibowle Theil, die dankbarst den Sängern zuweilen gespendet wurde.

In dem oben angeführten Buche, „Soldatenleben im Frieden", das wohl vielen der Leser auch dieser Blätter bekannt ist, habe ich in Wahrheit und Dichtung jenes Stückchen meines militärischen Lebens geschildert und da ich nicht im Stande wäre, das anders und besser zu erzählen, ohne mich zu wiederholen, so will ich mich damit begnügen, hier nur Weniges von dem Wahren anzuführen, was dort durch Dichtung verdeckt worden ist.

Premierlieutenant Lachmann hielt seine starke Hand über mir, auch als Hauptmann Freyend durch tolle Jugendstreiche, die wir nun einmal nicht lassen konnten, mich und einige andere der Freiwilligen „stark auf dem Striche hatte", wie man damals zu sagen pflegte. Lachmann hatte mich dem besten Exerziermeister, dem Feuerwerker Linke zugetheilt, gab mir Reitunterricht, lieh mir Bücher und verschaffte mir unentgeltlich Unterricht in Mathematik und Sprachen bei einer in der Kaserne lebenden, für uns sehr geheimnißvollen Persönlichkeit, dem Artillerieoffizier Sch., der sich, wie es hieß, eines groben Disciplinarvergehens schuldig gemacht hatte und schon seit vielen Monaten in Untersuchungshaft befand. Es war dieß der erste regelmäßige, pünktliche und praktische Unterricht, den ich erhalten habe und dem ich mit dem größten Fleiße folgte, dem ich anwohnte, nicht um meine Zeit zu vertrödeln, sondern

um wirklich etwas Tüchtiges zu lernen. Auch ſorgte Premierlieutenant Lachmann dafür, daß ich, kaum ſechzehn Jahre alt, zum Bombardierexamen zugelaſſen wurde und, da ich darin vortrefflich beſtand, zur Verwunderung Aller ſchon ein halbes Jahr nach meinem Dienſteintritt zu dieſer erſten Würde avancirte; dadurch hatte ich ein beſſeres Einkommen, war ein Vorgeſetzter geworden, allerdings in kleinſter Art, betrachtete aber meine neuen goldenen Treſſen an den Aermelaufſchlägen mit dem gleichen Stolze wie der General ſeine dicken Quaſtenepauletten. Doch war Lachmann dabei von einer mich ſchmerzenden Offenheit, indem er mir gerade herausſagte, daß ich ohne gründliche Vorbildung ſowie ohne Hoffnung auf eine Zulage niemals daran denken ſolle, Offizier zu werden. „Sie haben nur zwei Wege," meinte er, „entweder Sie dienen Ihre drei Jahre ab, um dann zu Ihrem Handelsſtande zurückzukehren, oder machen das Unteroffizier- und Feuerwerkerexamen und laſſen ſich dann zur Brigadeſchule kommandiren, wo Sie es in ein paar Jahren zum Oberfeuerwerker bringen können, um dann aber, falls nicht ein geſunder Krieg kommt, mit dem Kopfe an der Wand ſtehen zu bleiben — ich würde Ihnen rathen, die bürgerliche Carrière wieder zu ergreifen."

Damals predigte er aber mit ſeinen weiſen Lehren den taubſten Ohren. Schwärmte ich doch noch mit allem Jugendmuthe für das Soldatenleben, ja ich vermochte es, ihm intereſſante, höchſt poetiſche Seiten abzugewinnen — und das

war allerdings bei der Waffe, bei welcher ich eingetreten, bei der Artillerie, eine Möglichkeit. Schon das geheimnißvolle Geschütz an sich mit seinem Exerzitium und seiner komplizirten Ladung, besonders bei den Mörsern und Haubitzen, die Ruhe, mit der es seinen metallenen Mund aufthat, um Kugeln und Kartätschen gegen den Feind zu speien, dann wieder im Gegensatz dazu die Beweglichkeit seiner Glieder, wenn es mit sechs Pferden bespannt, gefolgt von seinen acht Reitern, über Berg und Thal, durch Dick und Dünn dahin rasselte. Selbst die Arbeiten im Laboratorium, das Anfertigen von Kartätschen, Granaten, Shrapnels, war eine höchst amüsante Arbeit; was lernte man nicht Alles dabei: vom Anfertigen der Schlagröhre bis zum Herstellen der Fallschirmraketen größten Kalibers. Bei allen diesen Dingen war ich höchst anstellig und gewandt, so daß mich sogar der Kapitän häufig belobte, der mir sonst strengstens auf die Finger sah und dem es nach und nach ein Vergnügen machte, mich wegen Kleinigkeiten hart zu bestrafen.

Arrest, welches Wort von fürchterlichem Klang! Es spricht sich so rasch gegen den armen Untergebenen aus, es wird so leicht über ihn verhängt, und doch sind es stets mindestens vierundzwanzig Stunden, die wie durch einen schwarzen Strich aus unserem Leben vertilgt sind, die wir, oft hungernd und frierend, auf der harten Pritsche zugebracht haben; für kleine Vergehen eine harte Strafe, um so härter, da wir

meistens überzeugt sind, sie nicht verdient zu haben. Ich hatte mich in dieser Richtung außerordentlich in Acht zu nehmen, ein Stäubchen auf meinem Rocke, eine matte Stelle, es brauchte nicht einmal ein Rostfleck zu sein, am Säbel, an den Sporen oder dergleichen, eine Miene, als wenn ich innerlich räsonnirt hätte, ein Vergehen beim Exerzieren, und ich konnte sicher sein eingesteckt zu werden, was mir auch bei meiner Dienstzeit in verschiedenen Portionen über zwölf Mal geschah.

Eine helle Lichtseite dagegen war das Anfertigen von Faschinen und Schanzkörben im frischen grünen Wald; es geschah dieß in Düsseldorf am Fuße des Grafenberges und war für uns Alle, besonders wenn Premierlieutenant Lachmann die Expedition leitete, ein fröhliches Fest. Vor Tagesanbruch wurde ausgezogen, die Marketenterin mit ihrem kleinen Karren an der Spitze; dann erhielten wir das Revier zugetheilt, wo wir mit den Faschinenmessern Zweige abhieben, die dann auf den Platz zusammengeschleppt wurden, und wo man auf Holzblöcken die langen Faschinen zusammenschnürte. Dazwischen gab es herrliche Ruhepunkte, besonders über die Mittagszeit, wo zuweilen ein Faß Bier erschien und man sich in den Schatten streckte, lustige Soldatenlieder sang und wo das Ganze in ein heiteres Waldfest ausartete. Auch der Batteriebau, der meistens in der nächsten Nacht darauf folgte, hatte etwas Anregendes, Poetisches für mich. Es wird an-

genommen, man arbeite angesichts einer belagerten Festung in einer finsteren Nacht. Feuer und Licht, Sprechen, kurz jedes Geräusch ist strengstens verboten, um den Feind nicht aufmerksam zu machen. Tiefgebückt, fast auf dem Bauche kriechend, werden die Schießscharten ausgesteckt, dann fällt die Mannschaft wie ein krabbelnder Ameisenhaufen über das Terrain her, man hört Nichts, als ein dumpfes: „Hurtig, Leute, grabt!“ und wie sich der Graben vor der Batterie vertieft, hebt sich die Brustwehr Zoll um Zoll in die Höhe. Heitere Stunden heute noch in der Erinnerung, wenn wir jungen Leute uns, endlich müde geworden, zur Marketenterin wegstahlen oder in einem der großen Rollkörbe ausruhten. Dann kam der feierliche Augenblick, wo vor Tagesgrauen die Bettungen gelegt, das Belagerungsgeschütz eingeführt und der überraschte Feind, der allerdings nicht da war, durch einen Manöverschuß aufgeschreckt wurde.

Die glücklichste Zeit indessen waren für uns die Schießübungen auf der Spellner Heide bei Wesel, wo wir bei Bauern im Quartier lagen, oft gut, oft herzlich schlecht verpflegt waren, wo aber meistens das einförmige Kasernenleben aufgehört hatte und das Soldatenhandwerk schon mehr einen großartigen, ja kriegerischen Anstrich bekam. Wurde doch hier mit wirklichen Kugeln auf wirkliche Schanzen und Scheiben geschossen, die ganze Bataillone vorstellten. Gab es doch nächtliche Festlichkeiten, wo Granaten und Bomben einen feurigen

Bogen in der Luft beschrieben und mit glühenden Kugeln geschossen wurde. Unvergeßliche Zeiten, wo wir mit so wenig zufrieden, ja glücklich waren, wo ein Glas Branntwein, ein Brod und ein Stückchen Wurst für den ganzen Tag genügte, wo in den Quartieren kleine Verhältnisse angesponnen wurden, die aber bei uns Freiwilligen damals kaum weiter gediehen, als zu sonntäglichen Spaziergängen durch den Wald, während man Blumen pflückte und Beeren suchte, um dann unter Austausch des Vornamens von einander zu scheiden.

Beim Schlusse des ersten derartigen Manövers, das ich mitmachte, wurde uns, bevor die Batterie abmarschirte, mitgetheilt, daß wir nach Köln versetzt seien und direkt dorthin abmarschiren würden. Einigen meiner Kameraden war diese Veränderung erwünscht, Anderen gleichgiltig, mir aber recht unangenehm, denn wenn ich auch in Düsseldorf von Tante Karkhoff (mein Oheim war unterdessen gestorben) keine irgend nennenswerthe Vortheile hatte, so hatte ich doch wenigstens ein Haus, wo ich meine Abende zubringen konnte. Wirthshäuser würde ich nicht besucht haben, wenn mir auch das Geld nicht gefehlt hätte, denn gegen Bier und Wein hatte ich stets einen gewissen Abscheu und trank nur an Manövertagen etwas anderes als Wasser. Tante Karkhoff hatte vier Töchter, die alle älter waren als ich und von denen die beiden jüngsten als Schönheiten galten, was ich aber nicht einzusehen vermochte und was wenigstens gänzlich wirkungslos auf mich

blieb. Eine spielte Guitarre, und da ich zum Notenschreiben wie zu vielen anderen dergleichen Dingen Geschick hatte, so kopirte ich Abends Lieder für sie, wofür ich nach dem sehr einfachen Nachtessen noch eine gewisse Anzahl getrockneter Pflaumen erhielt, die ich mir am andern Morgen in der Kaserne gut schmecken ließ. Auch that es mir leid, den guten Herrn Oberstlieutenant von Hymmen verlassen zu müssen, der gegenüber manchen Quälereien des Kapitäns immerhin eine Art Schutz für mich war. Hauptmann Freyend, der überhaupt ein launiger Herr war, hatte stets etwas an mir auszusetzen, und wenn ich vielleicht auf einen brüsken und gänzlich unmotivirten Vorwurf vor Zorn erröthete, was ich nicht läugnen will, so konnte er zu mir, der ich wirklich nichts als den allerdünnsten Kaffee getrunken hatte, sagen: „Herrrr! Sie scheinen wieder einmal stark gefrühstückt zu haben," und dann bedurfte es nur eines entschuldigenden Wortes oder eines Zuckens der Mundwinkel oder sonst einer Bewegung von meiner Seite, um mir einen Arrest zuzuziehen: „Man setze diesen widerspenstigen Bombardier augenblicklich auf Wasser und Brod — Herrrr! Sie soll sogleich das Donnerwetter regieren!"

Am letzten Tage der oben erwähnten Schießübungen hatte ich den Fuß verrenkt, konnte weder gehen noch reiten und fuhr mit andern Kranken auf einem Leiterwagen, so meinen Einzug in die heilige Stadt Köln haltend. Dort

wurden wir wegen nöthiger Baulichkeiten in der Dominikanerkaserne für einige Zeit einquartiert, ich mit andern auf dem sogenannten Thurmmarkt, einer der engsten Gassen am Rhein, einestheils von uralten Häusern begrenzt, anderntheils von den großen Gasthöfen ersten Ranges, deren Front dem Flusse zugekehrt war. Wir wohnten bei einem armen Schneider in einem dürftigen Stübchen, und als wir Nachts — es war an einem heißen Spätsommertage — zu Bette gehen wollten, fanden wir solche Schaaren anderer, hüpfender Einquartierung, daß wir deren älteres Recht respektirten und uns draußen auf den steinernen Haustreppen niederließen. Die Küchen der Gasthöfe drüben strömten süße Gerüche aus, die wir, hungrig wie wir waren, einathmeten und dabei mit Interesse das bewegte Leben am Eingange beobachteten. Omnibusse, hoch mit Gepäck beladen, vierspännige elegante Reisewagen, damals meistens Engländer mit Dienerschaft vorn und hinten; dazu das Tönen der großen Glocke, das Herausstürzen der Kellner, der tiefe Bückling des Wirths, dann feierliche Prozession mit hocherhobenen Lichtern die Treppen hinan — ah — ah — wer dort einmal so einkehren könnte! Das schien mir damals ein sehr thörichter Wunsch, der aber später doch in Erfüllung gegangen ist.

Dann siedelten wir in die Dominikanerkaserne über, ein ehemaliges Kloster mit hellen, freundlichen Räumen, und auch ich fühlte mich in Köln bald heimisch. Mich interessirte die

alte ehrwürdige Stadt, mit ihren vielen Kirchen, mit der herrlichen Dommasse, welcher ich manche Stunde bei Tag im Innern, bei Nacht, besonders wenn der Mond schien, sie außen umkreisend, gewidmet habe. Viele Bilder, viele Anschauungen habe ich dabei gesammelt, die ich später in meinen Büchern verwerthete; auch dem alten Rathhause an seinem stillpoetischen Platze, auf den der mit den Löwen kämpfende Bürgermeister von Köln niedersieht, verdanke ich Aehnliches, und wer eine meiner ersten Geschichten „Vier Könige" gelesen, wird darin Bekanntes von Köln wiederfinden.

Zu jener Zeit aber war meine Liebe zur Schriftstellerei völlig verschwunden und ich mußte über mich selbst lächeln, wenn ich an meine Versuche in Elberfeld dachte. Auch nicht im entferntesten kam es mir in den Sinn, selbst etwas zu schreiben oder von Büchern etwas Anderes in die Hand zu nehmen als den Artillerieleitfaden, Werke über Kriegskunst, oder Mathematisches, wovon mir jener Lieutenant Sch. in Düsseldorf, der eines Tages ebenso geheimnißvoll wie er dort gelebt, verschwunden war, Einiges geschenkt hatte.

Da saß ich einmal, müde vom Exerzieren, auf unserer Stube, verzehrte ein Stück Brod mit Butter und stimmte in die Neckereien ein, die einem jungen Unteroffizier von uns galten, der sich in der Bibliothek abonnirt und der, sowie er eine Freistunde hatte, über jenen Büchern saß. „Lacht immerhin," sagte er achselzuckend, „und begnügt euch mit eurer

eigenen, schlechten Gesellschaft, wogegen sich mir die ganze Welt aufthut, wenn ich den Deckel eines solchen Werkes öffne. Ich lese nicht nur, um mir die Zeit zu vertreiben, wie ihr wohl glaubt, sondern lebe mit dem, was hier erzählt wird, und bin dann nicht mehr in eurer engen, dumpfigen Stube, sondern draußen in der schönen weiten Welt."

So ungefähr, wenn auch mit andern Worten, suchte er uns zu belehren, worüber wir alle herzlich lachten; doch bat ich ihn schließlich, als er einen kleinen Dienst versehen mußte, mir einen Einblick in sein Zauberbuch zu gestatten. Es war „der Jude" von Spindler, und ich las den Titel und das erste halbe Kapitel stehend, dann ließ ich mich am Tische nieder, und als sich die andern Kameraden lachend und plaudernd gleichfalls dorthin setzten, zog ich mich in eine Ecke zwischen Bett und Fenster zurück und las und las — nein, ich las nicht, ich verschlang: der Zauber, von dem der Andere gesprochen, hatte auch mich ergriffen, die weite Welt hatte sich mir aufgethan, ich darbte mit dem leichtsinnigen Junker von Hülshofen im „Rebstock", ich wandelte durch die Straßen der alten Reichsstadt, ich lebte mitten in dem düsteren Geheimnisse der Judengasse.

Ja, ich war traurig, als ich nach einer Stunde das Buch wieder abgeben mußte, statt es nacheinander zu Ende zu lesen, und freute mich kindisch, dieß am andern Tage, wo ich auf die Wache kam, thun zu können. Wir hatten diesen

Wachdienst theils auf den Mauern und Wällen der Festung Köln, Wallrevision, wie das hieß, oder auf den Außenwerken, den Forts, welche die Stadt in einem weiten Kreise umgaben. Auf einem derselben hatte ich andern Tags die Wache, und werde ich den herrlichen Nachmittag nie vergessen, als ich mich, nachdem abgelöst worden und die neuen Posten aufgezogen waren, mit meinem Buche unter den schattigen Bäumen des Glacis ausstreckte und las.

Es war ein wundervoller Herbsttag, die Birkenstämme leuchteten wie Silber zwischen dem schon gefärbten Laube, und wenn ich träumerisch meine Blicke über die Ebene vor mir schweifen ließ, so versanken sie unwillkürlich in den grüngoldenen Strom, der drüben langsam vorüberzog, und dabei fühlte ich mich glücklich, gleich darauf wieder weiterlesen zu können. Und nicht vorübergehend war diese Leidenschaft, denn von da an verschlang ich von Büchern, was mir nur in die Hände kam, Alles durcheinander, Novellen, Romane, auch Geschichtliches, und besonders hatten Biographieen für mich einen großen Reiz. Doch hatte ich merkwürdigerweise ganz vergessen, daß ich selbst einst schriftstellerische Versuche gemacht, dachte wenigstens nicht daran, dieselben zu erneuern.

Die Wallrevisionen, von denen ich oben sprach und wozu nur Bombardiere verwendet wurden, waren die leichteste Art von Wachdienst und hatten bei gutem Wetter für uns etwas sehr Anziehendes; man war sein eigener Herr und lustwandelte

mit einem großen Schlüsselbunde zum Aufsperren der verschiedenen Eingangsthüren, Kasematten, Lunetten und Bastionen, drang dort in finstere, unheimliche Gewölbe ein, wo entflohene Kettengefangene verborgen sein konnten, wie das schon vorgekommen war, prüfte anderswo die Festigkeit der Schlösser und hatte vor Allem darauf zu achten, daß die schweren Festungsgeschütze nicht nur vorhanden waren, sondern auch sauber auf ihren Unterlagen ruhten, und daß die Kugel- und Bombenhaufen unversehrt waren. Meistens aber, wie ich ehrlich gestehen will, wurde diese Revision von uns sehr oberflächlich besorgt, wir begnügten uns mit einem flüchtigen Spaziergang und vertrauten einfach der Meldung des Abziehenden, daß Alles unverändert sei. Dabei kam es einmal vor, daß ein langer Vierundzwanzigpfünder von einer morsch gewordenen Unterlage herabgeglitten war und wochenlang von uns als im Grase liegend gemeldet wurde. So hatte auch ich ihn ungesehen übernommen und trat nach Beendigung meiner Wallrevision zur Abmeldung in das Bureau des Artillerieoffiziers vom Platze, Major Patzig, welchem Namen er auch alle Ehre machte. Namentlich sah er uns Artilleristen furchtbar auf die Finger, und wo er uns auf einem fahlen Pferde, wie er es nannte, ertappen konnte, so saßen wir ohne Gnade und selten unter drei Tagen fest. Dabei hatte er einen durchdringenden scharfen Blick und war im Stande uns so einzuschüchtern, daß sonst ganz tüchtige Leute ihren

Rapport herstotterten, was er durchaus nicht leiden konnte. Letzteres war nun bei mir nicht der Fall und ich meldete mit der sichersten Stimme, daß der Wallrevidirende vom Eigelsteinerthor Alles unverändert gefunden.

„So, und Sie haben dort nirgendwo Leute bei der Arbeit bemerkt?"

„Nein, Herr Oberstwachtmeister —"

„Vortrefflich, wie ist denn der lange Vierundzwanzigpfünder wieder auf seine Unterlage gekommen?"

Da saß ich gut fest und wie ich den Major Patzig, der für Humor nicht unempfänglich war, kannte, wußte ich wohl, daß mich nur eine unerhörte Frechheit retten konnte, weßhalb ich ganz gemüthlich weiter meldete: „Den langen Vierundzwanzigpfünder — er mochte gegen zwanzig Zentner wiegen — habe ich selbst auf die Stellage gehoben." Einen Augenblick zuckte es verdächtig in seinem braunen Gesichte, die Augen blitzten und die Spitzen seines langen Schnurrbarts hoben sich drohend in die Höhe, dann aber fieng er an zu lachen und indem er sich auf dem Absatz herumwandte, rief er mit einer Handbewegung gegen mich aus: „Machen Sie, daß Sie so rasch als möglich hinauskommen, denn bei einer zweiten derartigen Lüge muß ja das Haus über uns zusammenstürzen — fort, fort!" Ob ich lief, was ich laufen konnte!

Dann kam der Winter und ich erlebte hier in Köln

zum ersten Male, was Fasching sei. Allerdings besaß ich keine Mittel, mich irgendwie anders an den Lustbarkeiten desselben zu betheiligen, als daß ich mit Hunderten und Tausenden durch die Straßen zog, die Vermummten anschaute und mich an den Maskenscherzen und Aufzügen ergötzte, und doch hätte ich so gerne einen jener lichterfüllten Säle besucht, um mir das glänzende Maskengewühl in der Nähe anzuschauen, und dazu kam ich eines Abends auf ganz unverhoffte Art. Es wurde noch spät von der Kommandantur ein Unteroffizier mit zwölf Mann zur Ergänzung der Feuerwache auf dem Gürzenich verlangt, und da außer mir Niemand zu Hause war, ich hatte mich wieder einmal in einen Spindler'schen Roman verbissen, so erhielt ich den Auftrag, die Mannschaft dorthin zu führen. Es war das kein kleines Vergnügen, denn wenn ich auch in meiner Uniform keinen Zutritt in den kolossalen Saal selbst hatte, so konnte ich mich doch durch die Nebensäle schleichen, um meine aufgestellten Posten zu revidiren und mir dabei das Maskengewühl aus nächster Nähe anschauen, obendrein forderte mich ein Harlekin auf, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, was wir gemüthlich in einer Ecke thaten, und hätte mir das fast einen Arrest zuwege gebracht, denn man hatte mich gesehen, wie ich in der Uniform mit einer Maske fraternisirte.

Ueberhaupt gieng es bei solchen Kommandos, ja bei jeder Art von Wache, die wir zu thun hatten, stets haarscharf

an Numero Sicher vorüber und wahrlich nicht ohne unser Verschulden; doch will ich darüber hier Nichts weiter erzählen, sondern nur die Versicherung geben, daß bei ähnlichen, oft in der That haarsträubenden Vorkommnissen, wie ich sie in den „Wachtstubenabenteuern“ erzählt, viel mehr Wahrheit als Dichtung zu Grunde liegt.

Meine sonstigen Verhältnisse anbelangend, muß ich hier nachholen, daß mein Oheim und Vormund, den ich während einiger Jahre nicht gesehen, und der, wie ich früher schon gesagt, pensionirt worden war, Jülich verlassen und nach Köln gezogen war, wo er auf dem alten Markt eine Eisenhandlung etablirt hatte. Unterdessen Bombardier geworden, hatte ich als solcher meine Löhnung, war also selbstständig und unabhängig von ihm, was wohl mit der Grund war, daß er mich, Vergangenes nicht weiter berührend, freundlich aufnahm und mich einlud mit ihm auszugehen und hie und da an dem Abendessen der Familie Theil zu nehmen, eine Einladung, die mir um so erwünschter kam, da ich auch in Köln noch nicht erfahren, wie das Innere eines Wirthshauses aussah und da die vier Töchter meines Oheims Röhr den hübschen Bombardier und Vetter wohl leiden konnten, und wir uns, wenn der gestrenge Oheim abwesend war, gerne in jene Zeit der Jugend zurückversetzten, wo wir so lustig als möglich zusammen gespielt hatten. Mein Vormund, der lange Jahre Wittwer gewesen, hatte hier in Köln wieder

geheirathet, und da mich auch die junge Frau in ihren Schutz nahm, war ich fast täglicher Gast im Hause.

Leider aber nicht lange, denn vom Bezirkskommando wurde verlangt, man solle tüchtige Bombardiere auffordern, das Unteroffiziersexamen zu machen, und da auch mich Premierlieutenant Lachmann dazu vorschlug, so konnte Hauptmann Freyend füglich nicht Nein sagen. Ich machte das Examen glänzend mit, avancirte auch kurz darauf, wurde aber dann zu einer Festungsbatterie nach Jülich versetzt. Wir lagen dort auf der Citadelle der damaligen kleinen stillen Festung und wer sich für mein damaliges Leben interessirt, den bitte ich aus meiner Geschichte „Feuerwerker Wortmann" Alles das auszuscheiden, was sich auf ein zärtliches Verhältniß des Helden jener Geschichte bezieht und das Uebrige so ziemlich für Wahrheit anzunehmen. Angenehmerweise dauerte indessen mein Aufenthalt dorten nicht lange, da die ganze Batterie nach Köln versetzt wurde, während Hauptmann Freyend sowie auch mein Gönner Premierlieutenant Lachmann nach Wesel kamen.

Mein neuer Batteriechef war Hauptmann Heinz, ein eigenthümlicher Herr, der heutzutage wohl schwerlich dazu kommen würde, einen Zug, geschweige denn eine Batterie zu kommandiren. Schon ziemlich bei Jahren, sah er gerade so aus, als wenn er sowohl auf dem Rücken als auf der Brust eine fatale Erhöhung gehabt hätte, und das Gesicht, welches tief

zwischen den Schultern steckte, trug stets den Ausdruck eines ganz außergewöhnlichen Erstaunens. Er konnte mich ganz wohl leiden, war überhaupt ein wohlwollender Vorgesetzter, der Fünfe gerade sein ließ, wenn man ihm nur seine Ruhe gönnte, weßhalb wir aber ganz in die Hand seines hochadeligen ersten Offiziers gegeben waren, der bei der Garde gedient hatte und von dem wir zum ersten Male die unangenehmen Seiten preußischen Junkerthums kennen lernten. Glücklicherweise war die Stadt Köln groß genug, um außerhalb des Dienstes selten mit einem Offizier der Batterie zusammenzutreffen, und da ich pünktlich auf meinen Dienst hielt, mich auch in der hohen Charge eines Unteroffiziers durch Eifer und „Propretät", ein Wort, das, wie gesagt, damals allzeitig gebraucht wurde, auszeichnete, so hatte ich ziemlich ruhige und straflose Tage.

Mit uns lag noch eine zwölfpfündige Batterie in der Dominikanerkaserne, die gleichfalls mit Freiwilligen gesegnet war, unter denen ich Freunde hatte, die mir auch heute noch lieb und werth sind. So jener Unteroffizier Ellendorf, Guitarrespieler und Sänger par excellence, der aber bald darauf den Dienst verließ, dann lange Jahre für mich verschwunden war und während dieser Zeit eigenthümliche Schicksale erlebte. Er hatte sich mit Eifer auf das Studium der Medizin geworfen, gieng dann nach Costarica, wo er mit Glück praktizirte, preußischer Konsul wurde, um später vermöglich und

mit Orden geschmückt nach Deutschland zurückzukehren, wo ich ihn häufig sah und wir uns gern der damals verlebten Zeit erinnerten. Ein Anderer, Ladendorf, lebte später als geachteter Arzt in Berlin, und will ich hier noch eines Dritten aus unserer eigenen Batterie erwähnen, Bombardier Compert, ein gutmüthiger Kamerad in jeder Beziehung, und bei uns angestaunt wegen seiner unbeschreiblichen Bequemlichkeit. Auch ihn sah ich später in Berlin wieder, wo er als Rentier und Hausbesitzer lebte.

Bei meiner Rückkehr nach Köln wurde ich im Hause meines Vormundes wieder freundlichst begrüßt, nahm aber Abends nicht mehr so häufig an der Familientafel Theil, weil unterdessen noch andere Verwandte nach Köln gekommen waren, bei denen es heiterer, ja gemüthlicher zugieng, als unter den Augen meines immer noch strengen und leicht erregbaren Oheims. Ein gleichwie dieser pensionirter Kreissekretär Lachenwitz hatte bei der rheinischen Dampfschifffahrtgesellschaft die Stelle eines Controleurs erhalten und seine Frau, eine geborene Hackländer, allerdings sehr weitläufig mit uns verwandt, die durch Röhrs meine Anwesenheit erfahren, nahm sich meiner auf's herzlichste an und lud mich ein für allemal in ihr Haus, wo stets ein amüsantes, ja lustiges Leben herrschte. Vater Lachenwitz, ein gescheidter Mann und tüchtiger Arbeiter, hielt es mit dem bekannten lutherischen Spruch und liebte, allerdings in Ehren, Wein,

Weib und Gesang. Stets befand sich Abends ein guter Trunk, sei es in der Flasche, oder einer mächtigen Bowle auf dem Tisch, dabei wurde geplaudert und gelacht, auch mit den blühend schönen Töchtern getanzt, von denen zwei ein ganz ausgesprochenes Talent für Musik und Gesang hatten und häufig uns und dem alten Herrn vorsingen mußten. Ich sehe ihn noch heute mit verschwommenen Aeuglein im Lehnstuhl sitzen, wenn die Jüngste, das gefüllte Glas in der Hand, mit einer prachtvollen Stimme sein Leiblied intonirte:

„Reich mir, o Knabe, den Becher,
Füll' ihn mit funkelndem Naß."

Ebenso liebenswürdig als in jeder Beziehung hochachtbar übte diese Familie Gastfreundschaft bis zur Uebertreibung. Gäste saßen stets um den Tisch und machte ich hier in rascher Folge die angenehmsten Bekanntschaften. Doch will ich von allen denen, die im Hause verkehrten, nur eines einzigen Wesens erwähnen, bei dem es mir wie in der bekannten Oper gieng:

„Ihr Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich!"

Magdalene G. — ihren Namen will ich nicht ausschreiben, obgleich mich wahrlich keine Ursache, die ihr unangenehm sein könnte, dazu zwingt — war ein junges Mädchen fast in meinem Alter, die hochgewachsen und in jungfräulicher Fülle reifer und älter als ich erschien. Ihr bleiches Gesicht war

nicht schön, aber klug und angenehm. Die großen dunkelblauen Augen, durch lange Wimpern etwas verschleiert, die Lippen stark und frisch roth. Daneben war ihr Haar das prächtigste, und auch später habe ich nie schöneres berührt. Ich will bei diesen Worten nur gleich bemerken, daß es uns ausgelassenen jungen Leuten den größten Spaß machte, der guten, geduldigen Magdalene die Nadeln aus dem Haar zu ziehen, das dann goldig und gewellt dicht um sie her bis über die Kniee herabfloß. Dann strichen wir es ihr lachend glatt und halfen die gewaltigen Stränge wieder aufbinden.

Magdalenens Mutter, eine Wittwe ohne Vermögen, betrieb auf einem der Rheindampfer eine Restauration und nahm diese, ihr einziges Kind, gewöhnlich mit sich, weßhalb von da an Ankunft und Abgang der „Stadt Mainz", so hieß jener Dampfer, für mich ein großes Ereigniß wurde, welches ich, so oft es mir mein Dienst erlaubte, nicht versäumte. Wenn das Schiff dann in Sicht kam, so schlug mein Herz gewaltig, wenn ich das hellblonde Haar erblickte und mich überredete, Magdalene vorn am Bugspriet oder neben dem Radkasten, wo ihre Cabine stand, habe nach mir ausgeschaut. Darauf war ich einer der ersten an Bord, bewillkommte das junge Mädchen herzlich, wurde von ihr ebenfalls in gleicher Weise begrüßt und fühlte mich glücklich, wenn ich für ihre Mutter kleine Aufträge besorgen konnte, besonders wenn mir diese gestatteten, Abends nochmals das Schiff zu besuchen und

dann dort zu bleiben, bis mich die Mutter nach Hause schickte. Wie manche Stunde in lauen Sommernächten saß ich dort neben Magdalenen und ließ mir von ihr erzählen von den Schönheiten des Rheingaues, wo der Fluß zwischen steilen Felsen mit den Ruinen alter Ritterburgen gekrönt dahinfließt; auch nannte sie mir die Namen einzelner Schlösser und erzählte mir die wunderbarsten Sagen, in die stets eine Liebesgeschichte verflochten war. Von wie manchem herrlichen Märchen erfuhr ich hier zum ersten Male — vom Fels des Drachen, dem alljährlich eine Jungfrau geopfert wurde, von Nonnenwerth, Rolandseck und des Ritters treuer Liebe, von der Lorelei, die singend auf hohem Felsen saß, dabei ihr goldenes Haar kämmend, und als sie mir das erzählte, wußte ich, wer meine Lorelei war, und hätte für einen Blick der Liebe aus ihren tiefblauen Augen gerne mein Schifflein am Felsen zerschellen lassen. Ach, und wir tauschten ja unbewußt Blicke der Liebe aus, wenn wir Hand in Hand auf die dämmernden Fluthen des Rheines blickten oder den Musikklängen vom Ufer drüben lauschten, wo bei blitzendem Lichterscheine frohe Menschen saßen und den duftigen Maiwein aus grünen Kümpchen tranken.

Doch sind diesen Blicken der Liebe und Zärtlichkeit nie die erläuternden Worte gefolgt und wir auch nicht aus der reinen Unschuld unseres Verhältnisses aufgeschreckt worden; wir waren eben zwei Kinder mit noch ganz kindlichen Gefühlen,

und wenn sie beim Abschiednehmen meinen Mund recht lange auf ihren weichen, heißen Lippen duldete, so war dieß für mich selbst in Gedanken die äußerst mögliche Grenze der Vertraulichkeit, und wenn ich auch die Seligkeit eines solchen Augenblickes empfand, so dachte ich doch an nichts Weiteres, als daß ich sie morgen wieder sehen würde, oder daß sie wieder für einige Tage verschwände — meine süße Lorelei, deren Original ich mir nie anders denken konnte als in Magdalenens Wuchse, mit ihrem Auge und mit ihrem Haar, dessen wehenden goldenen Locken ich so lange nachschaute, als der Dampfer in Sicht blieb. Sie war von ruhigem, sinnigem Gemüth, praktisch und verständig; ich erzählte ihr zuweilen aus meinem Leben, wie schlimm es mir schon ergangen und wie ich jetzt Alles daran setzen wolle, um Offizier zu werden und damit eine ehrenvolle Existenz zu erreichen. Ehrenvoll allerdings, das gab sie zu, aber eine Existenz, die mich später befriedigen werde — daran zweifelte sie kopfschüttelnd und sprach mir oft von dem glänzenden Elende mancher junger Leute, die ohne Unterstützung das kümmerliche Leben verschämter Hausarmen führen, ja, die noch weit schlimmer daran sind, da sie dem Schein zu liebe sich die grausamsten Opfer auferlegen müssen. „Besser," meinte sie, „wärst du Kaufmann geblieben oder hättest sonst ein Geschäft ergriffen, zu dem du Lust und Fähigkeiten hast." Dann machten wir Pläne, ob in der Administration von der Dampfschifffahrt nichts für

mich zu erlangen sei, ja ich sprach darüber eines Tages mit meinem Vetter, dem Controleur Lachenwitz, und spielte auf eine Dampfschiffkondukteurstelle an, was er mir gegenüber als für leicht möglich zu erlangen erklärte, um dann hinter meinem Rücken über diesen vermessenen Gedanken herzlich zu lachen.

Daß es aber auch wohl sein könnte, daß ich es niemals zum Offizier bringen würde, betonte Magdalene zuweilen bei jenen Gesprächen, und wenn ich mir diese ihre Worte zu Hause in der Kaserne in Gesellschaft von einem Dutzend Kameraden im Bette liegend wiederholte, so gab es allerdings Augenblicke für mich, wo ich mich eines sehr trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren konnte.

Vielleicht Feuerwerker werden, wenn das Glück günstig war, selbst Oberfeuerwerker, dann Jahre, Jahre lang bis zu einer dürftigen Civilanstellung dienen, waren trostlose Aussichten; doch hatte ich noch immer nicht Lust und Liebe zu meinem Geschütz verloren, und wenn wir beim Exerzieren über die Heide dahinjagten, war ich stolz darauf, der Führer meiner Haubitze und acht tapferer Artilleristen zu sein.

Zu jener Zeit sah ich nach Jahren meinen Oheim Wirth wieder und zwar ehe ihn das Unheil betroffen, von dem ich früher erzählt habe, weßhalb er immer noch für einen vermöglichen Mann galt. Ihm gefiel der junge lustige Unteroffizier trotz der groben Kommisuniform (zu einer feineren hatten meine Mittel bisher noch nicht gereicht), weßhalb ich

eine ſolche von ihm dankend als Geſchenk annahm. Jetzt gehörte die Welt mein und als ich funkelnd und ſtrahlend zum erſten Male wieder bei Lachenwitz erſchien, natürlicherweiſe nur begierig Magdalenen zu gefallen, ſchien gerade dieſe keine große Freude an mir zu haben, während die Andern mich jubelnd und händeklatſchend bewunderten und mir nicht oft genug ſagen konnten, welch prächtiger Offizier ich einſtens werden würde. Nur ſie ſagte Nichts dergleichen und als ich ſie Abends nach Hauſe bringen durfte — ihre Mutter war, wie das zuweilen vorkam, allein mit dem Dampfer den Rhein hinaufgefahren — erſchien ſie mir niedergeſchlagen, ja traurig, und als ich ſie, wie das ſonſt immer geſchah, eine Treppe hoch in ihr Zimmer begleiten wollte — ſie wohnte mit der Mutter bei einer Tante — ſo ſchüttelte ſie leicht den Kopf und ſagte: „Es iſt beſſer, wenn du jetzt nach Hauſe gehſt.“ — „Weßhalb denn, Lenchen? Es iſt ja noch nicht ſo ſpät.“ — „Nein, aber es ſchickt ſich nicht, daß wir Beide droben allein bei einander ſitzen. Meine Tante hat das ſchon lange der Mama geſagt; doch habe ich darüber gelacht und ſie auch, bis es ihr geſtern eine Nachbarin eindringlich wiederholte.“ — „Aber heute noch einmal zum letzten Male?“ — Darauf ſagte ſie nichts, gieng aber die Treppe vor mir hinauf und ich folgte ihr. Doch hatte ein Mißton unſer Verhältniß geſtört, wir ſaßen ziemlich ſtumm neben einander auf dem Sopha, allerdings Hand in Hand, ſeufzten aber

mehr als wir sprachen, und als ich endlich, viel früher als sonst, gehen wollte, meinte sie:

„Ich muß dir auch sonst noch etwas sagen.“ —

„Und gleichfalls nichts Gutes, Lenchen?“ — —

„Mama meint und hat auch wohl Recht, das Hin- und Herfahren auf dem Rhein nütze mir eigentlich gar Nichts und deßhalb sollte ich es einmal bei meiner Schwester, die in Cleve verheirathet ist, versuchen.“ — „Was denn versuchen?“ — „Nun, wie es mir dort gefällt.“ — „Ah so — darin hat sie wohl Recht, aber für mich ist das traurig.“ — „Für mich auch, doch komme ich ja bald wieder.“

So ungefähr lautete unser Gespräch, das, während ich Abschied nehmend vor ihr stand, von uns Beiden mit leiser, trauriger Stimme geführt wurde. Dann bot sie mir ihre Lippen zum Kuß, schlang die Arme um meinen Hals, und als sie darauf ihre Wangen an die meinigen legte, wurde mein Gesicht feucht von ihren Thränen.

Dann gieng ich die Treppe hinab — das allerletzte Mal — verstört und nur eines Gedankens fähig, dessen, daß ich sie nicht wieder sehen würde. Gegenüber ihrer Wohnung war das Mainzer Kaffeehaus, wohin ich mich begab und zu ihren Fenstern aufschaute, die noch lange erleuchtet blieben und wo ich in gleichmäßigen Pausen einen Schatten kommen und verschwinden sah.

So endete unser kindlich reines Verhältniß, dessen Er-

eine ſolche von ihm dankend als Geſchenk annahm. Jetzt gehörte die Welt mein und als ich funkelnd und ſtrahlend zum erſten Male wieder bei Lachenwitz erſchien, natürlicherweiſe nur begierig Magdalenen zu gefallen, ſchien gerade dieſe keine große Freude an mir zu haben, während die Andern mich jubelnd und händeklatſchend bewunderten und mir nicht oft genug ſagen konnten, welch prächtiger Offizier ich einſtens werden würde. Nur ſie ſagte Nichts dergleichen und als ich ſie Abends nach Hauſe bringen durfte — ihre Mutter war, wie das zuweilen vorkam, allein mit dem Dampfer den Rhein hinaufgefahren — erſchien ſie mir niedergeſchlagen, ja traurig, und als ich ſie, wie das ſonſt immer geſchah, eine Treppe hoch in ihr Zimmer begleiten wollte — ſie wohnte mit der Mutter bei einer Tante — ſo ſchüttelte ſie leicht den Kopf und ſagte: „Es iſt beſſer, wenn du jetzt nach Hauſe gehſt.“ — „Weßhalb denn, Lenchen? Es iſt ja noch nicht ſo ſpät.“ — „Nein, aber es ſchickt ſich nicht, daß wir Beide droben allein bei einander ſitzen. Meine Tante hat das ſchon lange der Mama geſagt; doch habe ich darüber gelacht und ſie auch, bis es ihr geſtern eine Nachbarin eindringlich wiederholte.“ — „Aber heute noch einmal zum letzten Male?“ — Darauf ſagte ſie nichts, gieng aber die Treppe vor mir hinauf und ich folgte ihr. Doch hatte ein Mißton unſer Verhältniß geſtört, wir ſaßen ziemlich ſtumm neben einander auf dem Sopha, allerdings Hand in Hand, ſeufzten aber

mehr als wir sprachen, und als ich endlich, viel früher als sonst, gehen wollte, meinte sie:

„Ich muß dir auch sonst noch etwas sagen.“ —

„Und gleichfalls nichts Gutes, Lenchen?“ — —

„Mama meint und hat auch wohl Recht, das Hin- und Herfahren auf dem Rhein nütze mir eigentlich gar Nichts und deßhalb sollte ich es einmal bei meiner Schwester, die in Cleve verheirathet ist, versuchen.“ — „Was denn versuchen?“ — „Nun, wie es mir dort gefällt.“ — „Ah so — darin hat sie wohl Recht, aber für mich ist das traurig.“ — „Für mich auch, doch komme ich ja bald wieder.“

So ungefähr lautete unser Gespräch, das, während ich Abschied nehmend vor ihr stand, von uns Beiden mit leiser, trauriger Stimme geführt wurde. Dann bot sie mir ihre Lippen zum Kuß, schlang die Arme um meinen Hals, und als sie darauf ihre Wangen an die meinigen legte, wurde mein Gesicht feucht von ihren Thränen.

Dann gieng ich die Treppe hinab — das allerletzte Mal — verstört und nur eines Gedankens fähig, dessen, daß ich sie nicht wieder sehen würde. Gegenüber ihrer Wohnung war das Mainzer Kaffeehaus, wohin ich mich begab und zu ihren Fenstern aufschaute, die noch lange erleuchtet blieben und wo ich in gleichmäßigen Pausen einen Schatten kommen und verschwinden sah.

So endete unser kindlich reines Verhältniß, dessen Er-

innerung mich heute noch mit tiefer Wehmuth erfüllt und das wohl diese kurze Schilderung werth ist. Vergessen habe ich die gute Magdalene nie, wie oft schwebte und schwebt mir heute noch ihre schöne Gestalt vor Augen, ihr Gesicht mit dem milden, innig herzlichen Ausdrucke, und von ihr stammt auch wohl meine Vorliebe für blondes Haar, wie ich es so häufig in meinen Geschichten angebracht.

Das war meine erste Liebe und ist auch in gewisser Beziehung meine einzige geblieben, wenn ich gleich in späteren Zeiten noch verschiedene Male leidenschaftlich verliebt war.

Jahre waren vergangen, als ich sie im Fluge noch einmal wiedersah, und wenn wir damals am gleichen Orte gelebt hätten, wer weiß, was geschehen wäre. So aber sah ich sie nur wenige Augenblicke. Ihre Mutter war gestorben, sie begab sich zu Verwandten nach Paris und lebt jetzt noch dort als — Oberin eines Klosters.

Viertes Kapitel.

Handel und Wandel.

Daß ich gleich am andern Tage nach dem Erzählten den Versuch machte Magdalenen wieder zu sehen, will ich durchaus nicht läugnen, doch war sie schon am frühen Morgen nach Koblenz zu ihrer Mutter gereist, wo der Dampfer „Stadt Mainz" einer Reparatur wegen mehrere Tage liegen bleiben mußte. Zu gleicher Zeit wurde ich von der Batterie abkommandirt, um mich mit zwanzig Kanonieren an den Vorarbeiten der alljährigen Schießübungen bei Wesel zu betheiligen. Erfreulicher Weise kamen wir in die Stadt selbst zu liegen und hatte ich bei einem Holländer dorten ein recht angenehmes Quartier. Mein kinderloser Wirth, ein über alle Beschreibung gutmüthiger Mann, hatte eine schon ältere, sehr dicke Frau, welche der traurigen Leidenschaft fröhnte, sich mindestens einmal im Tage, gewöhnlich Abends, schwer zu betrinken. Dann

fanden wir sie irgendwo auf dem Boden liegen und schafften sie, er bitterlich weinend, zu Bette. Sein einziger Trost bei diesem traurigen Verhältniß war ein kleiner Hund, Moritzchen genannt, der die merkwürdige Eigenschaft besaß, auf Befehl seines Herrn lachen zu können, das heißt, er zeigte grinsend seine Zähne.

Hier sah ich auch Rieve wieder, der draußen bei einer reitenden Batterie stehend, auch hier wie früher in Düsseldorf und Köln die Straße und vornehme Wirthshäuser unsicher machte und auch mich nicht selten in Ungelegenheiten und Strafe brachte. Unser guter, wenn gleich polternder Oberst von Tuchsen hatte mit Pension und dem Range eines Generalmajors der Infanterie den Abschied erhalten und soll sich dabei in den bittersten Ausdrücken darüber beschwert haben, daß er, ein alter Artillerist, noch gezwungen werde, mit dem rothen Kragen umherzulaufen; doch gab es damals in Preußen nur einen einzigen General der Artillerie, den Prinzen August von Preußen, Generalinspektor sämmtlicher Brigaden, der auch uns zuweilen inspizierte, und wobei es im Dienste und auch nachträglichen Strafen hoch hergieng. Unser neuer Oberst hieß Schlemmer und war ganz das Gegentheil des früheren. Den Klang seiner Stimme habe ich nie gehört, da er nur flüsternd mit den Offizieren sprach, auch scheute er jede unnöthige Bewegung, saß steif und regungslos auf seinem Pferde, hatte einen schwarzen Federbusch, glatt anliegendes schwarzes

Haar, einen ditto kleinen Schnurrbart, und wurde die ganze dunkle Erscheinung von den Kanonieren nur Schippenbauer oder auch schwarzer Peter genannt. Ueberhaupt waren sie mit dergleichen Benennungen sogleich bei der Hand und die meisten Offiziere und Unteroffiziere hatten ihren Spitz- oder Beinamen.

Der neue Brigadekommandeur, direkt von Berlin kommend, zog die Zügel der Disciplin so scharf als möglich an, was von den Offizieren und der Mannschaft, meistens Rheinländer und Westfalen, schwer empfunden wurde. Oberst von Tuchsen erließ, wie oben erzählt, meistens die Strafen, die er im Zorne während des Exerzierens diktirt hatte, wogegen von dem Arreste, den der neue Kommandeur verhängte, auch niemals eine Minute erlassen wurde. Von den Freiwilligen, mit denen ich eingetreten war, hatten viele schon die Brigade verlassen und andere nahmen ihren Abschied, da durch Allerhöchste Kabinetsordre die Schule in Münster aufgehoben worden und somit für uns Alle selbst die schwächste Aussicht erloschen war, Offizier zu werden.

Da hatte ich bei einem hitzigen Artilleriekampf, wo es galt, durch Gräben und Buschwerk einer anderen Batterie zuvorzukommen und wobei ich als Geschützführer allerdings höchst reglementswidrig die Kartätsche zum ersten Schuß unter dem Collet verborgen trug, das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und mich nicht nur an der Hand schwer zu verletzen, sondern auch den Fuß zu verstauchen, so daß ich nur unter

den empfindlichsten Schmerzen dem Manöver bis zu Ende folgen konnte, dann aber sogleich in's Lazareth gebracht werden mußte. Dort war ich eine lange, traurige Zeit, und wochenlang nachher, als die Batterien schon abgerückt waren, zog ich mit streng bestimmter Marschroute und noch immer mühsam gehend nach Köln.

Ich habe meinen Aufenthalt in Wesel, die letzte Schießübung, welcher ich beiwohnte, sowie die Zeit, die ich im Lazarethe verbrachte, in meinem „Soldatenleben im Frieden" ausführlich beschrieben, und wenn das Alles dort auch ein bischen dichterisch ausgeschmückt ist, so läuft doch die Wahrheit wie ein dicker, sehr rauher Faden hindurch und denke ich heute noch mit sehr gemischten Gefühlen an diese traurige, wenn auch nicht interesselose Zeit. Unauslöschlich steht besonders in meinem Gedächtniß jener Theil der Spellner Heide, wo ich so viel Wechselvolles erlebt und den ich nun, meiner Garnisonsstadt zuwandernd, durchschritt. Da lag die weite Fläche leer vor mir, verschwunden war das bewegte Leben, das sich noch vor wenig Wochen dort gezeigt. Von den Lagerplätzen und Bivouaks sah man nichts mehr als schwarze Aschenhaufen, die oft vereinzelt, oft in langen Linien dalagen. Die Schenken waren nicht mehr und man erblickte nur auf dem Boden einen viereckigen Platz, den die Bretterwände umgaben und der von den Füßen der Gäste fest zusammen gestampft war. Drüben hatten die Pulverschuppen und Laboratorien-

häuser gestanden, hier war der Platz, wo wir in der Nacht Batterien gebaut, aber von all dem sah man nur schwache Spuren, nur weit hinten in der Heide ragte der Kugelfang empor, glänzend im ersten Lichte der Sonne und an die vielen heißen Stunden erinnernd, in welchen wir dort hinaufkletterten und die verschossenen Kugeln suchen mußten.

In Köln hatte sich Manches und nicht zum Guten verändert. Vetter Lachenwitz war gestorben, seine Familie weggezogen und von den heiteren Cousinen habe ich nur noch eine, die älteste, in späteren Jahren als die Gattin des berühmten Blumenmalers Prayer in Düsseldorf wieder gesehen. Der einzige Bruder, Sigmund, ein talentvoller Thiermaler, mit dem ich häufigen Verkehr hatte, starb noch jung, gleichfalls in Düsseldorf.

Kapitän Heinz war pensionirt worden und unser neuer Batteriechef, der gegen uns Freiwillige eingenommen und mißtrauisch war, ließ es uns gerne fühlen, daß ihm Unteroffiziere von gereiftem Alter weit lieber seien als wir jungen Leute, die wir, nach seinen Worten, ohne Diensteifer und lustig unsere Tage verlebten und uns wie der Vogel auf dem Baume betrachteten.

An dem letztern Bilde war in der That etwas Wahres und ich will gerne gestehen, daß ich in jener Zeit häufig Umschau hielt, um ein rettendes Land und einen angenehmen Hafen zu erblicken.

So kühn schon gleich anfangs die Idee gewesen war, bei den geringen Vorkenntnissen und den wenigen Mitteln, welche die Meisten besaßen, um Offizier zu werden, so hielt man das doch damals noch für eine Möglichkeit und die Vorgesetzten behandelten uns mitunter darnach. Jetzt aber war dieser goldene Traum längst verflattert und wer nicht vom Kadettenhause und der Kriegsschule aus zur Batterie kam, dessen Carrière war nach neunjähriger Dienstzeit mit der silbernen Schnalle geschlossen. Vor einem solchen Ende aber hatte ich einen wahren Abscheu, welcher durch Aeußerungen ehemaliger Kameraden, die nach dreißigjähriger Dienstzeit in der Zöllneruniform an den Thoren standen, unter ihnen auch der gute Feuerwerker Linke, noch vermehrt wurde.

Da that sich mir plötzlich und unverhofft, wie noch später häufig in meinem Leben, eine Aussicht auf, originell und überraschend, wie für ein ordentliches Lustspiel geschaffen. Der Held hat eben, trübe in die Zukunft blickend, seinen kleinen Monolog gehalten, sieht sich „gegenüber von gar Nichts“ und ist schon im Begriffe, Hamlets berühmtes „Sein oder Nichtsein“ zu variiren — da — neue Scene — ein Unbekannter mit wohlwollenden Mienen und freundlichem Aeußern tritt auf.

So ergieng es mir in der That, nur mit dem Unterschiede, daß ich den wohlwollenden Freund, Herrn Anthes aus Hamburg, eines Abends zufällig bei meinem Onkel Röhr

antraf, wo er zufällig meiner älteſten Couſine den Hof machte, und das mit den ernſteſten Abſichten, da er zufällig kurze Zeit vorher mit einem, wie man glaubte, wohlhabenden Kölner Kaufmann Herrn Hecking ein Tabak- und Cigarrengeſchäft errichtet hatte; dabei war es dieſer jungen Firma hauptſächlich darum zu thun, neben den älteren und berühmteren Konkurrenten, welche den Platz beherrſchten, recht bald bekannt zu werden, wozu eine Kundſchaft unter dem Militär allerdings viel beitragen konnte; weßhalb ich als geheimer Reiſender in der Uniform eines Artillerieunteroffiziers meinen Kameraden dieſen Tabak anbot, der dann auch, leider aber häufig auf Kredit, reißenden Abſatz fand, und war ich dadurch gewiſſermaßen wieder in die kaufmänniſche Carrière eingefädelt. Auch hatte ich vom Verkaufe einen beſcheidenen Nutzen und da ich mich dieſer Handelsverbindung wegen häufig in die Fabrik meines neuen Freundes begab, ſo fand ich, daß dieſer Handelszweig ſeine angenehmen und mir recht zuſagenden Seiten hatte. Es war doch dabei ein intereſſantes und abwechſelndes Treiben, ſo ganz anders als mit der Elle und Scheere zu hantieren: mit den mächtigen Ballen getrockneter Tabakblätter, die drunten am Rheine ausgeladen und auf Schleifen zu uns gebracht, dann auseinandergelegt und ſortirt, hierauf theils zu Rauchtabak verſchnitten, theils zu Cigarren verarbeitet wurden.

Letzteres intereſſirte mich in hohem Grade und ich begann

es zu lernen. Wie manche Stunde saß ich am Wickeltische, hatte statt der Uniform ein leinenes Wamms an und da ich mir Mühe gab, so brachte ich schon nach drei bis vier Wochen die erste ziemlich anständige Cigarre zusammen, die ich mit einem ganz unbeschreiblichen Behagen rauchte. Da ich mich bei dieser Arbeit recht anstellig bewies, auch Talent für das Sortiren des Tabaks, ja für alle Manipulationen der Fabrikation zeigte, so schlug mir Herr Hecking auf Empfehlung meines Freundes Anthes vor, als Commis mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalte, aber freiem Mittagstisch, in sein Geschäft einzutreten, was ich mit Freuden annahm. Meine Entlassung aus dem Militär besorgte Oheim Röhr, der als ehemaliger Verwaltungsbeamter und Jurist neben seiner Eisenhandlung sich gerne mit verwickelten Prozessen abgab und dadurch, sowie durch sein würdevolles Auftreten als ehemaliger französischer Gardegrenadieroffizier mit der Ehrenlegion Bekanntschaften in den höchsten Civil- und Militärkreisen hatte. Trotz der guten Aussichten, die ich hatte, verließ ich die Kaserne mit wehmüthigem Gefühle und als ich Uniform und Waffen abgab, betrachtete ich die Jahre meiner Dienstzeit als verloren, was aber, wie sich später zeigen wird, doch nicht der Fall war.

Von einem kleinen Vorschusse, den ich von Hecking erhielt, schaffte ich mir einen bescheidenen Civilanzug an, miethete ein kleines Zimmerchen und will das unendlich behagliche

Gefühl nicht verschweigen, das mich bewegte, als ich mich zum ersten Male nach langen Jahren wieder als alleiniger Bewohner zwischen vier anständigen Wänden sah; auch lernte ich bei Hecking ein geregeltes Hausweſen kennen; er hatte, da er Junggeselle war, eine Haushälterin, die vortrefflich kochte, auch war sein Keller gut besetzt und als wieder einmal die Carnevalszeit erschien, erhielt ich für gutes Verhalten eine kleine Zulage, besuchte zum ersten Mal die große Geckenversammlung, setzte die bunte Schellenkappe auf und sang bei einer Flasche geringsten Rheinweins all' die lustigen Lieder mit, welche auf Vorschlag des Carnevalspräsidenten von dem Orchester intonirt wurden. Zum Rosenmontage schlug Anthes vor, daß wir uns an dem großen Maskenzuge betheiligen, wozu uns Herr Hecking sein Pferd und Tilbury lieh. Letzteres wurde mit einer gewaltigen Narrenkappe, die ich aus Pappendeckel und buntem Papier angefertigt hatte und mit unzähligen Glöckchen behieng, überspannt. Hoch auf der Spitze stand ein riesiger Hanswurst, der auf einen Zug der betreffenden Schnur Arme und Füße bewegte, was außerordentliches Vergnügen beim Publikum verursachte. Anthes hatte sich als kölnischer Bauer verkleidet und ich mich als Bäuerin, wozu ich Alles, was nöthig war, von der Haushälterin erhielt. So tollten wir den Tag hindurch mit durch die Straßen und Abends besuchte ich den Gürzenichball, weniger um dort zu tanzen oder gar zu intriguiren, sondern um von einem

stillen Platze aus das höchst interessante Maskengewühl an mir vorüberziehen zu lassen, damals noch unbewußt Studien für spätere unsterbliche Werke machend.

Wenn ich nicht irre, war es jener Ballabend, wo eine bekannte geschlossene Gesellschaft „zum Hahnen", bei der sich manche von den ersten Kölner Kaufleuten befanden, im Saale umher verdeckte Käfige hatten aufhängen lassen, in welchen sich Embleme jener Gesellschaft, große ausgewachsene Hähne befanden, die nach Mitternacht auf einmal enthüllt wurden und nun ein langandauerndes Krähen begannen; auch sonst fiel allerlei Ergötzliches vor, die Lust war berauschend und allgemein, und als ich nach Hause zog, schlossen sich auch draußen bei der Morgendämmerung zahlreiche Hähne jenem Krähkonzerte an.

Was nun die Fabrikation und den Verkauf unserer Waare anbelangte, bemerkte ich bald, obwohl man mir keinen vollen Einblick in die Geschäfte gestattete, daß nicht Alles auf's Wünschenswertheste gieng und Anthes gestand mir auch auf meine Frage, daß Herr Hecking mit einem viel zu kleinen Kapital angefangen, auch nicht die richtige Arbeitskraft sei, um die Fabrik emporzubringen und über Wasser zu halten. Er war häufig abwesend, besuchte seinen Club und seine Gesellschaften, ritt und fuhr spazieren, und wenn Anthes auch im Stande war, das Geschäftliche allein und somit besser zu führen, so konnte er doch nicht die fehlenden Fonds herbei-

schaffen. Es war traurig mit anzusehen, wie darauf Alles nach und nach in's Stocken kam, wie uns zuerst die besten Arbeiter verließen, wie keine Tabaksballen mehr beigeführt wurden, wie sich der Prinzipal immer seltener blicken ließ, endlich eines schönen Tages ganz weg blieb, auch die Haushälterin verschwand, und wie dann das Geschäft geschlossen wurde, worauf auch wir beide unsere Hüte nahmen und davon giengen. Mein Freund machte sich übrigens nicht viel daraus; er hatte schon längst daran gedacht und auch Schritte gethan, in seiner Vaterstadt Hamburg ein eigenes Cigarrengeschäft zu gründen, was er nun in's Werk setzte. Er heirathete alsdann meine Cousine und lebt heute noch in Hamburg als geachteter Mann und vielfacher Familienvater zufrieden im Kreise der Seinigen.

Mir war die nun plötzlich wieder errungene Freiheit minder behaglich, und ich erinnere mich wohl, daß ich ziemlich betrübt an den Ufern des Rheines spazierte und bewegt jener Zeit gedachte, wo ich der Ankunft und der Abfahrt des Dampfers „Stadt Mainz" beigewohnt hatte; und auch jetzt wie damals zog es mich gewaltig den Rhein aufwärts, weßhalb ich sehnsuchtsvoll dem Treiben der Passagiere, die sich nach Bonn und Koblenz einschifften, zuschaute.

Da wurde ich plötzlich vom Vordertheil eines Dampfers angerufen, und als ich aufblickte, sah ich Ellendorf, der mir eifrig winkte, in Civilkleidung bei einem andern Herrn stehend.

„Hast du nicht ein paar Tage Zeit?“ rief er, als ich näher gekommen war. — „Wozu?“ — „Um eine Partie an die Ar mitzumachen.“ — „Zeit wohl, zu Vergnügungsreisen, aber“ — hier machte ich die gewisse Daumenbewegung. — „Das ist Nebensache, unser ehemaliger Kamerad Manderfeld hat mich eingeladen zu ihm zu kommen und gebeten, irgend jemand Lustigen mitzubringen; auch steht hier Lauffs, der sich freut, deine Bekanntschaft zu machen, den wir in Oberwinter gleichfalls einen Tag bekneipen wollen.“ Lauffs machte dazu eine recht einladende Pantomime, doch entgegnete ich achselzuckend: „Ich kann doch nicht mit, wie ich hier gehe und stehe.“ — „Und warum nicht? Lauf in den nächsten Laden und kaufe dir eine Zahnbürste, das Uebrige wird sich alles finden.“

So ließ ich mich denn, wie man zu sagen pflegt, an einem seidenen Faden heranziehen, und nachdem ich gethan, wie mir Ellendorf in Betreff des nothwendigsten Toilettestückes gerathen, gieng ich auf's Schiff, kaufte aber selbst mein Billet, natürlicherweise dritter Klasse auf dem Verdeck, und dann kam es mir förmlich wie ein Märchen vor, daß ich, der vor einer halben Stunde noch an nichts weniger als an Reisen gedacht, nun auf einmal die gute Stadt Köln an mir vorübergleiten und hinter uns zurückbleiben sah.

Lauffs, der Sohn des Pfarrers von Oberwinter — er war bei unserer Batterie vor meiner Zeit gewesen — empfieng

mich bestens und wiederholte seine Einladung auf's freundlichste, und Ellendorf, der sich in einer stattlichen Civilkleidung befand, erzählte mir, daß er in seiner Heimath Westfalen Gelder flüssig gemacht und nun im Begriffe sei, sich medizinischer Studien halber auf die Universität Marburg zu begeben. Vorher aber wollte er an der Aar noch einmal angenehme Erinnerungen wachrufen.

So dampften wir, nicht ohne blinkenden Rheinwein im grünen Römer, aufwärts und ich will gestehen, daß ich mich ganz glückselig fühlte. War ich doch unverhofft zu einer Reise gekommen, nach der ich mich schon lange gesehnt, zu einer Tour in's Siebengebirge, sollte Bonn sehen, Godesberg und Drachenfels, die Wolkenburg, Rolandseck mit dem Fensterbogen des getreuen Ritters, und Nonnenwerth:

„Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah —"

alles hochinteressante Orte, die ich aus Gedichten, Erzählungen und Bildern kannte, ein für mich, der ich auch Spieß und Kramer gelesen, in mannigfacher Beziehung klassischer Boden.

Wir legten nun an der Universitätsstadt Bonn an, wo ich zum ersten Mal lebendige Studenten mit ihren bunten Mützen, kurzen Sammtröcken, manche mit hohen Stiefeln, alle mit farbigen Bändern, sah. Dann erschienen vor uns schimmernd in Duft und Abendroth die malerischen Siebenberge, dann dampften wir, ich unbeschreiblich glücklich, an der

steilen Wand des Drachenfelsens vorüber, wo ich mir gläubig die Höhle des Jungfrauen verschlingenden Ungeheuers zeigen ließ, sah nun wirklich Rolandseck auf dem Berge vor uns, mitten im Rhein das Kloster zwischen den grünen Bäumen, und als von dort die Abendglocke klang, saßen wir im Garten des stillen Pfarrhauses von Oberwinter, eifrigst mit einer Bowle duftigen Maitrankes beschäftigt.

Unvergeßlich schöner Abend! Unbeschreiblich herrliche Tage, wo wir das Siebengebirge durchstrichen und den Drachenfels bestiegen, die tief im Walde einsam herrlich gelegene Ruine des Klosters Hayfterbach besuchten und eines Abends auf Nonnenwerth so ausgiebig die Klosterweine versuchten, daß uns die aufgehende Sonne sanft entschlummert unter einer Laube fand.

Ueber Remagen zogen wir hinauf an die Aar, um dort bei dem vortrefflichen Freunde Manderfeld in Bodenbach gleichfalls ein paar unvergeßliche Tage zu erleben, wobei ich einen Abend nicht vergessen kann, wo nach tüchtigem Zechen Ellendorf aufgefordert wurde, eines seiner Lieder preiszugeben und zur Erhöhung des Effekts mit seinem Stuhle auf einen trockenen Laub- und Strohhaufen plazirt wurde, der aber tückischerweise und so langsam nachgab, daß der Sänger nicht einmal merkte, wie er bei dem Liede:

„Es blinken drei freundliche Sterne
In's menschliche Leben hinein,"

langsam rückwärts sank, worauf er mit der Guitarre im Arm sanft entschlummerte.

Endlich mußten wir uns trennen; Ellendorf zog nach Marburg, Lauffs blieb in Oberwinter und ich gieng zu Fuß nach Bonn, von wo ich noch an demselben Tage per Dampfer nach Köln zurückkehren wollte. Da führte mir hier der Zufall, als ich am Rhein hinschlenderte, eine bekannte, sogar entfernt verwandte Familie entgegen — einen Herrn Weber mit Frau und Tochter — die ich schon früher in Elberfeld kennen gelernt, auch zuweilen besucht, und die mich dringend baten, einige Tage bei ihnen zu bleiben. Doch war meine Toilette, besonders meine Wäsche, dazu in einer unmöglichen Verfassung und man ließ mich endlich ziehen, nachdem ich das feste Versprechen gegeben hatte, morgen und dann für längere Zeit wieder zu kommen. Auch war inzwischen in Köln meine Zimmermiethe abgelaufen und da Anthes unterdessen nichts Passendes für mich gefunden hatte, so saß ich einmal wieder, um mit unserem Batteriechef zu reden, wie der Vogel auf dem Zweige, und hielt ich es für das Klügste, das Wenige, was ich besaß, in ein altes Köfferchen zusammenzupacken, um dann — irgend Etwas zu beginnen, worüber ich mir aber vorläufig auch nicht die geringste Rechenschaft zu geben vermochte. Man hatte mir allerdings angeboten, mich in der Tiefe einer Schreibstube zu versenken, auch einen Blick dahinein thun lassen; doch graute es mir davor und

es war wohl zu meinem Heile, daß ich im glücklichen Uebermuthe der Jugend auf irgend etwas Anderes hoffte, das, wie es im Märchen heißt:

„Daherkäme und mich mitnähme."

Vorderhand aber folgte ich der Einladung nach Bonn und wurde dort von meinen Verwandten auf's herzlichste aufgenommen, machte angenehme Bekanntschaften unter deren Freunden und Bekannten, auch in Studentenkreisen, und ward auch hier durch meinen frischen Humor und meine ewig heitere Laune in kurzer Zeit so beliebt, daß ich zahlreiche Einladungen erhielt, hier und dort zu jeder Zeit die Kneipen der Verbindungen zu besuchen, an Whistpartieen, von denen ich nicht die Spur verstand, Theil zu nehmen, Ausflüge aller Art, Landpartieen in's Siebengebirge und weiter mitzumachen, ja mich auch in Kollegien einschwärzen zu lassen, wobei ich mich denn heute noch mit großem Vergnügen einer Reihe von Vorlesungen erinnere, die von vielrenommirten Professoren gehalten wurden.

So verlebte ich dort eine bunte, ja zuweilen wild bewegte Zeit, die aber trotz alledem wahrlich für mich nicht verloren war, denn auch hier habe ich, ohne es zu wollen und zu wissen, im Hörsaale, in der Kneipe und auf dem Fechtboden Studien gemacht, die ich später in den Fall kam, in meinen Geschichten ausgiebig zu verwerthen. Nur wenige der jungen Leute, mit denen ich damals in Berührung kam, habe ich nachher flüchtig

wieder gesehen, und von denen, die mich alsdann noch interessirten, nur einen Einzigen, damals einen schönen jungen Mann, dessen Schlafrock von bläuem Sammt mir sehr imponirte, den heutigen preußischen Gesandten am Münchener Hofe, Freiherr von Werthern, welcher im Sommer am Starnbergersee zu leben pflegt.

Daß ich bei meinem Bonner Aufenthalte recht gedankenlos, ja leichtsinnig in den Tag hineinlebte, will ich durchaus nicht läugnen, wobei meine ohnedieß kleine Baarschaft auf ein Geringes schwand, ohne daß es mir gelungen wäre, durch schriftliche Anerbietungen nach manchen Seiten hin irgend eine Stelle zu erhalten; doch tröstete ich mich gerne damit, meiner einzigen Schwester Julie, die sich unterdessen in Crefeld gut verheirathet hatte, einen schon längst versprochenen Besuch zu machen, wo es mir alsdann wohl nicht fehlen würde, in der bedeutenden Fabrikstadt mit ihren vielen Sammet- und Seidenetablissements ein anständiges Unterkommen zu finden. Endlich kam der Tag, wo ich mich von Bonn, von meinen vielen Freunden und Freundinnen losreißen mußte und als ich den Dampfer betreten, sandte ich den Siebenbergen, die ich so häufig in lustiger Gesellschaft durchstreift, einen letzten, recht wehmüthigen Gruß; war es mir doch gerade zu Muthe, als hätte ich nun mit der Poesie meines Lebens abgeschlossen, und wie sich dann rheinabwärts die Ufer allmählig immer mehr abflachten, so auch meine

Hoffnungen, die, als ich endlich über Düsseldorf und dann zwischen langen, langen Pappelalleen hindurch nach dem stillen Crefeld gieng, gleich Null standen.

Mein Schwager Gustav Büschgens war Vorsteher einer der größten Seidefärbereien des damaligen Crefeld, jener des mächtigen und tonangebenden Hauses von der Leyen. Diese hatten zu Anfang des Jahrhunderts in der Nähe von Crefeld ein allerdings ganz kleines Versailles angelegt, wo die Familien der verschiedenen Herren häufig ihren Sommeraufenthalt nahmen. Es war dieß ein großes Terrain mit einem prachtvoll herangewachsenen, nach und nach aber recht verwilderten Parke, was indessen der Poesie desselben keinen Eintrag that; rings war er von tiefen Wassergräben umzogen, ja in Schlangenlinien durchschnitten, wodurch Gelegenheit gegeben war, zahlreiche Brücken und Brückchen, alle mit Geländern in reichster Schmiedearbeit versehen, herzustellen, die meistens zu irgend einer Phantasie des Parkes führten, hier zu einem Rondell, aus mächtigen Bäumen bestehend, in dessen Mitte sich ein Steintisch mit Steinbänken befand, oder wo einstens ein Spielplatz der Kinder gewesen, oder wo noch die Reste einer Ruine oder irgend eines Tempelchens zu sehen waren. Dort führten diese Brücken auf einzelnstehende, im Zopfstile gehaltene Häuschen, meistens aus rothen Backsteinen erbaut, manche noch ganz gut erhalten, andere aber schon so baufällig, daß der Eintritt verboten war. Das Ganze hieß Leyen-

thal und an der einen Seite des Parkes war in den solideren Gebäuden die Färberei sowie die Wohnung meines Schwagers eingerichtet worden.

Freundlich von diesem und meiner Schwester aufgenommen, wurde ich in einem bescheidenen Stübchen — die ganze Wohnung bestand eigentlich nur aus solchen — untergebracht, und da es Hochsommer war, so nahm ich allsogleich auf meine Art von dem Parke Besitz. Ein alter Nachen diente mir dazu, das Terrain ringsumher zu rekognosziren, auch Entdeckungsreisen in's Innere zu machen, hie und da wie ein ächter Seefahrer anzulegen und von einem noch unbekannten Winkel Besitz zu nehmen und alsdann sämmtliche Häuser und Häuschen auf's gründlichste zu untersuchen.

Dabei vergiengen mir im raschen Fluge Tage, Wochen, ja Monate, von denen ich, wie eben schon gesagt, die meiste Zeit unter den hohen Bäumen verlebte und dort stundenlang sitzend den Garten selbst mit jenen Gestalten bevölkerte, wie ich sie in einem der baufälligen Häuser auf einer alten Tapete gefunden. Herren in buntfarbigen Röcken mit Kniehosen und seidenen Strümpfen, mit zierlichen Degen, den Hut unter dem Arme, mit Damen in leuchtenden, bauschigen Toiletten, süß konversirend, während kleine Kinder mit großen schlanken Windhunden spielten und ein dabei stehender, pausbäckiger kohlschwarzer Mohr auf goldenem Teller Kannen, Gläser und Tassen trug. Abends dagegen, wenn aus dem feuchten Terrain

ringsumher dichte Nebel stiegen und geheimnißvoll die Baumgruppen umspannen, waren es Elfen und andere Geister, die meine Phantasie auf's lebhafteste beschäftigten und mich vollständige, oft recht unheimliche Geschichten ausdenken ließen, die mit den zerbrochenen Treppen, den beständig zugeschlossenen Thüren und Fenstern eines der eben erwähnten Häuser, welches vor Alter ganz schief stand, in Zusammenhang gebracht wurden. Freunde und Bekannte hatte ich so gut wie gar keine, war deßhalb auf mich selbst angewiesen, sowie auf die kleine Bibliothek meines Schwagers. Ich las Alles durch, was ich darin fand, manche Sache zwei-, dreimal, sowie die Historien von Weisflog, die mich ganz außerordentlich interessirten. Auch von Schiller, Goethe, Shakespeare wurde Vieles gelesen, leider häufig Alles durcheinander, und wenn ich dann meinen abendlichen Spaziergang machte, weit über den Park hinaus, wo am fernen Horizonte der holländischen Ebene die Sonne in phantastischer Gluth hinter Wolken untergegangen war, so erschienen mir auf dem goldigen Himmel in jenen Wolkengebilden die Gestalten der verschiedenen Könige, Helden und Geister, die in meinem Kopfe umherspukten, oder ich überließ mich auch wohl, auf dem Boden ausgestreckt, einer unaussprechlichen Sehnsucht nach unsagbar Schönem, das dort hinter dem Horizonte nur darauf warte, von mir erreicht und erfaßt zu werden.

Von den neuen Erzeugnissen der Literatur las ich nur

Rellſtab's 1812 und mit ſolchem Intereſſe, daß ich, um mir die glücklichen Gefühle des Autors nach Beendigung eines ſolchen Werkes richtig vorſtellen zu können, die letzte Seite auf ein Papier abſchrieb, als wenn ich ſelbſt dieſer glückliche Verfaſſer wäre.

Auch ſchien es mir eines Verſuches nicht unwerth, wieder einmal ſelbſt ein bischen zu ſchriftſtellern, wobei es mir übrigens nicht im entfernteſten einfiel, meine Militärerlebniſſe oder dergleichen niederzuſchreiben. Das kam mir viel zu proſaiſch und hausbacken vor, als daß es nur irgend eine Menſchenſeele hätte intereſſiren können, woran mir doch ſehr gelegen war. Denn ich beabſichtigte nicht nur zu meinem Vergnügen zu ſchreiben, ſondern ich wollte gedruckt und honorirt werden. Letzteres noch ganz beſonders deßwegen, um aus meiner recht abhängig und dadurch unbehaglich gewordenen Stellung im Hauſe meines Schwagers herauszukommen; meine Schweſter that für mich wohl Alles, was in ihren Kräften ſtand; aber bei ihrer jungen Haushaltung, die jährlich durch Zuwachs geſegnet wurde, und bei dem nicht übermäßigen Einkommen meines Schwagers vermochte ſie nicht viel mehr zu thun, als daß ich bei ihr lebte, nachdem ſich mein Schwager lange vergeblich bemüht, mir eine Stelle zu verſchaffen.

Indeſſen war es ein Glück für mich zu nennen, daß ich damals nicht auf den Einfall kam, jene Soldatengeſchichten

im Frieden zu schreiben, die später so großen Erfolg hatten. Wer weiß, ob sie mir nur halb so gut gelungen und ob sie nicht vielleicht spurlos verschwunden wären, und selbst wenn sie ein gleiches Aufsehen erregt hätten, wäre ich wohl hiedurch an Crefeld gefesselt geblieben und wäre nicht gerade dadurch, daß ich sie in Stuttgart schrieb, der entscheidende Umschwung in meinem Leben eingetreten.

So verfaßte ich denn natürlicherweise zuerst ein großes Trauerspiel in fünf Akten „Der Ring", frei nach Shakespeare, mit der ganz kleinen Anlehnung an des großen Britten Macbeth, daß bei mir gleichfalls drei Hexen, die den verhängnißvollen Ring weihen, das Stück eröffnen, ja wenn ich mich recht entsinne, so hatte eine derselben sogar die Frechheit, dieß mit den Worten zu thun:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen,
In Wind, in Sonnenschein oder Regen?"

worauf die zweite mit einem leichten Anklange an Goethe zur Antwort gab:

„Sobald die herrliche Walpurgisnacht
Mit allen Geistern neu erwacht."

Furchtbar schöner Gedanke! — und so gieng es durch das ganze Stück, in welchem bis über die Knöchel in Blut und Graus gewatet wurde, und wo, glaube ich, schließlich die Geister sämmtlicher Erschlagenen in dem Ringe, der sich

zum glühenden Kreiſe ausgedehnt hatte, einen hölliſchen Rundtanz hielten.

Fertig iſt dieſes Werk allerdings geworden, es wurde aber dann von mir recht betrübt auf die Seite gelegt, da ich verſtändig genug war, um beim Durchleſen zu fühlen, daß Goethe und Shakeſpeare alles das einigermaßen beſſer geſagt hatten.

Dann erbat ich mir von meinem Schwager neues Papier, denn ſolches kaufen zu können, davon war bei mir ſchon längſt keine Rede mehr. Ich ſchnitt es in ein großes Oktav, ſtellte durch Bleiſtiftſtriche einen breiten Rand her, in den ich ſchreiben wollte, damit es wie eine gedruckte Seite ausſähe, was, wie ich dachte, für den betreffenden Buchhändler beſtechend ſein würde. Die Geſchichte, die ich nun wirklich ſchrieb, war ganz à la Weisflog und hatte ich mich in derſelben ſehr an dieſes Autors Epos. der Zwiebeln- und Mückenkönig, gewärmt. Es begann mit einem Familienleben allerkleinſter Zwerge, dieß aber ganz nach eigener Erfindung, welche unter großen Akanthusblättern wohnten, die ich irgendwo im Garten geſehen; Pilze dienten ihnen als Hüte oder Sonnenſchirme, und ſo viel ich mich entſinne, webten ſie einen Zaubergürtel, der den Beſitzer befähigte, von aller Welt geliebt zu werden.

Auch dieſes Werk wurde fertig geſchrieben, ſelbſt nach mehrmaligem Leſen nicht nur für einen koloſſalen Fortſchritt

gegenüber dem „Ringe“ gehalten, sondern für druckwürdig befunden und deßhalb unter meinem Namen an den Buchhändler Mayer nach Aachen gesandt.

Mit meinem Vater, der kleine Broschüren, sowie auch jenes Charadenbuch, dessen ich erwähnt, bei ihm verlegte, hatte ich ihn als Kind öfters besucht und da er mich häufig freundlich am Kopfe gepätschelt, so setzte ich als junger angehender Schriftsteller mein volles Vertrauen in ihn. Leider ohne den gewünschten Erfolg; denn mein Werk kam einige Wochen später als gänzlich unbrauchbar unfrankirt an mich zurück.

Doch hatte sich zu gleicher Zeit die Aussicht auf eine Stelle für mich eröffnet, weßhalb ich mir aus dieser Abweisung durchaus nichts machte, ja nun selbst meine Schreibereien als das, was sie auch in der That waren, als eine gänzlich unnütze Zeitverschwendung, ansah und meine sämmtlichen literarischen Versuche den Flammen opferte, mit dem festen Vorsatz, mich in meiner neuen Stellung nie mehr mit solchen Dingen zu beschäftigen.

Das Haus mit der Firma „Gebrüder Brüning“, in welches ich eintreten sollte — ein Kommissions- und Agenturgeschäft in roher Seide — wurde von zwei Brüdern in der Weise geführt, daß der eine die Geschäfte in Crefeld, der andere die in Elberfeld besorgte; und für den Letzteren war ich engagirt worden, mit freier Wohnung, Kost im Hause

und einem kleinen Vorschusse, um meine Toilette nothdürftig wiederherzustellen.

So gieng ich denn im Sommer 1836 abermals nach Crefeld; doch ist dieses Gehen nicht wörtlich zu verstehen, denn ich fuhr dieses Mal mit dem Postwagen, auch war meine Toilette ganz anständig, und so machte ich denn mit meinem offenen, frischen und heiteren Aeußern einen vortheilhaften Eindruck auf meinen neuen Prinzipal und dessen Frau. Es war ein kinderloses Paar und galt, sowie das Handlungshaus, dem der Prinzipal vorstand, für mehr als wohlhabend. Sie bewohnten ein schönes großes Haus, die Börsenhalle genannt, weil sich in demselben ein großer Saal befand, in dem an gewissen Tagen kaufmännische Geschäfte, besonders im Handel mit roher Seide abgemacht wurden, doch war die Börsenhalle zu gleicher Zeit eine geschlossene Gesellschaft mit Lese- und Billardzimmer, wo sich die Mitglieder täglich, am Samstag aber in zahlreicher Menge versammelten. Die Restauration, welche vortrefflich war, wurde unter Aufsicht der Frau vom Hause durch eine Haushälterin und eine Köchin besorgt; auch war neben der stets gut besetzten Speisekarte ein wohlversehener Weinkeller da und mithin auch für meine persönlichen Bedürfnisse auf's Beste gesorgt.

Da ich mich mit Eifer in die Geschäfte warf, besonders bemüht war, die Eigenthümlichkeit unserer Waare, der rohen

Seide, kennen zu lernen und sie nach Feinheit des Fadens und ihren sonstigen Eigenschaften abzuschätzen, mich auch recht gerne im Lesezimmer der Börsenhalle nützlich machte, dort Zeitungen sortirte und einheftete, auch einen Katalog der Bibliothek entwarf, so stand ich bald mit Prinzipal und Prinzipalin auf ganz vortrefflichem Fuße, und letztere, für die ich nach den oft langweiligen Stunden ihres früheren Alleinseins ein unterhaltendes Element war, sorgte für mich, wie es nur eine Mutter thun konnte, so daß ich mich fast als Kind des Hauses betrachten durfte.

Wie ich noch wenige Jahre zuvor durchaus keinen Begriff von Poesie und Literatur hatte, so noch weniger von Politik und dem, was sich überhaupt in der Welt begab; und so war auch in dieser Richtung das Lesezimmer mit seinen Schätzen an Zeitungen, Broschüren, Journalen und Büchern für mich eine Fundgrube, in der ich auf's eifrigste nach Belehrung suchte. Stundenlang, an Sonn- und Feiertagen oft bis Abends, saß ich dort und las, und je mehr ich fühlte, wie unwissend ich noch sei, um so mehr suchte ich mich, wenn auch leider oft sehr oberflächlich und auf die primitivste Art zu belehren, doch blieb bei meinem vortrefflichen Gedächtniß stets irgend Etwas hängen; auch war ich durchaus nicht schüchtern, mir durch unabläßiges Fragen weiter zu helfen. Bis zu den Poesien der neuesten Zeit war ich indessen noch lange nicht gedrungen, als eines

Sonntags Morgens ein anderer junger Kaufmann, mit dem ich Billard ſpielte, mich an die Glasthüre zog, die zum Leſezimmer führte und dort auf einen Herrn deutend ſagte: „Da ſitzt Freiligrath.“ — Ich ſchaute ihn fragend an. „Wie? Sie wiſſen nicht, wer Freiligrath iſt?“ Nun hatte ich allerdings dieſen kurioſen Namen im Morgenblatt geleſen, ohne aber den Verſen, unter welchen er ſtand, Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſchämte mich aber doch meiner Unwiſſenheit und fieng an noch eifriger zu ſtudieren und auch Gedichte zu leſen. Ach und mit welchem Genuſſe ich nun bald auch die Freiligrath'ſchen verſchlang, las und wieder las, vermag ich nicht zu beſchreiben!

Ehe ich ihn aber, vielleicht ein Jahr ſpäter, ſelbſt kennen lernte, hatte ich noch eine ſchwere und ſehr unangenehme Zeit zu durchleben; denn eines Morgens — ich hatte ſchon längſt bemerkt, daß mein Prinzipal mit ſehr Unangenehmem beſchäftigt war und daß deſſen Frau, ſonſt heiter und mittheilſam, gedrückt und traurig umherſchlich, oh, ich erinnere mich, als ob das erſt geſtern geſchehen wäre — reichte er mir über den Pult ein Schreiben, indem er mit gefurchter Stirne ſagte: „Leſen Sie es aufmerkſam durch.“ Unwillkürlich fiel mir Aehnliches ein, wie ich es bereits während meiner Lehrzeit erlebt hatte und wo es ſich um jene gewiſſe Epiſtel an meinen Vormund handelte; doch hatte ich dießmal wahrlich keine Gelegenheit gegeben, ſah

auch nach der ersten Zeile, daß ich mich geirrt; doch war das, was ich las, noch betrübender.

Mein Prinzipal schrieb an den Präsidenten der Handelskammer, daß er nach jahrelangem, mühseligem Kämpfen und Ringen augenblicklich außer Stande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen und er sich als insolvent erklären müsse.

Ein harter Schlag für die beiden alten Leute und begreiflicherweise auch für mich, der ich nun voraussichtlich wieder vom Zweige in die weite Welt hinauspfeifen konnte.

Doch sollte es für mich so schlimm nicht kommen; denn wenn auch das Fallissement ausbrach, wobei sich indessen, zur Ehre meines Prinzipals gesagt, Alles in musterhafter Ordnung befand und der Prozentsatz des Verlustes für die Gläubiger nur ein äußerst geringer war, der, wie ich glaube, später noch ganz gedeckt worden ist, so blieb ich doch vorläufig noch für Monate im Hause, um bei der Liquidation thätig zu sein, und erhielt dann durch Vermittlung meines Prinzipals eine Stelle in dem benachbarten Barmen und, wie es mir damals schien, mit einer Standeserhöhung, denn ich wurde Reisender für ein noch ganz junges Geschäft in Färberseife und italienischem Baumöl für Tuchfabriken.

Mein neuer Prinzipal, Herr Dahl, spekulirte bei zu erwerbenden Kundschaften der großen Tuchfabriken und Fär-

bereien in Aachen und Burtscheid auf die dortigen Bekannten meines Vaters, um einen älteren und bedeutenderen Konkurrenten auszustechen. Das gelang mir anfangs recht gut und in manchen Häusern, wo man sich meiner aus den Knabenjahren her noch erinnerte, gab man mir deßhalb Aufträge, die aber selten zu Nachbestellungen führten, auch wohl, ehe sie effektuirt werden konnten, wieder abgelehnt wurden. Auch will ich nicht verschweigen, daß ich nach der zarten, liebenswürdigen, veilchenduftenden Seide, für die grobe Fabrikseife und das ranzige Gallipoliöl keine Sympathie empfand; doch war der Hauptgrund meines abermaligen Geschäftswechsels, daß mich Herr Brüning, der unterdessen Agenturen für rohe Seide wieder erhalten hatte, in sein Haus zurückrief.

Uebrigens war mein Aufenthalt in Barmen für mich insofern nicht ohne Nutzen gewesen, als ich dort mit Freiligrath bekannt und innig befreundet wurde und durch ihn eine Menge fähiger, talentvoller, junger Leute kennen lernte. Sie hatten ihren wöchentlichen, geselligen Zusammenkünften den Namen „Freiligrathverein" gegeben und hier wurden dramatische Werke, besonders von Goethe, Schiller und Shakespeare mit vertheilten Rollen gelesen.

Was mich betrifft, so hatte ich bis jetzt im Vorlesen nie etwas zu leisten vermocht. Ich gieng, sobald mich die Sache interessirte, zu energisch, ja leidenschaftlich in's Zeug

und überhaspelte mich schließlich häufig so, daß ich nicht weiter konnte und ganz undeutlich wurde. Hier nun nahm ich mich zusammen, um den meistens komischen Rollen, die mir zugetheilt wurden, vor solcher Gesellschaft gerecht zu werden, und erinnere mich noch, daß ich zum Beispiel die Rolle des Hofmarschalls Kalb in „Kabale und Liebe“ so las, daß die Andern vor Lachen nicht weiter konnten und ebenfalls galt mein „Falstaff“ für eine ganz heitere Leistung, natürlich aber war der Maßstab, den wir anlegten, ein bescheidener, und würde irgend ein gewähltes Auditorium schwerlich durch uns befriedigt worden sein. Nach der Vorlesung folgte ein lustiges Mahl, das meistens bis spät in die Nacht dauerte. Von all den meist liebenswürdigen Freunden, aus denen jener Freiligrathverein bestand, habe ich außer Freiligrath nach Jahren nur einen Einzigen, den mir am wenigst sympathischen, wiedergesehen. Zwei Andere, ein Arzt, Doktor Nohl, und ein junger Kaufmann Zulauf wanderten in Folge getäuschter Hoffnungen des achtundvierziger Jahres nach Texas aus; ein dritter, Polizeikommissär Hutsteiner, der das für einen preußischen Beamten unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, mit freisinnigen jungen Leuten umzugehen, wurde in Folge davon von Barmen weggemaßregelt, verkümmerte und starb früh, und ein vierter endlich, der Einzige unseres Kreises, der kleine literarische Erfolge aufzuweisen hatte, Hermann Püttmann, Redakteur der Barmer

Zeitung, entwich, um Verfolgungen zu entgehen, in die Schweiz, durfte aber später nach Deutschland zurückkehren, war eine Zeit lang Redakteur des Feuilletons der Kölnischen Zeitung und wanderte später mit seiner Familie nach Australien aus, wo er vor zwei Jahren als Herausgeber einer deutschen Zeitung in Melbourne starb.

Damals, wo die Censur in Preußen noch in so schöner Blüthe stand, daß ich sogar eines Tages gewarnt wurde, weil ich auf einer kleinen lithographischen Handpresse meines Prinzipals, Herrn Brüning, Weinetiketten ohne polizeiliche Erlaubniß gedruckt, reizte es uns, den strengen Preßverboten entgegenzuwirken, weßhalb wir ein fliegendes Blatt gründeten, die „diabolische Kneipzeitung" mit dem Beiblatte „der Katzenjammer", das vermittelst Ueberdruck allerdings nur in wenigen Exemplaren abgezogen wurde; doch erschienen nur vier bis sechs Nummern, da der Drucker, ein uns freundlich geneigter Lithograph, fast in einen bösen Konflikt mit der Behörde gerathen wäre.

Eines der Mitglieder unseres Vereines war auch der Buchhändler Langewiesche in Barmen, bei dem Freiligrath wohnte, und übernahm Letzterer, wie bekannt, die Herausgabe des malerischen und romantischen Westfalen, in Verlag von Langewiesche, und zog eines Morgens nach der rothen Erde ab, von vielen seiner Bekannten und Freunden, worunter auch ich mich befand, bis nach Siegburg, dem Schlosse

Wittekind's, begleitet. Dort feierten wir ein solennes Abschiedsfest und entließen den theuren Freund, dem es vergönnt war, frei in die Welt hinauszuziehen, mit den besten Glück- und Segenswünschen.

Doch hatte er sich eine Arbeit aufgeladen, die ihm, dem Poeten, nicht gelingen mochte, deren Last ihn drückte und die er nach kurzer Zeit auf die Schultern seines Freundes Levin Schücking warf; ein paar herrliche Gedichte hatte Freiligrath zur Einleitung geliefert und die Briefe, die er an Freunde auf dieser Reise in Westfalen schrieb, sind in ihrer Art außerordentlich schön, doch konnte es ihm nicht gelingen, das bisweilen so langweilige Feld der Prosa zu ackern und statt, wie es sein Verleger und auch wohl der Leser wünschte, gradlinige Furchen zu ziehen, spähte er nach poetischen Stoffen in Wald und Flur und entschlüpfte endlich dem ihm unbequemen Joche, indem er an den Rhein zog und sich in Unkel, wo ich ihn später wieder traf, niederließ.

Wenn auch, wie oben schon erzählt, mein Prinzipal Herr Brüning seine Geschäfte im kleinen Maßstabe wieder aufgenommen hatte, so war doch gerade deßhalb für mich keine dauernde und lohnende Beschäftigung mehr bei ihm zu finden, weßhalb ich mich nach einer anderen Stellung umsah, wobei es mir ein paar Mal begegnete, daß Prinzipale, die sonst an meiner Persönlichkeit oder dem, was ich leisten konnte, nichts auszusetzen hatten, Anstoß daran nahmen, daß ein

paar Geschäfte, in denen ich thätig gewesen war, fallirt oder liquidirt hatten und das für ein böses Omen ansehen wollten.

Aufrichtig gesagt war mir selbst dadurch der Handelsstand, für den ich nie eine große Vorliebe gehabt, ganz zuwider geworden; ich will auch gestehen, daß mein Umgang mit den oben erwähnten jungen Leuten, unsere bisweiligen literarischen Beschäftigungen mich vollständig von Haupt- und Kassabuch abzogen. Freiligrath hatte mir beim Weggehen ein kleines Stehpult geschenkt, worauf er selbst häufig gearbeitet hatte und wer weiß, ob dieses nicht mit Schuld daran war, daß ich mir eines Tages wieder Feder und Papier kaufte und eine kleine humoristische Skizze anfieng, die erste, von der ich später Einiges brauchen konnte. Sie war aus dem kaufmännischen Reiseleben, wo ein junger Mann sich seinen Kunden vorstellt: „Ich heiße Specht — mein Name ist Specht — ich reise in Indigo — in blauem Indigo." Fertig ist diese Skizze allerdings nie geworden, doch begann ich in Folge dieser Arbeit kleine Entwürfe zu machen, ja flüchtige Erinnerungen aus meinem Soldatenleben im Frieden niederzuschreiben, die einem meiner damaligen Freunde, dem Buchhändler Rudolph Neuburg, so gefielen, daß er, der übrigens ein äußerst lebhafter, ja excentrischer junger Mann war, mich hoch und theuer beschwor, dem Handelsstande vollständig Lebewohl zu sagen und mich der Schriftstellerei zuzuwenden.

Es war dieß allerdings ein leicht hingeworfener Rath, den ich aber, auch leichthin, zu befolgen beschloß.

Vielleicht kann ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich selbst, allerdings noch sehr im Unbewußten, etwas von dem ahnte, was in mir versteckt lag, und wurde das gänzliche Loslassen meiner bisherigen Verhältnisse für mich zum Heile:

Denn es riß mich unter gewaltigen gefährlichen Strömungen „nach oben".

Auch hatten sich meine Verhältnisse leider so gestaltet, daß ich mit meinen zahlreichen Gläubigern nur durch einen Saldovortrag zu ihren Gunsten, auf dem Papiere natürlich, abzurechnen vermochte, wobei ich mir und ihnen allerdings feierlich gelobte, später sämmtlichen Forderungen, soweit ich dazu im Stande sein würde, gerecht zu werden, und darf ich hinzufügen, daß ich ihnen auch und nach nicht zu langer Zeit gerecht geworden bin.

Mein Freund Neuburg, der in der Buchhandlung von Langewiesche beschäftigt war, hatte eine Stelle bei dem Buchhändler Paul Neff in Stuttgart erhalten, und was war natürlicher, als daß er mich dringend einlud, ihn dorthin, als an einen der bedeutendsten Sitze des deutschen Buchhandels, zu begleiten. „Dort," sagte er, „findest du Journale genug, die deine kleinen Arbeiten gerne aufnehmen werden, dort ist überhaupt ein literarisches Leben, du kannst nützliche Bekannt-

schaften machen, vielleicht sogar Johann Georg Cotta kennen lernen, dort giebt es reiche Bibliotheken, ein vortreffliches Theater und eine reizende Gegend an den Ufern des Neckars, wo sich äußerst billig leben läßt und der Gulden so viel als hier der Thaler gilt."

„Abgemacht, wir reisen zusammen!" — und so fuhren wir an einem ausnahmsweise heiteren Apriltage aus Elberfeld nach Köln, bestiegen dort Abends das aufwärts gehende Dampfboot und landeten früh gegen fünf Uhr in Unkel, wo wir Freiligrath besuchen wollten. Es war ein heller, fast heißer Morgen, das Siebengebirge erglühte herrlich im Strahle der aufgehenden Sonne, von drüben schaute der Rolandsbogen ernst herüber, langsam und majestätisch umschloß der leuchtende Strom Insel und Kloster Nonnenwerth und ich schwelgte heiter, fast glücklich in den Erinnerungen an vergangene Tage. Alles, was mich gedrückt, hatte ich hinter mir gelassen, ich athmete frisch und fröhlich auf und war im leichten Sinn der Jugend von dem seligen Gedanken erfüllt, einer besseren Zukunft entgegen zu gehen.

Wie wir durch den Fährmann, der uns vom Dampfer herübergebracht, erfahren hatten, wohnte Freiligrath dicht am Rhein in einem stattlichen Hause, durch einen Thorbogen von dem dazugehörigen Garten getrennt, und da es noch zu früh war, um den Freund in seiner Ruhe zu stören, so drangen wir in diesen Garten, um dort in einer schon vollkommen

grünen Fliederlaube auf dem Tische ein großes Glas weißen Wein zu finden, in dem sich ein Busch Feldblumen befand, außerordentlich bezeichnend für ein lustiges, poetisches Rheinlandleben, wie es mir noch erinnerlich war.

Freiligrath empfieng uns herzlichst und wir fanden dort einen jungen Studenten aus Bonn — Dralle — der, eine äußerst leichtlebige Natur, später gleichfalls nach Stuttgart kam, dort „Viktor Hugo“ übersetzte, sich nebenbei durch allerlei lustige Streiche bekannt machte und endlich nach London gieng, wo er heute noch als solider Familienvater im Kreise der Seinigen lebt. Dralle lag im Wohnzimmer Freiligrath's auf einer Matratze am Boden, rings von Bücherhaufen umgeben, nicht etwa für ihn zum Studium, sondern es war Freiligrath's Bibliothek, die dieser gerade zu ordnen und aufzustellen im Begriffe war.

Auch wir fanden in gleicher Art Platz für einige Tage, die wir zu Fußpartien in die Umgegend benutzten, um Abends am Ufer des Rheines unter der oben erwähnten Fliederlaube eine lustige Maitrankbowle zu trinken. Dann schlug die Trennungsstunde, ein aufwärtsgehender Dampfer entführte uns dem lange nachschauenden und nachwinkenden Freunde, und wir fuhren stromaufwärts bis Mannheim, von wo wir mit der Retourgelegenheit eines Lohnkutschers über Karlsruhe nach Stuttgart reisten. Auf der ersten Hälfte dieses Weges leisteten uns ein paar hübsche junge Mädchen Gesellschaft,

die Töchter eines Försters vom badischen Schwarzwalde, was ich hier nur erwähne, weil ich vermuthe, mein guter Freund Rudolph habe unterwegs, ohne daß ich es gemerkt, ein kleines freundschaftliches Verhältniß mit einer derselben angeknüpft, denn nach langen, langen Jahren erhielt ich von einer unserer damaligen Reisebegleiterinnen eine Anfrage nach ihm, den aber damals schon die kühle Erde deckte.

Bemerkenswerther aber als diese Begegnung waren unsere Reisebegleiter bis Stuttgart, die sich in Karlsruhe am frühen Morgen zur Abfahrt vor dem kleinen Gasthofe zusammen fanden, zwei junge Leute, allerdings älter als wir, die den Rücksitz einnahmen, da wir schon vom vorhergehenden Tag im Besitze der Lohnkutsche gewesen waren. Der Eine, still und bescheiden, einfach gekleidet, sprach im badischen Dialekt, das heißt, er antwortete ziemlich kurz auf die an ihn gestellten Fragen, während der Andere, der mit einer gewissen schäbigen Eleganz gekleidet war, an den Füßen hohe Stiefel, auf dem Kopfe einen weichen Filzhut von gar seltsamer Form trug; sogleich nach der Abfahrt hatte er den Gesprächsfaden in die Hand genommen, sich nach dem Ziele und Zweck unserer Reise erkundigt, um hierauf mit ungemein geläufiger Zunge einen Abriß seines eigenen Lebens zu geben. Er war Schauspieler, Künstler ersten Ranges, wie er sagte, Charakterdarsteller, und begab sich nach Stuttgart, wo unter Theodor Döring's Leitung ein königliches Sommertheater in Cannstatt

entstehen sollte, bei dem er Engagement zu finden hoffte. — „Dauerndes Engagement, später an der Hofbühne selbst“ — setzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „sobald man sich erst von dem überzeugt haben wird, was ich zu leisten im Stande bin.“

Von diesen Leistungen ließ er uns unterwegs beim Füttern der Menschen und Pferde bereitwillig Einiges hören und sehen, was bei mir, der ich das Theater überhaupt nur ein paar Mal in meinem Leben besucht, von erstaunlicher Wirkung war. Er deklamirte Wallenstein's Monolog:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,“

mit rollenden Augen, wüthender Geberde und dröhnender Stimme, die aber am Schlusse, wo man:

„Roß und Reiter niemals wiedersah!“

zu einem leisen, kaum vernehmbaren Flüstern herabsank. Dazu trug er über die Schulter ein kurzes Mäntelchen, blau mit rothem Futter, in das er sich malerisch zu drapiren verstand, jetzt als Herzog von Friedland, wobei ihm sein Stock als Schwert diente, und gleich darauf, indem er das scharlachene Futter auswärts wandte, eine rothe Hahnenfeder, die er in der Tasche hatte, auf den Hut steckte, als Mephisto „mit langem, spitzem Degen, das Mäntelchen von starrer Seide“.

So fuhren und giengen wir unseres Weges, erstaunt über die Vielseitigkeit unseres Reisegefährten und überzeugt,

daß wir seinen Namen schon in den nächsten Tagen hinter einer glänzenden Rolle auf dem Hoftheaterzettel lesen würden; er, freundlich und herablassend, gab uns jungen Leuten, die wir in die Welt hinauszogen, um unser Glück zu machen, kluge Verhaltungsregeln; hatten wir doch kein Geheimniß daraus gemacht, daß Neuburg Buchhändler sei, ich mich der Schriftstellerei widmen wolle und der Dritte, der ruhige, stille Gefährte nach Stuttgart gieng, um eine Stelle im Singchor der dortigen Oper zu erhalten — „ein hartes Stück Brod" — hatte ihm der große Mime achselzuckend zur Antwort gegeben, „doch genügend für bescheidene Wünsche, sowie für eine Brust, in welcher nicht der ungebändigte Muth seine Spannkraft übt." Leider aber giengen, wie ich vorausschicken will, die Hoffnungen dieses Künstlers nicht in Erfüllung, er fand an der Stuttgarter Hofbühne keine Anstellung, auch habe ich ihn nicht wieder gesehen, ja weiß mich nicht einmal mehr seines Namens zu erinnern, während sein stiller bescheidener Kollege sogleich beim Singchor angestellt wurde, nicht nur in guten Verhältnissen dauernd dort blieb, sondern auch das Glück hatte, eine Tochter von europäischem Ruhme zu bekommen, die berühmte Klaviervirtuosin Anna Mehlig.

Es war am Abend des 15. April 1840, als wir nach langer und langsamer Fahrt mit müden Gäulen in Stuttgart eintriumphirten und Neuburg und ich in dem heute

noch bestehenden Gasthofe „König von Württemberg", damals einem der ersten der Hauptstadt, an der Ecke der Kronprinz- und Langenstraße, abstiegen. Meine Baarschaft war äußerst gering, dagegen meine Erwartungen und Hoffnungen außerordentlich groß. Hatten mich doch die Erzählungen des großen Mimen, mit dem ich gereist, Einblicke in das Theaterleben, ja bis hinter die Coulissen thun lassen, die mich entzückten und bei denen sich mir ein neues Feld der Bestrebungen aufthat. Von wie vielen jungen Leuten hatte er erzählt, die von der Universität weg oder aus dem Kaufmannscomptoir ohne Vorbereitung frischweg zur Bühne gegangen waren und glänzend reussirt hatten. Ja er hatte Namen genannt, vielleicht wahre, vielleicht falsche, die ich alle bis auf einen vergessen, nämlich den des Stuttgarter Hofschauspielers Moritz, des allmächtigen Regisseurs, wie er versicherte, von dessen Vergangenheit und jetziger Stellung er die kühnsten und unglaublichsten Dinge erzählte. Seinen Reden nach wurde Moritz mindestens allwöchentlich einmal in das Kabinet das Königs berufen, um dort die privaten Wünsche seiner Majestät entgegen zu nehmen, und dann erzählte er uns flüsternd hinter der vorgehaltenen Hand, eine Dame, die dem Könige nahe gestanden, würde Moritz schon lange geheirathet haben, wenn es ihm möglich wäre, von seiner Frau, einer ungeheuer reichen böhmischen Gräfin, geschieden zu werden, natürlicherweise alles Thorheiten und

Uebertreibungen, deren einzig Wahres darin bestand, daß Moritz, ein bedeutender Schauspieler, auch bei dem Könige beliebt, im Hause jener Dame, der Fräulein v. Stubenrauch, befreundet, allerdings mit einer Baronin Sch., die aber in kleinen Verhältnissen in Wien lebte, verheirathet war.

Mir rieth unser Reisebegleiter, mich der Theaterkritik zuzuwenden, dem leichtesten und einträglichsten Geschäft, bei dem man sich vornehmen müsse, ohne Ansehen der Person und deren Leistungen, seien sie gut oder schlecht, konsequent zu loben oder zu tadeln, dabei, um Aufsehen zu erregen, zuerst einem anerkannten Künstler tüchtig zu Leibe zu gehen, um scheinbar den Standpunkt der Unparteilichkeit und der unbeugsamen Kritik einzunehmen und dadurch das Andern gespendete Lob um so wirksamer zu machen. „Man wird Sie gut bezahlen," schloß er, „man wird Sie fürchten, man wird Ihnen von allen Seiten entgegenkommen, und ich kann Sie versichern, solch ein Theaterkritiker, dem schöne Augen lächeln, der von den weichsten Händen gestreichelt wird, hat ein ganz beneidenswerthes Loos!"

Glücklicherweise bin ich niemals in den Fall gekommen, von seinen Lehren Gebrauch zu machen. Alles, was dergleichen Kritiken und Reklamen anbelangt, war mir von jeher zuwider gewesen, und wie ich selbst niemals Schritte gethan habe, mich loben zu lassen, so widerstand es mir, die Feder, Andere betreffend, dafür anzusetzen und wenn ich ein-

mal genöthigt gewesen wäre, einem Freunde gefällig zu sein, hätte ich ihm viel lieber eine Novelle geschrieben. Auch habe ich kein Talent für dergleichen Besprechungen und wie ich auch das Gute stets empfand und empfinde, so war mir doch von jeher die Gabe versagt, dieses Genießen und Empfinden in die richtigen Worte zu kleiden; vielleicht aber hätte ich es auch darin durch Uebung zu etwas gebracht; doch wozu leeres Stroh dreschen oder auf dürrer Heide grasen, wenn einem die saftige Wiese des vollen Menschenlebens zu Gebote steht! So dachte ich damals schon, habe, dem Altmeister folgend, stets in's volle Menschenleben gegriffen und bin über Stoffe nie verlegen gewesen. Daß ich dabei und bei meiner geringen Schulbildung jede Art von Tendenz sorgfältig vermied, ja anfänglich sogar allen Fremdwörtern und bedenklichen Reflexionen aus dem Wege gieng, habe ich mir selbst nie zum Vorwurf gemacht und ist wohl gerade die natürliche unbefangene Art, mit der ich meine Anschauungen niederschrieb, hauptsächlich mit der Grund, daß dieselben, wie sie gegeben waren, auch aufgenommen wurden und meinen Schriften eine so weite Verbreitung verschafften. Nie nahm ich mir vor, strenge nach dieser oder jener Richtung hin zu wirken, und ehrlich will ich es aussprechen, daß ich keinen größeren Ehrgeiz hatte, als zur Unterhaltung meiner Leser beizutragen, und zufrieden war, diesen Zweck und dabei ein angenehmes, behagliches Leben zu erreichen. So wünschte

ich, daß man mich und meine Schriften beurtheilt und mit dem frohen Waldvogel vergleicht, der gleichfalls singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, der den Vergnügten heiterer werden läßt und dessen lustige Weisen selbst ein bedrücktes Gemüth auf Augenblicke umzustimmen vermögen.

Am Morgen nach unserer Ankunft stellte sich mein Freund Neuburg seinem Prinzipale vor und ich flanirte ohne Zweck und Ziel durch die Straßen Stuttgarts. Hier war vor Kurzem das Standbild Schiller's, von Thorwaldsen modellirt, enthüllt worden und man bewunderte damals noch ungetheilt die lebensvollen Formen des vortrefflichen Monuments, fand es auch nicht unpassend, daß der Dichter und Philosoph nachdenklich mit gesenktem Kopfe dasteht, statt sich aus dem Anblick des Himmels Begeisterung zu holen; während es später Mode wurde, den berühmten Bildhauer darob in Wort und Lied zu verunglimpfen und die Statue des großen Dichters als verunglückt darzustellen. Ich war und bin nicht dieser Ansicht und liebe heute noch diese erste Thorwaldsen-Schillerstatue, besonders nach so manchen späteren verunglückten Versuchen, dem großen Dichter und Denker die Nase zu erheben.

Zu gleicher Zeit war in Stuttgart das große Buchdruckerfest gefeiert worden und sah man noch Gruppen von Festgästen die Straße durchziehen. Das Alles gefiel mir außerordentlich wohl, dieß muntere Leben und Treiben überall, dazu heimelte

mich der Klang der ſchwäbiſchen Sprache an, beſonders aus dem Munde der friſchen jungen Mädchen, denen ich zahlreich begegnete, weiß mit dunklem Haar und dunklen Augen, die freundlich herſchauten, wenn man hinüberſah; ja, die dem ſtehenbleibenden Fremden unter freundlichem Lächeln die weißen Zähne zeigten. Bewundernd umkreiſte ich die gewaltigen Thürme des alten Schloſſes der Grafen und Herzoge von Württemberg, betrachtete dann das neue Schloß, hoch oben mit der goldenen Krone geſchmückt und fühlte mich eigenthümlich durch den Gedanken angeregt, daß unter demſelben ein wirklicher König wohne, den ich hoffentlich in den nächſten Tagen irgendwo zu ſehen bekäme. Neben der Reſidenz ſah ich ein anderes Gebäude mit hohem, eigenthümlich verziertem Giebel, das meine Aufmerkſamkeit feſſelte; ſeitwärts hatte es von korinthiſchen Säulen getragene Hallen, kunſtreiche freiliegende Treppen, über denen geharniſchte Steinfiguren zierlich geſchnitztes Gebälk trugen: das ehemals ſo berühmte Luſthaus württembergiſcher Herzoge, heute das königliche Hoftheater, das ich als ſolches mit ganz beſonderer Ehrfurcht betrachtete. Die angeklebten Zettel links und rechts von der Eingangsthüre beſagten, daß „Norma“, eine Oper von Bellini, gegeben wurde und trotz meiner ſehr geringen Baarſchaft beſchloß ich Abends der Vorſtellung beizuwohnen.

Dann klang Militärmuſik von der benachbarten Königsſtraße herüber, zahlreiche Spaziergänger folgten derſelben und

der aufziehenden neuen Wache, erfüllten den Schloßplatz, wo auch ich mich der Menge anschloß und hier unseren Reisebegleiter Mehlig wiederfand, der freudig aus dem Hoftheatergebäude kam, wo er vor dem Hofkapellmeister Peter von Lindpaintner Probe gesungen und für den Singchor angenommen worden war. Er zeigte mir den damals schon berühmten Dirigenten der Oper und Komponisten, sowie einige andere Künstler, die eben das Hoftheatergebäude verließen, und machte mich dann mit erhobenen Augenbraunen auf einen anderen Herrn aufmerksam, der zu ihnen trat. Dieser war von mittlerer Größe, hatte ein glatt rasirtes, offenes und heiteres Gesicht, trug einen dunklen Gehrock, weite blaue Beinkleider, in deren Taschen er seine Hände versenkte, während er mit lauttönender kräftiger Stimme sprach — Regisseur Moritz, den ich hier schon aus Dankbarkeit so deutlich als möglich vorstellen muß, da er es war, der sich meiner schon in kurzem auf's freundlichste annahm und, wie ich im nächsten Kapitel erzählen werde, viel zum Aufschwunge meines Schicksals beitrug.

Fünftes Kapitel.

Künſtleriſche Verſuche.

Wie ſchon früher bemerkt, war ich äußerſt ſelten in's Theater gekommen und hatte noch niemals der wirklich guten Aufführung einer Oper beigewohnt. Was Wunder alſo, daß ich hier förmlich wie berauſcht der Introduktion des Orcheſters zu Norma lauſchte und mich ſeltſam erregt und bewegt fand durch die mächtigen Stimmen, die ich hier zum erſten Male hörte, durch die vortreffliche Scenirung, vor Allem aber durch die Seherin ſelber, eine hohe majeſtätiſche Figur, die in für mich ergreifender Art dem keuſchen Lichte des Mondes ihr Opfer darbrachte.

Ich hatte mir einen Parterreſitz gekauft, und da der Zuſchauerraum ziemlich beſetzt war, ſo nahm ich es dankbar an, daß ein junges hübſches Mädchen mir bereitwilligſt etwas Platz neben ſich einräumte. Auch zeigte ſie mir den König

und die Königin in ihrer Loge, was für mich vom höchsten Interesse war, nannte mir die Namen einiger Sänger und Sängerinnen, flüsterte überhaupt so lustig und ungenirt in mich, den Fremden hinein, daß ich mich über die allerliebste Schwäbin freute und schon in der ersten Scene beinahe laut gelacht hätte, als sie bei Verschwinden des Mondes im Druidenwalde sagte: „Schauen Sie doch, wie sich der Mond verschlupft.“ Sie war keine Stuttgarterin, sondern aus der Nähe von Heilbronn, nur zum Besuche in Stuttgart, und als sie acht Tage später wieder nach Hause gieng, trennten wir uns beinahe traurig, wie alte Bekannte, haben uns auch niemals wiedergesehen.

Diese kleine Bekanntschaft aber, zugleich mit dem gewaltigen Eindruck, den die Aufführung der Norma, sowie ein paar Tage später die der Griseldis auf mich machte, worin die Stubenrauch und Moritz auftraten und wo ich abermals neben dem hübschen Mädchen saß, hinterließ mir einen tiefen Eindruck und fachte die in jedem jugendlichen Gemüthe glimmende Begeisterung für das Theater bei mir so mächtig an, daß ich mich zu dem Wagniß entschloß, mein Glück auf jenen gefährlichen Brettern zu versuchen.

Allerdings war ich nach Stuttgart gekommen mit dem Entschluß, mich der Schriftstellerei zu widmen, aber mein leicht empfänglicher Sinn und mein zu raschen Entschlüssen geneigtes Wesen ließen mich schnell zu der Aenderung einer

ursprünglichen Idee gelangen, welche eine ungleich raschere und auch scheinbar glänzendere Carrière in Aussicht stellte. Der Gedanke, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine große (vielleicht erste) Rolle zu spielen, wollte mich nicht mehr verlassen und verfolgte mich am Tage auf meinen Wegen durch die Stadt und zur Nachtzeit in mein Zimmerchen und wollte in der Unterhaltung mit meinen Freunden nicht mehr von mir weichen. Ich prüfte in mancher Stunde in stiller Nachtzeit, oder Morgens frühe, meine geistigen wie physischen Kräfte und war mit dem Resultate dieser wahrscheinlich sehr nachsichtigen Prüfung außerordentlich zufrieden. Auch hatte ich nach einer ersten, kurzen Unterredung mit Moritz die Ueberzeugung gewonnen, daß ich in diesem einen Freund und Gönner gefunden habe. Und darin täuschte ich mich allerdings nicht.

Daß ich mein Glück beim Theater versuchen wollte, stand also fest; doch schwankte ich noch zwischen Oper und Schauspiel, denn wenn es auch schon ein Genuß sein mußte, als Räuber Moor vor die Lampen zu treten, so war doch die Rolle eines Don Juan oder bei tieferer Stimmlage eines Saraſtro nicht zu verachten. Auch entschloß ich mich in Erinnerung an den zweiten Baß, den ich, wie früher erzählt, bei unserem militärischen Quartett gesungen, zu diesem Fache und stand eines schönen Morgens vor dem gestrengen Kapellmeister von Lindpaintner, um meine Stimme untersuchen zu

lassen, wobei es mich einigermaßen verwirrte, daß der Regisseur Moritz mit der ihm eigenen raschen Bewegung in's Zimmer trat und dem Kapellmeister zurief: „Laß dich nicht stören, ich werde warten, bis du mit diesem jungen Menschen fertig bist!" Das war nun allerdings sehr schnell und ohne günstiges Urtheil für mich geschehen, denn Lindpaintner sagte, nachdem ich ein Dutzend Takte gesungen: „Sonderbar, ich hätte geglaubt, aus dieser breiten Brust müsse ein armsdicker Ton herauskommen und so, wie es ist, kann ich Ihnen nicht rathen, sich zum Gesange auszubilden."

Moritz, der mich forschend betrachtet hatte, trat rasch näher und fragte: „Sie haben wohl große Lust, zum Theater zu gehen — gut denn, so versuchen Sie es beim Schauspiele, Sie sehen mir ziemlich intelligent und bildungsfähig aus. Was waren Sie früher; erzählen Sie mir das so kurz, aber auch so deutlich und verständlich als möglich."

Ich nahm mich zusammen, bezwang mein sprödes Organ so viel als möglich und gab ihm mit heiterer Miene und ihn offen anschauend einen Abriß meines Lebens, der ihm ebenso wie meine Person zu gefallen schien; denn, als ich geendet, sagte er kopfnickend: „Wer weiß, was aus Ihnen noch Alles werden kann, Sie scheinen mir wenigstens eines Versuches werth, ich werde mit dem Herrn Grafen — das war der Hoftheaterintendant Graf Leutrum von Ertringen — über Sie reden, auch dürfen Sie mich besuchen."

Damit verabschiedete er mich durch eine Handbewegung und ich gieng hinweg, fast taumelnd vor Glück, ohne übrigens zu wissen, was ich denn eigentlich geworden sei, aber in dem Gedanken, schon ganz dem Verbande des königlich württembergischen Hoftheaters anzugehören.

Letzteres war indessen für mich von größter Wichtigkeit, denn dadurch sowie auf die dringende Empfehlung des damals allmächtigen Regisseurs Moritz erhielt ich freien Eintritt in's Parterre und, was für die Folge noch wichtiger für mich war, ich durfte auf die Bühne gehen, um dort das höchst interessante Leben hinter den Coulissen gründlich kennen zu lernen. Wer sich einiger meiner Schriften erinnert, in welchen Theaterverhältnisse vorkommen, wird mir vielleicht das Zeugniß geben, diese Lehrzeit hinter den Coulissen wohl benutzt zu haben.

Ach und wie glücklich fühlte ich mich allabendlich bei dem stets Neuen und Interessanten, das ich dort erlebte; die bald glänzend erhellte, bald dämmerige Bühne, in Wahrheit eine Welt für sich, war hier auf der Rückseite in ihrer scheinbaren Unordnung, bei dem hastigen Treiben der Maschinisten und Zimmerleute, mit den großen und kleinen Künstlern und Künstlerinnen, mit dem lustigen Völkchen, das costümirt und frisirt aus- und einströmte, so etwas ganz Anderes und Reizenderes, als wenn man im Zuschauerraume sitzend, Alles so glatt und ordentlich sich abwickeln sah. Dabei protegirte

mich Moritz, ohne mir indeſſen irgend eine Anleitung ſelbſt zu geben oder geben zu laſſen, aus lauter Wohlgefallen an meinem ſtets heiteren und aufgeräumten Weſen, ſtellte mich ſeinen Kollegen und Kolleginnen als einen äußerſt talentvollen jungen Mann vor, und ſo war ich auch bei allen dieſen bald ein gern geſehener Gaſt auf der Bühne. Döring gab mir ſeine Rolle zum Halten, in welche er hinaustretend noch krampfhaft geblickt hatte, nachdem er ſich vorher durch die Mittheilung einer äußerſt pikanten Anekdote zerſtreut, gab mir auch wohl ſein Heldenſchwert; Maurer, nachdem er ſich geräuſchvoll geſchnäuzt, blickte mich kopfnickend und mit durchdringendem Blicke an mit der Frage: „Wann werden Sie endlich einmal auftreten?“ Die Damen grüßten mich freundlich, plauderten auch wohl ein paar Worte mit mir und ſelbſt die hinter den Couliſſen ſtets ernſte Stubenrauch grüßte mich als Maria Stuart huldvoll und herablaſſend, als mich ihr Moritz, mit dem ſchnarrenden r—r—r—r ſeiner Stimme, als einen äußerrrſt ſtrrrebſamen jungen Mann vorſtellte. In beſondere Affektion hatte mich der damalige Garderobeverwalter Gnauth, Bruder des bedeutenden Komikers, genommen und erzählte mir gern Geſpenſtergeſchichten aus jener Zeit, in welcher er unter den ſchwarzen Huſaren gedient hatte. Auch ermahnte er mich, ja recht ſtille und beſcheiden zu bleiben, ſelbſt wenn ich es einmal zu Etwas gebracht hätte, „was ich bei Ihrem ſtillen, anſtändigen Weſen

schon glaube — denn sähen Se," setzte er in seinem sächsischen Dialekte hinzu, „bei allen Denen, die gleich so dreist und gewaltig anfangen, hat's gewöhnlich nie lange gedauert, ja wenn so Einer recht übermüthig auftritt und gleich so thut, als wenn er schon was Rechtes wäre, so sage ich immer: Warte nur, warte nur, dich were mer ooch noch kurz kriegen — und das Theater hat se ooch Alle kurz gekriegt, darauf können Se sech verlassen."

Ich erinnere mich dieses Gesprächs deßhalb noch so lebhaft, weil es beim Beginne der Oper „Fra Diavolo" stattfand, als ich, nichts Böses ahnend, zuschauend hinter der ersten Coulisse nicht einmal den Hoftheaterintendanten bemerkte, der plötzlich hinter mir stand und meine Schulter berührte. „He, junger Mann," sagte er mit hochemporgezogenen Augenbraunen und in seiner kurzen, abgebrochenen Sprechweise, „Sie wollen nächstens auftreten — Moritz hat mir's gesagt — und haben sich noch gar nicht vor den Lampen versucht — sehr schlimm, ich muß sorgen, daß es recht bald geschieht — kommen Sie mit mir — kommen Sie."

Gerechter Gott! Er hatte doch nicht im Sinn, mich in einer Oper hinauszuschicken; — überhaupt — bei dem Gedanken, vor das Publikum treten zu sollen, fühlte ich eine kleine Schwäche in meinen Knieen, und doch war dem so: ich mußte ihm in die Garderobe folgen, er winkte dem Garderobeverwalter herbei und sagte ihm mit hocherhobenem Kopfe:

„Dieſen jungen Mann augenblicklich als Diener Fra Diavolo's anziehen! Er ſoll ihm den Mantel hinaustragen, damit er ſich an die Lampen und das Publikum gewöhnt! Sapperment — es iſt traurig, daß ich auch noch an ſolche Kleinigkeiten denken muß."

Dann wurde ich koſtümirt, geſchminkt und mit dem Mantel des großen Räubers in die Couliſſe geſtellt; der Inſpizient gab mir zur Zeit einen kleinen Stoß und als ich herausſchritt, war es mir gerade zu Muthe, als ſchwanke der Boden unter meinen Füßen.

Moritz, dem ich am andern Tag dieſen Auftritt erzählte, lachte unbändig darüber und meinte dann aber, ernſt werdend: „Einen Verſuch mit Ihnen muß ich aber jedenfalls in nächſter Zeit machen, ſei es auch nur, um zu ſehen, wie ſich Ihre Figur ausnimmt und wie Ihr Organ, das ſich allerdings bedenklich weich anhört, von der Bühne herabklingt."

„Doch bitte ich dieſen Verſuch nur in einer Probe zu machen," bat ich ſchüchtern.

„Ei was Probe!" entgegnete er, „bei der Probe nimmt man ſich nie ſo zuſammen wie bei der Vorſtellung, ich werde ſchon wiſſen, wie weit ich es mit Ihnen wagen kann."

Moritz bewohnte damals ein Parterrelogis der Schloßſtraße und war dieſe Junggeſellenwohnung für mich, da ich nie etwas Aehnliches geſehen, von höchſter Eleganz; überall Fauteuils und andere weich gepolſterte Sitze und Liegegelegen-

heiten mit zierlich rothgeblümtem Zitz überzogen, Teppiche auf dem Boden, Bilder und Lithographieen an den Wänden, kleine Statuetten in den Ecken mit grünen Pflanzen umgeben, alles Holzwerk von weiß polirtem Ahorn!

Moritz war ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein amüsanter Erzähler, besonders stark in den treffendsten Vergleichungen, von denen ich hier nur eine, die Theaterleitung überhaupt betreffend, anführen will. „Sehen Sie," sagte er, „da giebt man mir ein Viergespann vortrefflicher edler Pferde in die Hand, um damit in raschem, ungehindertem Laufe das vorgestreckte Ziel zu erreichen, aber, sagt man mir, du darfst die Vorläufer durchaus nicht mit Ziehen beästigen, mußt das Sattelpferd schonen und sollst den Handgaul unter keiner Bedingung anstrengen. Nun fahr zu, so rasch du kannst."

Er war ein Lebemann, der oft ein paar leichte kleine Verhältnisse zu gleicher Zeit unterhielt, hatte damals in Stuttgart einen äußerst dummen Bedienten, den er „Viehkerlchen" nannte, und einen wachsamen, aber sehr häßlichen Hund mit Namen „Puff".

Für mich waren die Besuche bei ihm von großem Interesse; befanden wir uns allein, so mußte ich ihm häufig seine Rollen überhören und unter seinen Bekannten, die ich hier traf, lernte ich sehr interessante Männer kennen, die er stets durch ein paar wohlwollende freundliche Worte für mich zu

interessiren wußte, so den Hofrath von Münch, Adolf Menzel, August Lewald, der damals die „Europa“ herausgab und mit dem ich lange Jahre in freundschaftlichem Verkehre blieb.

Nach einer Vorstellung der „Griseldis“, worin er den Parzival und Fräulein von Stubenrauch die Griseldis gab, fühlte ich mich so gewaltig und poetisch angeregt, daß einige Verse, die ich in Begeisterung niederschrieb, mir gelungen genug erschienen, um sie ihm vorzulesen. Er nahm sie nicht nur wohlwollend, sondern auch erstaunt, etwas Dichterisches in mir zu entdecken, auf und warf dann leicht hin: „Daraus kann immerhin Etwas für Ihre Zukunft werden, wenn es was ja möglich ist, mit dem Theater nicht gehen sollte; jedenfalls wollen wir dieses Gedicht verwerthen, ich werde es, dem Fräulein von Stubenrauch vorlegen und bin überzeugt, Sie wird mir erlauben, daß ich Sie in ihr Haus bringen darf.“

Davor bangte mir allerdings ein wenig, denn neben der großen Künstlerin, die ich hoch verehrte, war die schöne ernste Frau auch eine gar vornehme Dame und hatte ich bis jetzt den Salon einer solchen noch niemals betreten; auch konnte meine Gesellschaftstoilette durchaus nicht auf Eleganz Anspruch machen; doch gieng das besser, als ich gedacht, sie empfieng mich freundlich, ja herzlich, lobte meine schwachen Verse und lud mich ein paar Tage später zum Essen ein. So wurde ich, der unbekannte junge Mensch, mit der Freundin des Königs bekannt und hat sie ein Anrecht auf meine

Dankbarkeit. In den langen Jahren unſeres Verkehrs, der bis zu ihrem Tode gedauert, habe ich ſie ſchätzen, ja verehren gelernt; ſie war wohlwollend und milde gegen Jedermann, hat im Stillen perſönlich ſowie durch Einwirkung viel Gutes gethan, ihre Stellung in keiner Weiſe mißbraucht, was wohl Niemand beſſer als ich in meinen ſpäteren Verhältniſſen zu beurtheilen vermag; verkehrte ich doch dadurch ebenſo häufig mit ihr als mit den höchſten Perſonen des Hofſtaates, und wenn dort über Protektionen ihrerſeits geſprochen wurde, ſo betrafen dieſe außer Theaterangelegenheiten, wo ſie allerdings allmächtig war, meiſtens nur eine untergeordnete Bedientenſtelle oder dergleichen, wodurch ſie irgend Jemand glücklich machte. Sie hat ſtets einen guten und beſänftigenden Einfluß ausgeübt und häufig ſelbſt in die höchſten Kreiſe hinauf vermittelnd eingewirkt, zum Guten geſprochen und ſo den tiefen Haß, mit dem man ſie und Alles, was mit ihr bekannt und befreundet war, verfolgte, gewiß nicht in ſolchem Maße verdient.

Auch für ſich ſelbſt hatte ſie es nie verſtanden, die Gunſt ihres Freundes, wie ſie es wohl vermocht hätte, auszubeuten, und wenn ſie auch mit dem, was ſie beſaß, bis an ihr Ende ſehr anſtändig leben konnte, ſo hat ſich doch das Gerücht von ihren großen Reichthümern ſpäter als eine Fabel und als böswillige Verläumdung herausgeſtellt und hätten dieſe Verläumdungen, unter denen ſie ihr Leben lang

zu leiden hatte, auch in Württemberg wo noch viel schlimmere ungerügt stattgefunden, billigerweise nicht aufkommen sollen.

Doch habe ich während meines viele Jahre langen Aufenthaltes in der Hauptstadt Württembergs die Bemerkung gemacht, daß sich wenige Städte so durch kleinliche Klatschsucht, Mißgunst und Neid, vor Allem aber durch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen Jeden auszeichneten, der nicht das Glück hat, an den Ufern des Nesenbaches geboren zu sein. Allerdings habe ich wohlwollende, mir aufrichtig zugethane Menschen dort kennen gelernt, die mich durch herzliche Freundschaft für das viele Unangenehme entschädigt, was ich den obengenannten Eigenschaften, die aber in's Schwäbische übersetzt als derbe Biederkeit, ehrliche Gutmüthigkeit zu gelten pflegen, verdanke. Einheimisch im wahren Sinne bin ich dort niemals geworden, sondern stets ein Fremder geblieben, dem eben nicht weiter zu trauen ist, als man ihn zu beobachten vermag. Dank für das Viele, was ich in Stuttgart gewirkt und geschaffen, habe ich wenig erhalten, öffentlichen Dank oder Anerkennung gar keine, wogegen die Väter der Stadt oft gegen minder verdiente Männer nicht karg mit ihrem Ehrenbürgerrecht waren. Dagegen aber reden heute noch und werden noch lange, lange Jahre für mich reden die schönsten Anlagen und Gebäude, für deren Entstehung ich gewirkt, ja, von denen ich wohl sagen kann, daß sie ohne mich vielleicht erst nach langen Jahren zur Verschönerung

Stuttgarts beigetragen hätten. Durch die Schloßplatzanlage und das Wasserwerk mit seinen herrlichen Fontänen, durch den Königsbau und die große Markthalle, die ich als Direktor der königlichen Bauten und Gärten geleitet, prägte sich der schwäbischen Hauptstadt eine großstädtische Physiognomie auf und ist der Anstoß, der dadurch zur Verschönerung der Stadt gegeben worden, wohl die Hauptursache gewesen, daß sich später der allgemeine Verschönerungsverein mit seiner nicht genug zu würdigenden Thätigkeit bildete. Auch die königliche Villa bei Berg, die ich gewissermaßen in's Leben rief, darf ich nicht unerwähnt lassen und muß dabei meines treuen Freundes, des Oberbauraths von Leins gedenken, dieses trefflichen Mannes, der mit seiner kleinen Statur und den großartigen Conceptionen dem großen Florentiner Brunelleschi zu vergleichen; Leins, der die Schloßplatzanlagen mit ihren prachtvollen Brunnenschalen entwarf und ausführte, den Königsbau und die Villa bei Berg erbaute, aber dafür so wenig als ich das Ehrenbürgerrecht der Stadt erhalten hat, sondern vielfach angefeindet, durch ein Gebaren leiden mußte, das sich auf die kleinlichste, oft gehässigste Art breit machte und dem großen Künstler und Baumeister manche bittere Stunde bereitete.

Doch wo bin ich plötzlich hingerathen?

„Was ich besitze, sah' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, war mir zu Wirklichkeiten —"

und muß ich mir in Wirklichkeit Gewalt anthun, um wieder

so objektiv fortzufahren, wie es diese Blätter verlangen und bedingen. —

Eduard Devrient kam zu einem Gastspiel nach Stuttgart, das mit Hamlet schließen sollte, und befand ich mich Nachmittags vorher bei Moritz, als der Theaterdiener eintrat und meldete: „Herr Sch., der den Fortinbras zu spielen hatte, sei plötzlich erkrankt und müsse die Rolle neu besetzt werden." Es war dieß für Moritz, der sich mit den Vorbereitungen zu einer kleinen Reise beschäftigte, ein unangenehmer Zwischenfall, und daß er mir schon früher prophezeit, er werde mich eines Tages von heute auf morgen vor die Lampen schicken, das schien ihm jetzt plötzlich wieder einzufallen, er schickte den Theaterdiener mit den Worten: „Ich werde das selbst arrangiren" fort, und als wir allein waren, sagte er mir kategorisch: „Sie sollen und müssen den Fortinbras spielen — keine Einwendung! — ich werde das schon machen und verantworten, hoffentlich reüssiren wir und haben dann Alles gewonnen!"

Wie mir zu Muthe war, brauche ich wohl nicht zu schildern, ich, der ich noch nie ein Wort auf der Bühne gesprochen, sollte von oben bis unten geharnischt, ein kriegerischer Held und Königssohn stolz vor meinen Mannen einherschreitend, mit wenig aber gewichtigen Worten die große Tragödie schließen, indem ich Wehe über die Gefallenen rufend, die dänische Krone in Empfang nähme.

„Gehen Sie jetzt mit der ausgeschriebenen Rolle" —

der Theaterdiener hatte sie dagelassen — „nach Hause, lernen die paar Worte sogleich pünktlich auswendig und kommen Sie heute Abend zu mir, damit ich Sie überhöre.“

Dieß geschah, auch hatte ich mir die Worte des norwegischen Prinzen auf's genaueste eingeprägt, so daß ich die Rolle, wie jener berühmte Gedächtnißkünstler, hätte rückwärts hersagen können, doch nahm Moritz, nachdem ich mein Auswendiggelerntes hergesagt, den Bleistift und strich kopfschüttelnd den größten Theil meiner Partie. „Thut nichts,“ sagte er dabei, „wenn Sie so wenig als möglich sprechen, das Publikum ist ohnedieß durch die Länge der Tragödie gelangweilt und froh, wenn der Vorhang fällt; morgen bei der Probe werde ich Ihnen das energische Herauskommen einstudiren und dann wird's schon gehen.“

Aber es gieng so schlecht als möglich und Moritz, der bei der Hauptprobe selbst die Geduld verlor, schrie mich an, ich solle für einen norwegischen Krieger und Königssohn doch nicht so verteufelt kleine Schritte machen und nicht wie ein bleichsüchtiges Mädchen heraustrippeln! „Herrrrgott im Himmel!“ schrie er mit dem schnarrendsten R, das ihm möglich war, „Fortinbras war doch kein Berliner und hat gewiß nicht gesagt: Mein Glück empfang ich trauernd.“ Er strich noch Einiges von der Rolle weg, indem er sagte: „Behalten Sie nur wenigstens den letzten Satz fest im Kopfe und marschiren Sie, wie ich Ihnen das jetzt nochmals vormachen

will, in einem anständig weiten Bogen heraus.“ Dann befahl er noch dem Inspizienten, im Falle je etwas Schlimmes vorkommen sollte, den Portalvorhang sogleich niederzulassen.

Ungewöhnlich rasch kam der Abend heran und ich, der ich mich stets mit einem angenehmen Gefühle auf die Bühne begeben, betrat dieselbe, nachdem ich unten am Eingange meinen Namen auf dem Theaterzettel gelesen, heute — es war am 10. September 1840 — lange, lange vor Beginn des Stückes, scheu und verzagt, und fand, daß hier Alles einen sehr ernsten Eindruck auf mich machte. Bei einem Trauerspiel ist es überhaupt hinter den Coulissen durchaus nicht so behaglich, wie bei dem fröhlichen und lustigen Leben einer Oper oder eines Ballets; Alles ist still, der Inspizient und die andern Beamten gehen auf den Fußspitzen umher, sehen sich bei dem kleinsten Geräusch zornig um und jeden Augenblick heißt es „Sssst! — ssssst!“ — Die ersten Künstler stehen hinter den Coulissen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Kollegen, der den Hamlet spielt, über sein Kostüm oder eine verfehlte Stellung. Ophelia, heute Fräulein von Stubenrauch, rauschte nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück; Döring — Polonius — war verstimmt, denn der Gast hatte ihm durch sein rasches Einfallen eine sehr gute Bemerkung abgeschnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegischen Krieger des Prinzen Fortinbras lungerten hinter der Bühne, die dänischen Hofdamen

führten halblaute Haushaltungsgespräche und strickten sehr lange wollene Strümpfe; die Zimmerleute strichen faul und verdrossen einher, denn es gab nicht viel zu thun, keine schönen Dekorationen, und doch alle Augenblicke eine Verwandlung. Hinter der Scene ist ein großer Raum, welchen die Helle der Gaslichter nicht erreicht und welcher im tiefen Halbdunkel liegt; dort spaziert in der schwarzen Rüstung Mauret als Geist von Hamlets Vater auf und ab. Schon zu Anfang des Stückes stieß ich hier auf ihn, wie er — ein sehr fettes und korpulentes Gespenst — mit schweren, dröhnenden Schritten auf- und abgieng. Da ich ganz am Schlusse aufzutreten hatte, war ich begreiflicherweise noch nicht angekleidet und zog vor dem schwarzen eisernen Manne verehrungsvollst den Hut. Der Geist von Hamlets Vater blieb stehen, nahm eine starke Prise und fragte: „Sie treten, wie ich gehört habe, heute zum ersten Male auf?“

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer! Ich mache heute meinen ersten theatralischen Versuch.“

„So bewundere ich Sie,“ entgegnete der Geist, „daß Sie noch nicht costümirt sind.“

„Ich habe geglaubt, ich habe noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deßhalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen.“

„Junger Mann,“ versetzte das Gespenst, nachdem es sich heftig geschnäuzt, „Sie müssen nicht vergessen, daß Sie,

wie gesagt, heute zum ersten Male auftreten, daß Sie von Kopf bis zu Füßen in einen Harnisch gesteckt werden, und so in Blech eingewickelt, bewegt man sich verflucht schlecht, das kann ich Sie versichern, man muß sich stundenlang daran gewöhnen."

Bei diesen Worten rasselte der Geist von Hamlets Vater bedeutend mit seiner Rüstung und gieng klirrenden Schrittes von dannen; ich aber beherzigte seinen Rath und gieng in die Garderobe, um mich von dem bei solchen Angelegenheiten anwesenden Flaschnermeister wappnen zu lassen. Man zog dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, einen blauen Leibrock mit kurzem Schoß, beschiente und bepanzerte denselben von unten bis oben, setzte ihm den Helm auf und gürtete ihm das lange Schwert um. Der Friseur ordnete meine Haare, klebte mir einen verwegenen Bart auf und der Garderobeverwalter Gnauth war Hochselbst so freundlich, meine Backen rosenroth zu färben. So stand ich endlich da, zusammengeschnallt und gepreßt — ein armes Opfer der Kunst — und nicht im Stande eine Bewegung zu machen, welche einer menschlichen ähnlich sah; die Arme konnte ich nicht an den Leib bringen, sondern mußte sie immer abgestreckt halten; die Knieschieben, welche etwas zu lang für mich waren, erlaubten mir nicht auf natürliche Art meine Beine zu biegen und so mußte ich, wenn ich gehen wollte, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Ma-

troſen zu thun pflegen und was man ſpreitſpurig zu nennen pflegt. Dabei raſſelte der Harniſch auf eine unerträgliche Art, und wo ich mich hinter den Couliſſen ſehen ließ, ſchrie der Inſpizient ſein: „Sſſſt! — ſſſſt!“ und die Schauſpieler welche gerade hinaustreten wollten, hießen mich ſo weit als möglich zurückweichen. Dieß Alles verurſachte mir ein begreifliches moraliſches und phyſiſches Unbehagen, wobei es mich nicht einmal aufzurichten vermochte, daß der Geiſt von Hamlets Vater ſich mit meinem Anzuge vollkommen einverſtanden erklärte und Moritz mir ein paar ermunternde Worte ſagte.

Der dritte Akt war vorbei und die zu langen Knieſcheiben hatten den armen Prinzen Fortinbras faſt wund gedrückt; der Inſpizient ſah mich beim Beginn des vierten Aktes ſcharf durch die Brille an und ſagte mir mit gleichgiltigem Tone, als wenn das gar nichts wäre: „Im nächſten Akt kommen Sie.“ Ja, im nächſten Akte, dachte ich und fühlte ein Fröſteln unter der kalten Rüſtung, im nächſten Akte! Ja, wenn dieß vielleicht erſt nach einem Monat geſchehen könnte! Aber nein, das wird in einer halben Stunde vor ſich gehen! Meine Zeit iſt um, der Zeiger geht unaufhaltſam vorwärts, meine Stunden, meine Minuten ſind gezählt, wie die eines zum Tode Verurtheilten. Es ergriff mich eine namenloſe Angſt. —

Der fünfte Akt begann und ich konnte mich von der

gewiſſen Idee einer vollkommenen Niederlage nicht los machen. Ich war überzeugt, dem todten Hamlet auf die Naſe zu treten oder ſonſt etwas Ungeheuerliches zu begehen, um mich vor dem ganzen Publikum lächerlich zu machen. Schon längſt hatte mich der Inſpizient in die betreffende Couliſſe beordert, hinter mir raſſeln meine Mannen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, das mit ihm eindringt in die däniſche Hofburg, wo ich wild und trotzig auftretend, die Krone in Empfang nehmen ſoll. Gerechter Gott! Ich, wild und trotzig! fuhr ich doch erſchreckt zuſammen, als mir der Inſpizient ſagte: „Aufgepaßt, jetzt kommen Sie ſogleich!“ Doch raffte ich allen meinen Muth zuſammen, wenn gleich meine Mundwinkel zuckten, mein ſtarres Auge ſchon beinahe jetzt nichts mehr ſah und ich, mich ſcheu umſchauend, bei mir überlegte, ob es nicht noch thunlich ſei, nach rückwärts zu entfliehen.

Hamlet lag ſterbend am Boden!! — — „Hinaus!!“ ſagte der Inſpizient, und da er zugleich mein Gefolge kommandirte: „Vorwärts“, ſo fühlte ich von hinten einen gelinden Druck und ſtolperte ein paar Schritte vorwärts. — Ich mußte eine Couliſſenſtange überſchreiten, die vor mir am Boden lag und über welche ich faſt ſtürzte, da ich ſie nicht ſah; fühlte auch zu gleicher Zeit, daß an der Rüſtung etwas geriſſen war und eine Knieſcheibe klaffte. Der Hof des Königs und die däniſchen Damen ſahen mich mit Entſetzen

an; dicht vor mir lag der todte Königssohn mit seiner Nase, wie absichtlich, um sich darauf treten zu lassen. Die Prosceniumslampen tanzten auf und ab, bildeten seltsame Schlangenlinien, das Publikum wogte vor mir wie ein stürmisches Meer und ich stotterte etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Fest, das in diesen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor sich gienge, dann drückte mir Jemand eine Krone in die Hand und wie hierauf der Portalvorhang langsam herunterſank, erwachte ich ebenso langsam aus einem entsetzlich drückenden Gefühle und erst, als ich die Prosceniumslampen nicht mehr sah, holte ich tief Athem, ließ die Krone fallen und fühlte mich wie erwacht aus einem wirren gespenstigen Traume. —

Herr Edmund Zoller, später mein Kollege bei der Redaktion von „Ueber Land und Meer", der dies mit erlebt hatte, schilderte mir diesen großen Augenblick auf's Lebendigste.

Als ich am andern Tage schüchtern bei Moritz eintrat, empfieng er mich allerdings laut lachend, wurde aber bald sehr ernst und sagte mir achselzuckend: „Nach dem, was wir gestern erlebt, werden Sie selbst wohl nicht mehr an eine Spur von Talent zum Schauspiele glauben — allerdings trage ich an diesem gründlichen Durchfall die Hauptschuld — denn ich hätte Sie nicht herausgehen lassen sollen, wir haben va banque gespielt, Sie dabei freilich verloren, ich aber die

Ueberzeugung gewonnen, daß aus Ihnen niemals ein auch nur erträglicher Schauspieler werden würde."

„Traurig für mich, denn —"

„Im Gegentheil," fiel er rasch ein, „Sie werden mir später für mein Experiment von gestern und für meine heutige Aufrichtigkeit Dank wissen, denn, wenn schon bei jeder Kunst die Mittelmäßigkeit etwas Erbärmliches ist, so vor Allem bei unserem Handwerk, doch wäre ich trotz alledem nicht so grausam, Ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen, wenn ich Ihnen nicht und mit voller Ueberzeugung etwas Anderes und Besseres anzurathen hätte."

Ich horchte hoch auf.

„Sie haben mir da neulich," fuhr er auf- und abgehend fort, „eine flüchtige Skizze über Ihr Militärleben mitgetheilt, ich gab sie Lewald, der mir gestern Abend nach der Vorstellung auf's günstigste darüber sprach und sein Erstaunen ausdrückte, daß Jemand, der dergleichen schreiben könne, es vorgezogen habe, einen so miserablen Fortinbras zu spielen. Die militärische Skizze an sich erklärte er allerdings noch nicht für druckreif, will Ihnen aber bei der „Europa" kleine Arbeiten geben und Ihnen dieselben anständig honoriren. Gehen Sie sogleich zu ihm hin und theilen Sie ihm mit, was ich Ihnen gesagt," bemerkte Moritz, indem er mich hinausbegleitete.

Wer war nun wieder glücklicher als ich; denn wenn

ich an ein nochmaliges Auftreten auf der Bühne dachte, so fühlte ich einen wahren Schauder, so viel hatte ich gestern Abend durchgemacht.

Lewald wohnte damals im sogenannten „Bazar" auf der Königsstraße und lebte auf ziemlich großem Fuße. Ein Bedienter in Livrée empfieng mich und als ich endlich vor den „großen Handelsmann im Süden", wie ihn Moritz scherzhaft zu nennen pflegte, gelassen wurde, empfieng er mich herablassend, aber wohlwollend und freundlich. Lewald war in den besten Jahren, hatte volles, dunkles Haar, einen gleichen Schnurrbart und aus einem zartgerötheten Gesichte leuchteten seine schönen geistvollen Augen, er trug einen seidenen Schlafrock von persischem Muster, sprach einige gütige Worte zu mir, schützte, sich empfehlend, dringende Geschäfte vor und ließ dann seinen ersten Redaktionsgehilfen kommen, Cohn, den ich schon bei Moritz, der ihn „Cöhnchen" zu nennen pflegte, kennen gelernt. Cohn war derselbe, der sich durch Herausgabe des hannover'schen „Port Folio" bekannt gemacht hat und der später im Irrenhause starb. Mir übertrug er Uebersetzungen für die Europa, und eigenthümlich genug war meine erste Arbeit eine Erzählung aus Mister Humphrey's Wanduhr von dem Engländer Dickens, die ich aus dem Französischen in's Deutsche übertragen mußte.

Mein Freund Neuburg, der unterdessen in seinem Buchhandel thätig gewesen war, hatte freundschaftlichen und thät-

lichen Antheil an meinen bisherigen Schicksalen genommen, ja mir redlich auf späteren Wiedererſatz von ſeiner Einnahme mitgetheilt, und ſo war es mir möglich geworden, mein Leben, zuweilen allerdings auf recht kümmerliche Art, zu friſten.

Man lebte damals in Stuttgart noch außerordentlich wohlfeil; ſo aßen wir bei einem braven Metzger in der Nähe der Hirſchſtraße um zwölf Kreuzer ſo gut zu Mittag, daß zum Abendbrode ein Glas Bier, Brod und Käſe genügte, was Alles zuſammen damals kaum ſechs Kreuzer koſtete.

Wir hatten anfänglich eine gemeinſchaftliche Wohnung am äußerſten Ende der Sophienſtraße, zogen aber nach vier Wochen mehr in den Mittelpunkt der Stadt; Neuburg zu einem Kollegen des gleichen buchhändleriſchen Geſchäftes, ich aber in das kleine Zimmer eines Hinterhauſes in der Friedrichsſtraße, deſſen Lage mich entzückte, da es auf drei Seiten von Gärten umgeben, jetzt im Monat Mai wie in einem Blüthenmeere lag. Prachtvoll war der Anblick von meinem Fenſter aus, wo ich ſtundenlang träumeriſch ſitzen, in das zarte Grün der Gräſer und Geſträuche ſchauen, mich am Duft der Blumen und Blüthen erfreuen und dem lieblichen Geſange der Vögel lauſchen konnte.

Heute noch überkommt mich eine Wehmuth, wie an ein vergangenes, unwiederbringlich verlorenes Glück, wenn ich an jenes ſo beſcheidene Stübchen denke, meine erſte, eigentliche, ſo recht behagliche Wohnung. Mehr als einmal habe

ich sie auch in Schilderungen benutzt, wenn ich etwas recht Heimliches und Gemüthliches darstellen wollte. Hier unter Blüthen und Vogelsang nahm ich die flüchtigen Skizzen aus meinem „Soldatenleben im Frieden" wieder vor, stellte sie zusammen, änderte und feilte daran, fand aber jetzt eigentlich zum ersten Male, daß in meiner rechten Hand, von jenem Sturze mit dem Pferde her, einige Schwäche zurückgeblieben war, die mir ein längeres Schreiben peinlich, ja unmöglich machte. Auch hatte ich schon öfters gefunden, daß mir die besten Gedanken und lebendigsten Bilder anflogen, wenn ich im Zimmer auf- und abgehend, mir gleichsam selbst Etwas vorerzählte, weßhalb ich auf die bei meinen sehr bescheidenen Mitteln allerdings kühne Idee kam, es mit einem Schreiber zu versuchen, dem ich hin- und hergehend diktiren wollte. Dazu fand ich einen der älteren Choristen, der für das Theater Rollen abschrieb, auch in ganz kleinen stummen Partien beschäftigt war, wie zum Beispiel als Diener Dulkamara's im „Liebestrank" in der Tracht eines Bajazzos hinten auf dem Wagen stand und die Zettel mit den Anpreisungen der Wundermittel vertheilte. Er hieß Lindner, war ein stiller, braver und fleißiger Mann, und kann ich schon an dieser Stelle sagen, daß ich ihm, wie man später hören wird, zu seinem Glücke verholfen habe; denn heute ist er Kanzleirath und der glückliche Besitzer eines oder mehrerer Orden.

Damals freilich nahm er mein Ersuchen, für mich zu schreiben, mit bedenklichem Kopfschütteln auf und meinte: „ob dabei für mich und alsdann auch für ihn wohl etwas zu verdienen sei"; gewagt war es allerdings von mir, der ich selbst wenig besaß, einen Sekretär zu engagiren; doch vertraute ich meinem guten Stern; Lindner kam und ich diktirte ihm das erste Kapitel des Soldatenlebens im Frieden genau so, wie es heute in mindestens fünfzigtausend Exemplaren verbreitet ist. Dann wurde die Arbeit sauber abgeschrieben und mit Moritz überlegt, welches Journal dadurch glücklich gemacht werden sollte.

„Die ‚Europa'", meinte er kopfschüttelnd, „wird Ihnen nur ein kleines Honorar zahlen und Ihren Namen nicht so bekannt machen, als wenn es Ihnen zum Beispiel gelänge, beim ‚Morgenblatte' anzukommen."

„Ach ja, ‚Morgenblatt' und ‚Cotta'sche Buchhandlung!' Welche Aussichten müßten sich alsdann für mich eröffnen!"

„Doktor Hermann Hauff, der Redakteur des ‚Morgenblattes'", fuhr Moritz fort, „selbst ein vortrefflicher Schriftsteller und großer Gelehrter, gibt auf Empfehlungen gar nichts; ich kenne ihn wohl, will Ihnen auch eine Visitenkarte zur Einführung bei ihm geben, doch muß Ihre Arbeit für sein Blatt vollkommen brauchbar sein, wenn er sie annehmen soll, was ich, so gut mir dieselbe auch gefällt, doch nicht beurtheilen kann; er ist ganz außerordentlich wählerisch."

Daß ich nicht ohne Zagen zu ihm, dem berühmten Manne, einem Bruder des zu früh verstorbenen Wilhelm Hauff, gieng, wird man ebenso begreiflich finden, als daß ich der die Vorthüre öffnenden Frau des großen Gelehrten auf's schüchternste mein Anliegen vortrug, den Herrn Doktor sprechen zu dürfen; doch flößte mir die nicht unfreundliche Art, mit welcher mich dieselbe, nachdem sie mich scharf betrachtet, unter einem Aufwerfen des Kopfes an das Studierzimmer wies, wobei sie sagte: „Da klopfen Sie an und gehen hinein, er läuft gerade spazieren," einigen Muth ein.

Es war hier keine Eleganz in Teppichen und Nippsachen, wie bei Lewald, sondern ein sehr einfach möblirtes Zimmer, das ich betrat, Bücher über Bücher an drei Wänden, am Fenster ein Stehpult, und an dem Stehpult Doktor Hermann Hauff selbst, in einem ziemlich abgetragenen röthlichen Schlafrock, eine lange Pfeife rauchend, während er mit weiten Schritten hin- und hergieng, auch blieb er nur einen Augenblick stehen, als ich ihm die Karte von Moritz überreichte, die er kopfnickend hinnahm, worauf er mich durch eine Schulterbewegung ersuchte, an seinem Spaziergange Theil zu nehmen.

„Sie sind auch beim Theater?"

„Ich hatte allerdings die Absicht, Herr Doktor, finde aber, daß mir das Talent zum Schauspieler fehlt."

„Sehr gut, wenn man so etwas frühzeitig genug einsieht."

„Habe deßhalb auch verzichtet, und da ich schon früher schriftstellerische Versuche gemacht, so möchte ich mir erlauben, Ihnen eine Arbeit zu übergeben, die vielleicht" — hier blieb er stehen und sah mich mit seinen klaren Augen scharf an, während ein leichtes Lächeln um seinen Mund spielte —, „die vielleicht," wiederholte ich schüchtern, „die, wenn möglich — die, wenn sie Ihnen gefallen sollte, vielleicht Aufnahme finden könnte."

„Im ‚Morgenblatte', meinen Sie?" — fuhr er seinen Spaziergang wieder aufnehmend fort, wobei er seine Hände in den Taschen des Schlafrocks vergrub und etwas hin- und herwackelnd weiterschritt.

„Ja das kommt allerdings darauf an, ob ich sie brauchen kann. Legen Sie das Manuskript" — ich hatte dasselbe hervorgezogen — „nur dort auf meinen Schreibtisch."

„Ach, Herr Doktor, es wäre mein glühendster Wunsch und würde ich eine Aufnahme in's ‚Morgenblatt' als das größte Glück betrachten."

„Ich begreife das, und wenn Ihre Arbeit mir genügt, so will ich sehen, was zu machen ist."

„Darf ich mir vielleicht erlauben wieder vorzukommen?"

„Ja, Anfangs der nächsten Woche."

Die Tage bis dahin kamen mir wie ebenso viele Jahre vor, und noch banger als das Erstemal klopfte ich wieder an seine Thüre. Daß er mich kopfnickend anlächelte, flößte mir

ein freudiges Gefühl ein, und als er mir sagte: „Ihre Arbeit ist hübsch, recht hübsch, ja so gut, daß ich sie für eine der nächsten Nummern des ‚Morgenblattes' bestimmt habe," erfüllte mich dies mit einem Entzücken, das ich unmöglich zu schildern vermag. Gedruckt zu werden und gar im Cotta'schen „Morgenblatte", war eine Seligkeit, die mich förmlich verwirrte, weßhalb ich, nachdem er mich freundlich entlassen, in die Berge hinauslief, um dort, einsam durch den Wald streichend, über mein Glück nachzudenken.

Daß diese meine erste Arbeit „das Soldatenleben im Frieden" bei seinem Erscheinen außerordentlich gefiel, ja gewissermaßen Aufsehen erregte, darf ich wohl ohne Ueberhebung sagen. Es war etwas Neues, frisch Ursprüngliches und, die es lasen, versicherten, es sei ihnen gerade so, als erlebten sie selbst das Erzählte.

Moritz beglückwünschte mich auf die herzlichste Art und sagte mir als, wie es schien, für ihn höchste Anerkennung, daß der Leibarzt des Königs, Obermedizinalrath von Hardegg, ein ebenso vortrefflicher Arzt als geistvoller Mann, der selten anderes als Wissenschaftliches las, meine Erzählung ausnehmend belobt, ja sich auf die Fortsetzung freue. Lewald war verstimmt, daß ich die Europa nicht bevorzugt, blieb mir aber trotzdem freundlich gewogen.

Wohl aber mit am glücklichsten machte es mich, wenn ich im Lesezimmer des sogenannten „obern Museums" die

Gäste meine Skizzen unter herzlichem Lachen lesen und Einer dem Andern dieselbe empfehlend reichen sah.

Rasch schrieb ich neue Kapitel, die ich dem guten und mir stets freundlich geneigten Doktor Hauff brachte, und eines Tages klang seine Frage: „Ob ich vielleicht Geld brauche“ wie Musik in meinen Ohren. Das erste durch meine schriftstellerischen Arbeiten verdiente Geld! — Anerkennung und Honorar! — War ich nicht auf dem besten Wege, etwas Rechtes zu werden?! —

Auf meine Bitte schrieb er mir eine Anweisung von fünfzig Gulden auf die Cotta'sche Kasse, mit der ich mich zum Geschäftsführer und Kassier Herrn Ludwig Roth begab und hier das Glück hatte, Herrn Johann Georg Cotta selbst kennen zu lernen.

Er trat zufällig aus seinem Schreibzimmer, eine mittelgroße etwas geschniegelt angezogene Gestalt, sich leicht in den Hüften wiegend, hatte ein wohlwollendes Gesicht mit klugen Augen, dunkles Haupthaar und einen etwas nach oben gedrehten schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen durch eine auffallende Bewegung des Mundes, wenn er sprach, eigenthümlich zuckten.

Herr Roth stellte mich ihm als den Verfasser des „Soldatenlebens im Frieden“ vor, worauf er beifällig mit dem Kopfe nickte und in einem etwas affektirt klingenden Tone sagte: „Freu' mich sehr! Eine hübsche Arbeit, die mir

von allen Seiten gelobt wird, fahren Sie so fort und ich werde Sie im Auge behalten; Herr Roth, wenn ich bitten darf —"

Damit war ich entlassen, sehr zufrieden, den damals ersten Buchhändler Deutschlands kennen gelernt zu haben; von da an sah ich ihn häufig, trat später auch zu ihm in gesellschaftliche Beziehungen und habe ihn stets sich gleich bleibend, freundlich und wohlwollend für mich gefunden, was ich nicht von allen meinen spätern Verlegern rühmen kann. Mit Herrn Ludwig Roth, einem etwas derben und nicht immer angenehmen Geschäftsmanne, der aber von da ab jahrelang meinen gefälligen Kassier machte, blieb ich bis zu dessen Tode in freundschaftlichstem Verkehre, und habe ich es ihm nie vergessen, daß er mir auch bereitwillig hie und da kleine Vorschüsse gab. Nun traf es sich aber — und das war wieder eine jener seltsamen Schicksalsfügungen, die für mich von so großer Bedeutung wurden — daß im Herbst des Jahres 1840 ein Stallmeister des Königs, Freiherr von Taubenheim, eine Fahrt in's gelobte Land vorhatte, gewissermaßen ein Gelübde erfüllend, das er für die Verwirklichung eines Herzenswunsches gethan. Er liebte nämlich eine Nichte des regierenden Königs, Gräfin Marie von Württemberg, und wenn diese schöne und vornehme Dame auch seine Neigungen erwiederte, so stellten sich doch begreiflicherweise dieser Verbindung einige Schwierigkeiten, nicht seiner Per-

sönlichkeit, wohl aber seiner Stellung, obgleich er zugleich königlicher Kammerherr war, entgegen. Diesen vortrefflichen, liebenswürdigen und durch und durch edlen Charakter zu schildern, wie es ihm gebührt, wird mir um so leichter, da er in allen diesen Eigenschaften von Jedermann gekannt, geschätzt und geliebt wurde. Man könnte sagen: er war, wie der Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter", wenn man unter diesem Worte ein hochpoetisches, romantisches Gefühl, ein Herz ohne Furcht und Tadel, unerschütterlich in seiner Freundschaft, stets zum Helfen bereit, milde gegen seine Untergebenen, empfänglich für alles Elend, freigebig gegen Arme, vornehm und ritterlich in seinem ganzen Wesen, kurz einen Edelmann vom reinsten Wasser verstehen will, auf den der Ausspruch Shakespeare's anwendbar ist:

„Nehmt Alles nur in Allem; ihr werdet nimmer seines Gleichen sehen."

Taubenheim, von hoher, schlanker Gestalt, angenehmen Gesichtszügen und seelenvollen Augen, Virtuose in allen körperlichen Uebungen, einer der vortrefflichsten Reiter, hochgebildet, mehrere fremde Sprachen gleich der deutschen sprechend und schreibend, war damals eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Stuttgarts. Von seiner Gewandtheit im Reiten, wenn er den König, der ihn liebte, begleitete, erzählte man sich die außerordentlichsten Dinge, und ebenso interessant war es, ihn heute bei großen Veranlassungen in

voller Uniform zu sehen und morgen in entlegene Straßen und unscheinbare Häuser zu begleiten, um menschliches Elend zu lindern. Häufig erblickte man dabei seinen Rappen irgendwo angebunden, ein Pferd von so eigenthümlicher Bauart, daß es schon dadurch von Jedermann gekannt war. Dieses edle Thier mit dem tiefsten Senkrücken, den ich jemals gesehen, war trotz seines hohen Alters noch immer ausgezeichnet als Renner und Springer und erregte das Erstaunen der Zuschauer, wenn es zum Beispiel auf dem Rennplatze die mehrere Fuß hohe Barriere mit der größten Leichtigkeit nahm. Wenn der stattliche Reiter dort mit ihm erschien, so lief ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen.

Den Freiherrn von Taubenheim lernte ich nun gleichfalls bei Moritz kennen und war entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der auch er von meinen kleinen literarischen Erfolgen sprach, und fühlte mich hochgeehrt, seiner Mutter, einer vortrefflichen, allverehrten Dame vorgestellt zu werden. Dort lernte ich auch ihre Schwester Fräulein von Lewer kennen, eine geistvolle, hochgebildete Dame, und darf wohl sagen, daß ich mit meiner einfachen Natürlichkeit und meinem heiteren Wesen auf Beide einen möglichst günstigen Eindruck machte. Hier tangirte ich auch schon die höchste Gesellschaft, indem ich eines Tages die Ehre hatte, eben jener Gräfin Marie von Württemberg vorgestellt zu werden.

In Stuttgart, wo man von jeher mehr als nöthig und

billig sich um das Thun und Lassen seines Nebenmenschen bekümmert, sprach man in allen Kreisen von der bevorstehenden Reise Taubenheim's nach dem Orient und auch bei Moritz wurde derselben häufig erwähnt, doch erschrak ich fast, als Letzterer mir eines Tages in seiner raschen Weise sagte: „Wenn wir es möglich machen können, daß Taubenheim Sie auf seiner orientalischen Reise mitnimmt, so ist Ihr Glück gemacht! Wenigstens haben Sie einen tüchtigen Schritt dazu gethan!"

„Aber wie wäre das möglich?"

„Auf Taubenheim, wie auf seine Mutter und Tante haben Sie einen ganz günstigen Eindruck gemacht; Hardegg spricht überall lobend von Ihren Soldatengeschichten, prophezeit Ihnen gute schriftstellerische Erfolge, und so viel ich unsern verehrten Taubenheim kenne, wird es ihm durchaus nicht unangenehm sein, die Erlebnisse seiner Reise später gedruckt zu sehen."

Wenn ich auch das Richtige seiner Behauptungen einsehen mußte, so hatte ich doch nicht den Muth, auch nur in meinen kühnsten Träumen an das Gelingen zu denken, war daher auch auf's höchste und freudigste überrascht, als mir Moritz wenige Tage nachher sagte: „Was ich, aufrichtig gesagt, halb und halb im Scherze eingefädelt, scheint sich realisiren zu wollen. Herr v. Taubenheim, ohne gerade zuzusagen, hat auch meine Idee nicht geradezu abgelehnt und mir

in Kurzem eine definitive Entschließung versprochen; Lewald war gerade zugegen und sagte lächelnd: „Das wäre Etwas für mich, Aufsehen machend im deutschen Buchhandel — ‚ein Flug in den Orient' von August Lewald."

Aufrichtig gesagt, hatte ich mich jetzt schon so in die entzückende Idee, eine solche Reise machen zu dürfen und später ein Buch darüber zu schreiben, hineingelebt, daß ich auf einsamen Spaziergängen, die ich machte, schon begann, eine Vorrede zu entwerfen und diese auch niederschrieb, überschwenglich phantastisch und deßhalb gänzlich unbrauchbar, wie ich mich noch vor kurzem, als ich diese Vorrede zufällig unter meinen Papieren fand, überzeugte, doch erleichterte ich damals durch die Abfassung derselben gewissermaßen meine Seele, ich vermochte freier aufzuathmen und mein Glück, wenn es kommen wollte, ruhiger zu erwarten.

Ach und als es dann nun wirklich kam, bebte ich vor Freude und fühlte meine Augen naß werden; Taubenheim willigte ein, mich, den fremden, unbekannten, unbedeutenden jungen Menschen mitzunehmen und half mir dabei in der zartesten Weise; für die Reisekosten brauchte ich keinen Ersatz zu leisten, sollte mir aber ein kleines Kapital, fünfhundert Gulden, für meine sonstigen persönlichen Bedürfnisse verschaffen und, da mir das in jener Zeit gänzlich unmöglich war, so ließ er mich diese Summe gegen spätere Heimzahlung unter seiner eigenen Bürgschaft aufnehmen, half mir auch

auf die liebenswürdigste Art, die Reiseutensilien vervollständigen, schenkte mir ein paar Terzerolen und erlaubte mir, ihn so oft ich wollte zu besuchen, was für mich von großem Werth war; bei welcher Gelegenheit ich auch seine verehrte Mutter und Tante häufiger sah und das Herz der ersteren ganz besonders gewann, als ich eines Tages auf ihre Frage: „Nicht wahr, Sie werden meinem Sohn nützlich und angenehm sein, wo es Ihnen möglich ist?“ offen und ehrlich die Antwort gab: „Gewiß, Frau Baronin, und ich werde ihn mit Liebe begleiten.“

Cotta hatte mir ein ausnahmsweise gutes Honorar für meine Beiträge für „Morgenblatt“ und „Augsburger Allgemeine Zeitung“ bewilligt, Doktor Hermann Hauff gab mir seinen Segen und ermahnte mich besonders, für sein Morgenblatt zu schreiben, zu welchen Arbeiten ich mir ein Notizbuch mit weicher Lederdecke anschaffte, um es in der Satteltasche bei mir führen zu können, meinen Koffer ließ ich mit Riemen und Schnallen für Kameelritte herrichten — welches Entzücken schon allein dieser Gedanke! und — Moritz vervollständigte meine Reisegeräthe, indem er mir einen blau und roth gefütterten Schlafrock zum Geschenk machte — „bunte Farben, wie sie die Orientalen lieben!“ sagte er lachend; aus seiner Theatergarderobe fügte er ein kurzes römisches Schwert hinzu, welch letzteres ich später in der Wüste gegen eine Feuerzange im eisernen Etui, das zugleich

als Piſtolenladſtock gebraucht werden konnte und heute noch in meinem Beſitz iſt, vertauſchte.

So kam denn nach dem Cannſtatter Volksfeſt, wo ich von manchen Leuten als Begleiter Taubenheims mit großer Neugierde betrachtet wurde, der Tag unſerer Abreiſe heran.

Es war am Abend des letzten Septembers 1840, eines unfreundlichen regneriſchen Herbſttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abſchied nahm, um meine Reiſe in den Orient anzutreten.

Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umſtände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth erſchienen. So wurde an demſelben Abend Calderon's „Leben ein Traum" gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, beſonders der Augenblick meiner Abreiſe, ſo zauberhaft, faſt wie ein ſchöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz ſagte ich in der Theatergarderobe ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er ſich aus dem ärmlichen Coſtüm des unglücklich Verſtoßenen in das glänzende des Königsſohnes warf. Lachend reichte er mir die Hände, dieſe Metamorphoſe auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch ſeit jenem dunklen, traurigen Herbſtabend nicht zum Glanze eines Königsſohnes erhob, ſo giengen mir doch ſchöne Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichſten Edelſteinen wetteifern könnten.

Wollte ich nun hier in geordneter Weise fortfahren, meine Erlebnisse zu erzählen, so hätte ich weiter nichts zu thun, als meine Reise in den Orient, wie sie unter dem Titel „Daguerreotypen“ im Jahr 1842 hier in Stuttgart erschien, wenn auch nur im Auszuge wiederzugeben, doch würde auch selbst letzteres für die Vielen, welche das Buch bereits kennen, langweilig sein, und da ich obendrein versichern kann, daß meine orientalischen Fahrten ohne jeden dichterischen Schmuck, aber treu der Wahrheit gemäß geschildert sind, so genügt wohl die Hinweisung darauf und wird vielleicht Mancher, der diese Lücke für sich ausfüllen möchte, nach dem erwähnten Buche greifen.

Wie schon früher erzählt, hatte Cotta mich zu Beiträgen für seine Journale ermuntert und sandte ich ihm auch von Wien aus Verschiedenes für die Augsburger Allgemeine Zeitung, dann von Konstantinopel etwas über unseren höchst interessanten Ritt mit dem Briefcourier, von Rustschuk über den Balkan nach Adrianopel und Stambul, sowie über unseren Schiffbruch am Bord des Dampfers „Seri Pervas“, worin ich mit Fallmerayer, der damals in Konstantinopel lebte, und dem Taubenheim unsere Schiffbruchgeschichte erzählte, konkurrirte. Doch wurden alle diese Artikel wenig bemerkt, und erst als ich von Beirut aus, wo wir bei monatelangem Aufenthalte und häufigen Excursionen im Libanon Gelegenheit hatten, Land und Leute, besonders die hoch-

als Pistolenladstock gebraucht werden konnte und heute noch in meinem Besitz ist, vertauschte.

So kam denn nach dem Cannstatter Volksfest, wo ich von manchen Leuten als Begleiter Taubenheims mit großer Neugierde betrachtet wurde, der Tag unserer Abreise heran.

Es war am Abend des letzten Septembers 1840, eines unfreundlichen regnerischen Herbsttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abschied nahm, um meine Reise in den Orient anzutreten.

Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umstände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth erschienen. So wurde an demselben Abend Calderon's „Leben ein Traum" gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, besonders der Augenblick meiner Abreise, so zauberhaft, fast wie ein schöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz sagte ich in der Theatergarderobe ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er sich aus dem ärmlichen Costüm des unglücklich Verstoßenen in das glänzende des Königssohnes warf. Lachend reichte er mir die Hände, diese Metamorphose auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch seit jenem dunklen, traurigen Herbstabend nicht zum Glanze eines Königssohnes erhob, so giengen mir doch schöne Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichsten Edelsteinen wetteifern könnten.

Wollte ich nun hier in geordneter Weise fortfahren, meine Erlebnisse zu erzählen, so hätte ich weiter nichts zu thun, als meine Reise in den Orient, wie sie unter dem Titel „Daguerreotypen“ im Jahr 1842 hier in Stuttgart erschien, wenn auch nur im Auszuge wiederzugeben, doch würde auch selbst letzteres für die Vielen, welche das Buch bereits kennen, langweilig sein, und da ich obendrein versichern kann, daß meine orientalischen Fahrten ohne jeden dichterischen Schmuck, aber treu der Wahrheit gemäß geschildert sind, so genügt wohl die Hinweisung darauf und wird vielleicht Mancher, der diese Lücke für sich ausfüllen möchte, nach dem erwähnten Buche greifen.

Wie schon früher erzählt, hatte Cotta mich zu Beiträgen für seine Journale ermuntert und sandte ich ihm auch von Wien aus Verschiedenes für die Augsburger Allgemeine Zeitung, dann von Konstantinopel etwas über unseren höchst interessanten Ritt mit dem Briefcourier, von Rustschuk über den Balkan nach Adrianopel und Stambul, sowie über unseren Schiffbruch am Bord des Dampfers „Seri Pervas“, worin ich mit Fallmerayer, der damals in Konstantinopel lebte, und dem Taubenheim unsere Schiffbruchgeschichte erzählte, konkurrirte. Doch wurden alle diese Artikel wenig bemerkt, und erst als ich von Beirut aus, wo wir bei monatelangem Aufenthalte und häufigen Excursionen im Libanon Gelegenheit hatten, Land und Leute, besonders die hoch-

interessanten Beduinenstämme, die kometenartig kamen und wieder verschwanden, kennen zu lernen und, als ich unsere Züge nach Baalbek, nach den Libanoncedern, nach Damaskus und Palmyra in den „Briefen aus Syrien“ für das Cotta'sche Morgenblatt schilderte, wurde man aufmerksam auf mich und ich hatte die Freude, darüber sehr anerkennende Stimmen aus der Heimath zu vernehmen; ja Freiligrath fand sich später dadurch zu einem Gedichte „Im Hafen“ angeregt, worin er, mich freundlich begrüßend, sagte:

„.... Wir lasen Deine Lieder,
Wir sah'n Dich zieh'n im Bügel und zu Fuß!
Grüß' Gott daheim! Du bist im Lande wieder;
Die Hand, den Mund, da hast Du meinen Gruß!
Du hörst ihn gern: — nicht wahr, oft hast Du trübe
Dein flatternd Zelt am Abend Dir gebaut?
Hast nach der Heimath, hast nach Treu' und Liebe,
Nach Kuß und Handschlag grollend ausgeschaut?

Gewiß! Und mehr noch! In der Cedern Dunkel
Und auf der Rast am Saum des Wüstenquells
Hast Du gedacht auch an mein rheinisch Unkel,
An Rolandseck und an den Drachenfels;
Hast Du gehört des Widerhalles Tosen,
Der aus der Lurlei fels'gen Schluchten bricht;
Hat Dir geblitzt mit seinen blühenden Rosen
Der Kölner Dom, das ew'ge Steingedicht.“

Sechstes Kapitel.

Reise in den Orient und ihre Folgen.

Welch' hohen und doppelten Genuß ich durch den wunderbaren Wechsel dieser Reisen selbst sowie dadurch hatte, daß ich das Erlebte, noch erregt vom lebendigsten Eindrucke, niederschrieb, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, ja es war so unsagbar traumhaft schön, daß ich mich, einsam am Meer sitzend, indem ich auf die Wellen hinausschaute oder auf den schneebedeckten Gipfel des Libanon, selbst mit der Frage überraschte: ist dieß Wahrheit oder nicht vielmehr ein schöner Traum, zusammengesponnen aus den märchenhaften Geschichten und den Liedern unseres Freundes Freiligrath, Lieder, die mein Reisegefährte nach Stuttgart, der gute Neuburg, so begeistert vorzutragen wußte? — und doch war alles Wahrheit, herrliche, prächtige Wahrheit, wie ich mit Entzücken bemerkte, wenn am felsigen Gestade von Beirut die Wellen donnernd

aufschäumten, oder wenn mich im Gehöft unseres kleinen Hauses der arabische Hengst, den ich in Damaskus geholt, lustig anwieherte. Ja, es war alles die lautere, herrliche Wahrheit, so phantastisch es auch erschien, wenn dort ein paar ernste Beduinen unter den hohen schlanken Palmen hielten und fast unabsehbare Kameelzüge langsam vorüberkamen, um ihre fremdartigen Waaren zum Hafen zu bringen, ja, alles begab sich so, wie ich es sah, wie ich es mit Lust wieder erzählte; und der arme junge Mensch, der vor wenig Monaten noch bekümmert in die Zukunft blickte, stand mit einem Male auf geebnetem Wege, um aufwärts zu steigen, hoch hinweg über seine kühnsten Hoffnungen.

Und ein liebenswürdiger, zuvorkommender und in jeder Beziehung guter und edler Reisechef war und blieb Baron von Taubenheim für mich, er freute sich über meine stets unverwüstliche heitere Laune, lachte über meine lustigen Einfälle und Lieder, rief mir häufig bei unsern scharfen und wilden Ritten, wenn ich dicht hinter ihm blieb, ein ermunterndes Bravo zu und ließ mich meistens in seinem Zimmer wohnen. Letzteres war mir um so angenehmer, als sich unsere beiden anderen Reisebegleiter enger zusammenschlossen, wenn auch dadurch ein gemeinschaftliches vergnügliches Reiseleben durchaus nicht ausgeschlossen blieb.

Von diesen Reisebegleitern war der eine ein junger Maler, der jetzige Hofmaler Hofrath Frisch aus Darmstadt, der andere

ein junger Mediziner, Sohn des Hofzahnarztes Bopp aus Stuttgart; der erstere machte im Auftrage und auf Kosten des Königs von Württemberg die Reise mit, er sollte für den König, der damals sein maurisches Schloß, die „Wilhelma" bei Cannstatt, baute, arabische Gebäude, besonders Zimmereinrichtungen, Geräthschaften, Waffen u. dgl. zeichnen und beabsichtigte für sich Studien für künftige Bilder zu sammeln, sowie auch die Herausgabe eines Werkes über unsere Reiseerlebnisse, von denen aber nur wenige Blätter erschienen sind. Er war ein angenehmer, lustiger Gesellschafter, ein vorzüglicher Reiter, und wenn er zuweilen übermüthig jubelnd, im vollen Galop an uns vorüberflog, konnte Taubenheim lachend sagen: „Frisch sieht wieder einmal aus, wie das verkörperte Bild des Leichtsinns." Bopp war ein ruhiger, ernster Schwabe, der sich ebensowenig an uns als an andere innig anschloß, dabei aber ein höchst anständiger Charakter. Er machte auf seine eigenen Kosten die Reise, trieb Naturwissenschaften, suchte Kranke in ihren Häusern oder in Spitälern auf, wobei es ihm selbst nicht an Muth fehlte, später in Jaffa el Arisch und Kairo Studien über die Pest zu machen, die damals ungewöhnlich stark in Syrien und Egypten auftrat. Leicht hätte er in den Fall kommen können, diese Studien an uns selbst zu machen, denn aus Jaffa, wo sich die sämmtliche Kavallerie der geschlagenen Armee Ibrahim Pascha's befand und wir in der Todtenkammer des Kapuzinerklosters

untergebracht wurden, mußten wir Nachts bei Sturm und Regen fliehen, um nicht in den Pestcordon eingeschlossen zu werden, und waren wir und unsere Effekten Morgens bei Anbruch eines kühlen Tages so durchnäßt, daß ich, als einziges kaum noch nothdürftig, trockenes Kleidungsstück den blauen Schlafrock, den mir Moritz verehrt hatte, anziehen mußte, wobei ich unter einem aufgespannten Regenschirm, auf einem kleinen Esel reitend, äußerst komisch ausgesehen haben soll.

Unwillkürlich sind diese Einzelheiten, die man besser und behaglicher in meiner orientalischen Reise nachlesen kann, der Feder entschlüpft, da, während ich so jene Erinnerungen wachrufe, die ganze herrliche Zeit, die für mich in jeder Hinsicht von so außerordentlicher Wichtigkeit war, auf's lebendigste vor mich tritt, so daß ich ihr gewaltsam enteilen muß, um nicht lang und langweilig zu werden. Baron Taubenheim hatte es übernommen, für die Gestüte des Königs von Württemberg möglichst edle und schöne arabische Pferde zu kaufen, fand aber erst in Damaskus jenen werthvollen Hengst, den ich später dort holte, nachdem er beim Sonnentempel von Baalbek eine schöne Stute erhandelt. Eigenthümlich war es, wie wenig wirklich werthvolle Pferde wir bis dahin und auch später sahen, in Beirut nur ein einziges, aber unvergleichlich schönes, einen Grauschimmelhengst, dem Gouverneur Izzed Pascha gehörig, das wundervollste Bild

eines ächt arabischen Pferdes, aber unverkäuflich; denn als Taubenheim mehr im Scherze nach dem Preise fragte, strich der Pascha mit jenem nicht zu verkennenden Zungenschnalzen seinen grauen Bart und meinte: Das Pferd sei ihm nicht feil und wenn man ihm die Citadelle von Beirut mit Dukaten voll gestrichen dafür böte.

So blieb es denn bei unserem Hengste und der Stute, welche letztere, gerade als wir den Zug durch die Wüste antreten wollten, ein Fohlen warf, das wir in Decken gewickelt, auf dem Rücken eines Kameels mit uns nach Kairo führten, später zu Schiff nach Malta, wo wir, als der Pest verdächtig, eine dreiundzwanzigtägige Quarantaine halten mußten, und dann nach Neapel, wo die Pferde speziell meiner Aufsicht übergeben wurden, da Taubenheim mit den beiden andern Reisebegleitern über Rom und Florenz nach der Heimath zurückkehren wollte, während ich mit dem Dampfer nach Genua und von dort nach Mailand gehen sollte.

Um meine Dankbarkeit zu beweisen, übernahm ich bereitwillig diese nicht ganz leichte Mission, deren Verantwortlichkeit nicht verkennend, und fast hätte ich schon in der zweiten Nacht das Unglück gehabt, den Hengst und das Fohlen zu verlieren, da ersterer bei dem starken Schwanken des Schiffes plötzlich ganz unbändig wurde, wie toll um sich schlug, bis er ausgleitend in seinem Kasten zusammenbrach und dort liegen blieb, während das Fohlen zu viel Klee gefressen hatte

und vielleicht einer Indigestion erlegen wäre, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihm, unter Beihilfe eines würdigen italienischen Sängers, der als erster Bassist von San Carlo in Neapel nach der Mailänder Scala gieng und der als Vater einer zahlreichen Familie einige chirurgische Instrumente besaß, von hinten Erleichterung zu verschaffen.

Zur Wartung der Pferde begleitete mich ein Reitknecht, den Taubenheim in Beirut angenommen hatte, er hieß Nuding und erschien dort eines Abends in unserem Hause, fast weinend vor Freude, schwäbische Landsleute anzutreffen; eigenthümliche Schicksale hatten ihn in der Welt umhergetrieben, ja fast zu einer historischen Person gemacht, denn er war es, der im Dienste Louis Napoleons bei der Boulogner Affaire jenen Adler in Pflege hatte, der dazu bestimmt war, sich auf den Hut des Usurpators niederzulassen. Nach jenem mißlungenen Versuche war Nuding nach England zurückgekehrt, dort von einem Kapitän für Indien engagirt worden und auf dem Wege über Beirut nach Egypten, wo er uns aufsuchte und an Taubenheim die dringendste Bitte stellte, ihn wieder mit nach der Heimath zu nehmen, was denn auch geschah. Mit der sorgsamen Pflege der Pferde nach englischer Art vertraut, war er in dieser Richtung brauchbar und erleichterte mir dadurch die lange Reise von Genua nach Stuttgart, während welcher ich abwechselnd eines der Pferde ritt und Nuding mit dem andern und dem

Fohlen ziemlich weit vorauszog. In Genua mußte ich rasten, theils um den Pferden Erholung zu gönnen, theils auch um nicht vor einem gewissen Zeitpunkte, der Rückkehr des Königs, der sich auf Reisen befand, in Stuttgart anzukommen.

Ich hatte am Hafen einen guten Stall, sowie ein paar hübsche Zimmer mit der Aussicht auf das Meer gefunden und verlebte hier, meine Tagebücher durchsehend und ordnend, auch weitere Skizzen für das Stuttgarter Morgenblatt schreibend, ein paar behagliche, unvergeßlich schöne Wochen. Frühling war es dem Kalender und meinem Herzen nach, und in Duft und Blüthen bräutlich geschmückt erschienen mir die prachtvollen Umgebungen Genua's. Der Ruf meiner schönen arabischen Pferde hatte sich bald in der Stadt verbreitet und wir mußten gewisse Stunden des Tages bestimmen, wo der Stall nach vorheriger Anfrage und Empfehlung irgend Jemandes besucht werden durfte, was Nuding manche kleine Geschenke eintrug; auch hatte dieser Treffliche, der uns ja durch das heilige Land begleitet, einen kleinen Handel mit Jordanwasser, Erde vom Thal Josaphat, Olivenzweigen vom Oelberg u. dgl. angelegt, wobei ich nicht ganz sicher bin, ob er nicht sein Waarenlager an Wasser, Erde und Olivenzweigen häufig in Italien komplettirte.

Hie und da ritt ich den Cham, den Hengst, nach dem prachtvollen Spaziergang Genua's, das Acqua sola, was aber immer mit einiger Gefahr für mich selbst, sowie für

die blendenden Hüte mancher schönen Genueserinnen verbunden war, denn bei seinem tollen, oft ganz unbändigen Wesen hatte er die üble Gewohnheit, meistens dann, den Schaum weit umherspritzend, zu wiehern, wenn die herbeieilenden Damen seinen aalglatten Hals strichen und die sammtartige Haut an seinem Maule bewunderten; doch lachten sie über den fleckig gewordenen weiß und rosa Atlas, fanden auch seine sonstigen Extravaganzen allerliebst und meinten, wenn er sich einmal gar zu gewaltig gegen andere vorüberkommende Pferde wandte: „Ah, ah, comme il est étourdi!“ —

Endlich mußte es auch hier geschieden sein, ich brach meine Zelte und alles Uebrige ab, sattelte und ritt an einem wundervollen Frühlingsmorgen von dannen, brauchte sechs Tage bis Mailand, eine Wegstrecke, die man heute in eben so viel Stunden durchfährt; doch wenn auch jenes langsame Dahinziehen — es gieng zur Schonung der Pferde meistens im Schritt — an sich wenig Kurzweiliges bot, so habe ich doch die Schönheiten jener langgestreckten Thäler, mit ihren schäumenden Bergwassern, ihren malerischen Ortschaften, reichen Schlössern und Klöstern, alten Burgruinen, nie mehr so wie damals genossen und sie auf's Lebendigste und Angenehmste in meinem Gedächtnisse festgestellt.

In Pavia fand ich den ältesten Sohn aus dem Hotel Reichmann in Mailand, an das ich wegen Unterkunft meiner

Pferde geſchrieben, wurde von Signor Alfons, einem vortrefflichen lieben und guten Menſchen, mit dem ich von jener Zeit die herzlichſte Freundſchaft unterhalten, auf's Zuvorkommendſte empfangen, in ſein elterliches Haus, ſowie in ſeine eigene Familie eingeführt. Er hatte eine liebenswürdige Frau, eine Neapolitanerin, Donna Emilia, die unterdeſſen leider geſtorben iſt, ſowie zwei hübſche, damals kleine Mädchen, die aber ſchon längſt ihren eigenen Hausſtand gegründet haben, und welche dieſe Zeilen als freundlichen Gruß von mir nehmen mögen.

Auch in Mailand verlebte ich eine ſchöne unvergeßliche Zeit, hatte ich doch wieder ein gutes Stück meiner weiten und nicht immer gefahrloſen Reiſe hinter mir, war mit meinen Pflegebefohlenen vortrefflich untergebracht, fühlte mich geſund, froh und glücklich, brauchte nicht für den nächſten Tag zu ſorgen und hoffte auf mein gutes Glück, daß es mir gelingen werde, die Pferde eben ſo wohlausſehend nach Stuttgart zu bringen, ſie vielleicht dem Könige ſelbſt vorſtellen zu dürfen, und knüpfte daran allerlei kühne Träume à la Königin Golkonda. Dazu ſchien mir auch eine Bekanntſchaft ſehr dienlich, die ich hier auf ein Empfehlungsſchreiben Taubenheim's gemacht, und die mich auch jetzt ſchon in die angenehmſten Beziehungen zu einem ebenſo geiſtvollen, als liebenswürdigen Manne, dem Grafen Guſtav Neipperg brachte, deſſen älteſter Bruder Alfred eine Tochter des Königs Wilhelm

von Württemberg, Prinzessin Marie, vor kurzem geheirathet hatte und nun in Stuttgart lebte.

Welche Aussichten für meine lebhafte Phantasie, besonders da mich Graf Gustav in kurzer Zeit so liebgewann, daß ich ihn womöglich täglich besuchen mußte, wobei er es sich in der liebevollsten Weise angelegen sein ließ, meine noch recht mangelhaften Kenntnisse, besonders der französischen und englischen Literatur, zu vermehren. Ganz besonders schwärmte er für Lord Byron, hatte einen großen Theil von dessen Dichtungen vortrefflich übersetzt und las mir stundenlang aus den Gesängen des Childe Harold vor. Auch für Musik interessirte er sich auf's lebhafteste und protegirte unter anderem einen Italiener, der eine neue außerordentlich vereinfachte Kompositionslehre geschrieben hatte, die sich aber nicht bewährte. Bei dem Grafen Neipperg fand man ausgezeichnete Leute der verschiedensten Nationalitäten und lernte ich hier eines Tages den berühmten Phrenologen Castle kennen, der auch meinen Kopf betastete und darüber einen für mich recht schmeichelhaften Bericht machte; auch wohnte ich verschiedenen anderen phrenologischen Sitzungen an, wobei es rührend war, wie Graf Gustav Neipperg stundenlang unermüdlich den Sekretär seines Schützlings machte und dessen holperiges Französisch elegant und fließend niederschrieb.

Graf Neipperg war ein auffallend schöner Mann, Aristo-

krat vom reinsten Wasser, mit lebhaften geistreichen Zügen, leuchtenden Augen und einem hellblonden so dicht und fest gekräuselten Haar, wie ich nie ähnliches gesehen; selbst von einer alten und sehr vornehmen Familie (die Herren von Neipperg kommen schon im elften Jahrhundert in Schweizerchroniken vor) verkehrte er in den ersten Mailänder Häusern, war der Liebling der Damen, mit denen er, als Maltheserritter und deßhalb zum Cölibat verurtheilt, um so freier und ungezwungener zu verkehren vermochte.

Leider war diesem ausgezeichneten Manne, meinem hochverehrten und lieben Freunde, kein langes Leben beschieden; wenige Jahre darauf, nachdem ich ihn in Mailand kennen gelernt, kam er zum Besuch seines Bruders, des Grafen Alfred, nach Stuttgart; es war im Spätherbst und, abgehärtet durch eine Wasserkur in Prießnitz bei Gräfenberg, reiste er in leichter Kleidung mit dünnen feinen Schuhen, wodurch er sich wahrscheinlich eine Erkältung zuzog, die in einen Typhus ausartete, dem er im schönsten Lebensalter erlag. Von seinen vielen schriftstellerischen Arbeiten, Uebersetzungen, Tagebüchern u. dgl. ist bedauerlicherweise durch folgenden eigenthümlichen Umstand nichts erhalten worden. Bei einem Gespräche, das beide Brüder, wenige Tage vor Graf Gustav's Erkrankung, am Kamine sitzend, hielten, warf Letzterer den Wunsch hin, daß sich einstens nach seinem Tode ein guter Freund finden möge, der seine sämmtliche schrift-

liche Hinterlassenschaft ungelesen verbrennen ließe — „wozu auch Sachen aufbewahren, Erinnerungen, Gedanken, Gefühle, von denen die meisten Anderen unverständlich sind und bleiben!“ — wenige Wochen später wurde er zu Grabe getragen und als nicht lange darauf auch mit Anderem sein schriftlicher Nachlaß von Mailand gesandt wurde, ließ ihn Graf Alfred, dem Wunsche des Bruders gemäß, sogleich verbrennen.

Wie schwer mir von solch liebenswürdigem Manne und hochverehrtem Freunde der Abschied wurde, als ich endlich Mailand und das gastliche Haus meines Freundes Alfons Reichmann verlassen mußte, vermag ich nicht zu schildern, der Letztere gab mir noch auf der ersten Tagereise zu Pferde das Geleite, und als wir am andern Morgen schieden, wäre ich gar zu gern mit ihm wieder nach dem schönen Mailand zurückgekehrt. Welch angenehme Tage hatte ich dort verlebt, welch süße Erinnerungen blieben mir nicht nur von da, sondern folgten mir lebendig bis zum Fuße der Alpen, mich aus dunklen Augen heiß begrüßend, als ich am Abend des andern Tages in Chiavenna einritt.

Dann traten die Alpen zwischen meine italienischen Erinnerungen und mich, und als ich auf der anderen Seite derselben ankam und die ersten dichten Tannenwälder wieder um mich rauschen hörte, den köstlichen heimischen Harzduft einsog, dem munter, ja oft wild und ungezogen dahinbrausenden jungen

Rheine zuſchaute, wie er ſchäumend durch die Via mala rauſchte, dann deutſche Sprache hörte, deutſche Geſichter ſah, da wandte ich mich wieder ungetheilt der Heimath zu und jubelte laut auf, als ich endlich die weite glänzende Fläche des Bodenſee's vor mir ausgebreitet liegen ſah.

Als ich dann wenige Tage ſpäter wieder in das Stuttgarter Thal kam, eigenthümlicherweiſe von Tübingen her, da ich mich den Erinnerungen der alten Univerſitätsſtadt zu Liebe zu einem kleinen Umweg hatte verleiten laſſen, und ſchon die erſten Häuſer der Reſidenz vor mir liegen ſah, wurde ich nach glücklich zurückgelegter Reiſe auf's freundlichſte, ja herzlichſte durch Frau von Taubenheim, die hier oben ein reizendes Landhaus beſaß, empfangen und habe es als eine gute Vorbedeutung betrachtet und auch bewahrheitet gefunden, daß mir die edle Dame bei meiner Wiederkehr ein rührend freundliches Wort ſagte und ihre Hand zum guten Willkommen reichte.

Hier oben empfieng mich auch der königliche Stallmeiſter Baron Julius von Hügel und geleitete mich die neue Weinſteige hinab, dann um die Stadt herum, auf Fußwegen und Wieſenpfaden, wo ſich heute die ſtattlichen Häuſer der Olgaſtraße erheben, nach dem königlichen Leibſtalle, wo ich nach langer mühſamer Tour vom Sattel ſtieg, glücklich und zufrieden, daß ich meine theuren Pflegebefohlenen nicht nur wohl und munter abgeliefert, ſondern auch glatt und glänzend

ausschauend, und Cham den Hengst in so kecker Laune, daß er sich, kaum den Stalldust empfindend, unter dröhnendem Gewieher auf die Hinterbeine erhob.

Das sah auch der Stallmeister Baron von Hügel, ein vortrefflicher Reiter und Pferdekenner, als etwas ganz Außerordentliches an, da früher die meisten arabischen Pferde ziemlich herabgekommen Stuttgart erreicht hatten. Doch bezeugte ich auch meinem Reitknechte Ruding mit großem Vergnügen, wie sehr er sich der Pflege und Wartung der Thiere angenommen, wie er sie förmlich mit gutem Hafer und süßem Klee ausgestopft und welchen Fleiß er unter stetem, obligatem Pfeifen, wie es in England Mode war, auf das tägliche Putzen mit Strohwisch, Striegel und Kartätsche verwandt. Ruding wurde auch sogleich in dem königlichen Leibstalle aufgenommen und blieb dort, gerne von seinen orientalischen Reisen erzählend, gewiß auch noch immer Jordanwasser und heilige Erde verkaufend, bis an seinen vor wenigen Jahren erfolgten Tod.

Der König wurde in den nächsten Tagen von seiner Reise erwartet, „wo gewiß weiteres erfolgen werde", wie mir Baron Hügel in verbindlichem Tone sagte, und dann begab ich mich in das Hotel zum König von England, um dort in einem guten Zimmer, mit der angenehmen Nummer 44 — ich habe die durch vier theilbaren Zahlen stets als von guter Vorbedeutung angesehen — von meinen Strapazen auszu-

ruhen. Hier fand ich auch meine Reiseeffekten wieder, die ich in Mailand vorausgeschickt, meinen Koffer, sowie kleine Einkäufe von Waffen, Nargileh und Pfeifenrohren, Schärpen und Beduinenkopftücher, und freute mich wie ein Kind auf den Augenblick, wo ich in einer eigenen Wohnung alle diese Schätze, um mich her ausstellen und ausbreiten könne.

So war ich denn wieder in Stuttgart, und weil damals eine Reise in den Orient noch nicht zu den alltäglichen Dingen und zu den leichten und gewöhnlichen Touren wie heut zu Tage gehörte, so wurde ich nach Gebühr angestaunt und bewundert. Moritz empfieng mich auf's herzlichste und nie habe ich seine Worte vergessen, die er in den ersten Tagen lachend ausrief: „Was sind Sie für ein glücklicher Mensch, haben in Ihrer Jugend diese herrliche Reise gemacht, sind gesund und munter wieder gekommen, haben auch als Schriftsteller schöne Erfolge gehabt und finden sich hier sogleich von gierigen Buchhändlern umgeben, die bereit sind Alles, was Sie schreiben, zu drucken." Allerdings und höchst angenehmer Weise für mich, war an Letzterem etwas Wahres; denn Cotta, der große Freiherr, wie wir ihn nannten, empfieng mich mit einer wohlthuenden Beachtung; wies auch schmunzelnd auf das nebenliegende Kassenzimmer, wo ziemliche Gelder als Honorar für meine vortrefflichen Beiträge, wie er sich freundlich ausdrückte, für mich bereit lägen, und sprach die Hoffnung aus, mich als steten Mitarbeiter für seine Journale betrachten

zu können. Glückselige Zeit! — unter welch' ganz anderen Gefühlen wandelte ich jetzt durch die Straßen Stuttgarts! Von allen Seiten ersuchte man mich für diese oder jene Zeitschrift zu schreiben, und trat ich auch in jenen Tagen zum ersten Male mit Heinrich Laube in Verbindung, der damals die Zeitung für die elegante Welt redigirte und mir in seiner kurzen eigenthümlichen Weise schrieb: „Sie haben gewiß von Ihrer orientalischen Reise ein strotzend volles Tagebuch mitgebracht, von dem ich mit Vergnügen etwas erwarte."

Die Leipziger Modezeitung beeilte sich ein Porträt „des geschätzten Autors" zu bringen und eines Tages stellte sich mir ein schmächtiger junger Mann mit blassen sanften Gesichtszügen als der seinen Verlag eben begonnen habende Buchhändler Adolf Krabbe vor und machte mir, sowohl für die damalige Zeit, als auch für meinen immerhin noch nicht sehr bekannten Namen glänzende Vorschläge für die Herausgabe meiner orientalischen Reise. Auch erbot er sich sogleich ein Buch von mir zu drucken und zwar die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden", welche im Morgenblatte erschienen waren und die zugleich mit der phantastischen Erzählung „Vier Könige" ein artiges Bändchen gaben. Mein erstes unsterbliches Werk erschien im Jahre des Heils 1841. Adolf Krabbe blieb seitdem über dreißig Jahre nicht nur mein Verleger, sondern auch bis zu seinem vor einem Jahre erfolgten Tode stets ein guter Berather und Freund, auch so

anhänglich und uneigennützig, wie es ein Verleger nur sein kann, ja sogar nicht ohne einen Anflug von Dankbarkeit, und selbst anerkennend, daß er sein hübsches Vermögen großen Theils durch meine Schriften erworben habe.

Unterdessen war der König Wilhelm zurückgekehrt, hatte sich die angekommenen arabischen Pferde vorführen lassen, dabei freudig ausgerufen: „die sehen ja so vortrefflich aus, als wenn sie von meinen Gestüten hereinkämen," und Tags darauf erhielt ich ein Schreiben von dem damaligen Oberststallmeister, Freiherr von Maucler, mit der Weisung, ihn zu besuchen, worauf er mir als Anerkennung Seiner Majestät einen schönen werthvollen Brillantring übergab und mir zugleich Tag und Stunde bestimmte, um den persönlichen Dank des Königs zu empfangen — eine Audienz bei Seiner Majestät! — ob mir schwindelte! — und ob ich nicht etwas verzagt meine Garderobe musterte, die leider keinen schwarzen Frack aufwies, glücklicherweise aber ein ähnliches Kleidungsstück, einen sogenannten Reitrock von brauner Farbe, in dem ich mich gar nicht übel ausnahm. So auf's Beste geschmückt, auch mit tadellosen Handschuhen versehen, begab ich mich pünktlich zu der angegebenen Stunde in das sogenannte Fahnenzimmer der Residenz, wo mich ein königlicher Kammerdiener in hellblauem mit Silber gesticktem Rocke empfieng und, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Uhr über der Thür geworfen, Seiner Majestät meldete.

zu können. Glückselige Zeit! — unter welch' ganz anderen Gefühlen wandelte ich jetzt durch die Straßen Stuttgarts! Von allen Seiten ersuchte man mich für diese oder jene Zeitschrift zu schreiben, und trat ich auch in jenen Tagen zum ersten Male mit Heinrich Laube in Verbindung, der damals die Zeitung für die elegante Welt redigirte und mir in seiner kurzen eigenthümlichen Weise schrieb: „Sie haben gewiß von Ihrer orientalischen Reise ein strotzend volles Tagebuch mitgebracht, von dem ich mit Vergnügen etwas erwarte."

Die Leipziger Modezeitung beeilte sich ein Porträt „des geschätzten Autors" zu bringen und eines Tages stellte sich mir ein schmächtiger junger Mann mit blassen sanften Gesichtszügen als der seinen Verlag eben begonnen habende Buchhändler Adolf Krabbe vor und machte mir, sowohl für die damalige Zeit, als auch für meinen immerhin noch nicht sehr bekannten Namen glänzende Vorschläge für die Herausgabe meiner orientalischen Reise. Auch erbot er sich sogleich ein Buch von mir zu drucken und zwar die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden", welche im Morgenblatte erschienen waren und die zugleich mit der phantastischen Erzählung „Vier Könige" ein artiges Bändchen gaben. Mein erstes unsterbliches Werk erschien im Jahre des Heils 1841. Adolf Krabbe blieb seitdem über dreißig Jahre nicht nur mein Verleger, sondern auch bis zu seinem vor einem Jahre erfolgten Tode stets ein guter Berather und Freund, auch so

anhänglich und uneigennützig, wie es ein Verleger nur sein kann, ja sogar nicht ohne einen Anflug von Dankbarkeit, und selbst anerkennend, daß er sein hübsches Vermögen großen Theils durch meine Schriften erworben habe.

Unterdessen war der König Wilhelm zurückgekehrt, hatte sich die angekommenen arabischen Pferde vorführen lassen, dabei freudig ausgerufen: „die sehen ja so vortrefflich aus, als wenn sie von meinen Gestüten hereinkämen," und Tags darauf erhielt ich ein Schreiben von dem damaligen Oberststallmeister, Freiherr von Maucler, mit der Weisung, ihn zu besuchen, worauf er mir als Anerkennung Seiner Majestät einen schönen werthvollen Brillantring übergab und mir zugleich Tag und Stunde bestimmte, um den persönlichen Dank des Königs zu empfangen — eine Audienz bei Seiner Majestät! — ob mir schwindelte! — und ob ich nicht etwas verzagt meine Garderobe musterte, die leider keinen schwarzen Frack aufwies, glücklicherweise aber ein ähnliches Kleidungsstück, einen sogenannten Reitrock von brauner Farbe, in dem ich mich gar nicht übel ausnahm. So auf's Beste geschmückt, auch mit tadellosen Handschuhen versehen, begab ich mich pünktlich zu der angegebenen Stunde in das sogenannte Fahnenzimmer der Residenz, wo mich ein königlicher Kammerdiener in hellblauem mit Silber gesticktem Rocke empfieng und, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Uhr über der Thür geworfen, Seiner Majestät meldete.

Der König stand in Civilkleidern am Fenster und wandte sich, nachdem ich unter tiefen Bücklingen eingetreten, rasch und freundlich gegen mich, dankte in herzlichen Worten für die Sorgfalt, die ich seinen Pferden bewiesen und sagte dann auf einen jungen Mann, der neben ihm stand, deutend: er habe schon durch seinen Schwiegersohn, den Grafen Neipperg, mit Vergnügen erfahren, wie sehr seine Pferde bei Kennern in Mailand gefallen. Auch ohne Nennung des Namens würde ich den Grafen Alfred an einer auffallenden Aehnlichkeit mit seinem Bruder Gustav sogleich erkannt haben; dasselbe schöne, vornehme Gesicht, bei diesem nur ernster als bei jenem, dieselben lichten klaren Augen, dasselbe eigenthümlich blonde, krause Haar. Graf Alfred stand neben einem Sessel, auf dem seine Gemahlin, Prinzessin Marie saß, und auch diese redete mich lieb und freundlich an, forschte nach dem Befinden Taubenheim's, unseres verehrten Reisechefs, und that einige Fragen in Betreff des heiligen Landes und Jerusalems. Sie war eine liebliche, zarte Erscheinung, mit guten seelenvollen Augen, die denen des Königs sehr ähnlich sahen, sie war im höchsten Grade anmuthig, und wenn sie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme sprach, so spielte ein bezauberndes Lächeln um ihre feinen Lippen. Ihren Vater liebte sie schwärmerisch, und wenn sie ihn, was häufig geschah, anhaltend betrachtete, so erwärmte sich sichtbar der Ausdruck ihrer Züge. Sie war die älteste Tochter des Königs

und ihre Verbindung mit dem schönen Grafen eine Neigungsheirath, die nur nach langen Kämpfen zu Stande kam, denn, wenn auch Graf Alfred Neipperg, Sohn des Grafen Adalbert Neipperg, Gemahls der Frau des ersten Napoleon, der Erzherzogin Marie Luise, Majoratsherr eines, wie schon früher bemerkt, sehr vornehmen Hauses war, so schien er doch einer königlichen Prinzessin nicht ebenbürtig. Die Liebe aber hatte alle diese Schwierigkeiten besiegt, und Prinzessin Marie von Württemberg war Gräfin Neipperg geworden, ihr aber das Prädikat „Königliche Hoheit" geblieben. Nachdem ich, Seiner Majestät nochmals verbindlich dankend, auf's freundlichste entlassen war, trat ich in das Fahnenzimmer zurück, wohin mir Graf Neipperg sogleich nachfolgte, mir, von dem ihm sein Bruder Gustav so viel Liebes und Gutes geschrieben, herzlichst die Hand gab und mir sagte: Ich solle ihn, so oft als ich wolle, besuchen und sei er stets zwischen drei und fünf Uhr zu Hause anzutreffen.

Daß ich das königliche Schloß unter einem sehr glücklichen, ja gehobenen Gefühle verließ, wer möchte mir das übel nehmen? War doch kaum ein Jahr vergangen, seit ich, ein mittelloser, gänzlich unbekannter junger Mensch, hier in Stuttgart angekommen war, nicht wissend, wie sich meine Zukunft gestalten würde, und nun dieser plötzliche Umschwung, das kostbare Geschenk des Königs in der Tasche, seinen freundlichen Dank im Herzen und das Bewußtsein, vielleicht eine

Der König stand in Civilkleidern am Fenster und wandte sich, nachdem ich unter tiefen Bücklingen eingetreten, rasch und freundlich gegen mich, dankte in herzlichen Worten für die Sorgfalt, die ich seinen Pferden bewiesen und sagte dann auf einen jungen Mann, der neben ihm stand, deutend: er habe schon durch seinen Schwiegersohn, den Grafen Neipperg, mit Vergnügen erfahren, wie sehr seine Pferde bei Kennern in Mailand gefallen. Auch ohne Nennung des Namens würde ich den Grafen Alfred an einer auffallenden Aehnlichkeit mit seinem Bruder Gustav sogleich erkannt haben; dasselbe schöne, vornehme Gesicht, bei diesem nur ernster als bei jenem, dieselben lichten klaren Augen, dasselbe eigenthümlich blonde, krause Haar. Graf Alfred stand neben einem Sessel, auf dem seine Gemahlin, Prinzessin Marie saß, und auch diese redete mich lieb und freundlich an, forschte nach dem Befinden Taubenheim's, unseres verehrten Reisechefs, und that einige Fragen in Betreff des heiligen Landes und Jerusalems. Sie war eine liebliche, zarte Erscheinung, mit guten seelenvollen Augen, die denen des Königs sehr ähnlich sahen, sie war im höchsten Grade anmuthig, und wenn sie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme sprach, so spielte ein bezauberndes Lächeln um ihre feinen Lippen. Ihren Vater liebte sie schwärmerisch, und wenn sie ihn, was häufig geschah, anhaltend betrachtete, so erwärmte sich sichtbar der Ausdruck ihrer Züge. Sie war die älteste Tochter des Königs

und ihre Verbindung mit dem schönen Grafen eine Neigungsheirath, die nur nach langen Kämpfen zu Stande kam, denn, wenn auch Graf Alfred Neipperg, Sohn des Grafen Adalbert Neipperg, Gemahls der Frau des ersten Napoleon, der Erzherzogin Marie Luise, Majoratsherr eines, wie schon früher bemerkt, sehr vornehmen Hauses war, so schien er doch einer königlichen Prinzessin nicht ebenbürtig. Die Liebe aber hatte alle diese Schwierigkeiten besiegt, und Prinzessin Marie von Württemberg war Gräfin Neipperg geworden, ihr aber das Prädikat „Königliche Hoheit" geblieben. Nachdem ich, Seiner Majestät nochmals verbindlich dankend, auf's freundlichste entlassen war, trat ich in das Fahnenzimmer zurück, wohin mir Graf Neipperg sogleich nachfolgte, mir, von dem ihm sein Bruder Gustav so viel Liebes und Gutes geschrieben, herzlichst die Hand gab und mir sagte: Ich solle ihn, so oft als ich wolle, besuchen und sei er stets zwischen drei und fünf Uhr zu Hause anzutreffen.

Daß ich das königliche Schloß unter einem sehr glücklichen, ja gehobenen Gefühle verließ, wer möchte mir das übel nehmen? War doch kaum ein Jahr vergangen, seit ich, ein mittelloser, gänzlich unbekannter junger Mensch, hier in Stuttgart angekommen war, nicht wissend, wie sich meine Zukunft gestalten würde, und nun dieser plötzliche Umschwung, das kostbare Geschenk des Königs in der Tasche, seinen freundlichen Dank im Herzen und das Bewußtsein, vielleicht eine

Schriftstellerlaufbahn vor mir zu haben, die, wenn sie mich auch nicht zum berühmten Manne machte, doch meine Zukunft bei bescheidenen Ansprüchen sicherte! —

Ich mußte lachen, als ich an dem Theatergebäude, wo ich noch vor Kurzem zu meinem Privatvergnügen im Chor mitgesungen und als Fortinbras so glänzend durchgefallen war, vorüberschritt. Die aufziehende Wachparade spielte gerade den Priesterchor aus Norma, den ich zuletzt im Hafen von Marmarizza an der kleinasiatischen Küste von der Musikbande eines englischen Linienschiffes spielen gehört, und dessen Klänge mir meinen ersten Theaterbesuch hier in Erinnerung brachten, wo mich das gute Rickele von Gundelsheim darauf aufmerksam gemacht: „wie sich der Mond verschlupfe" — — welcher Umschwung des Glücksrades!

Vor allen Dingen suchte ich mir nun eine anständige Wohnung und fand sie im Parterre eines Hauses in der Kanzleistraße, wo ich mich behaglich, ja fast elegant einrichtete; natürlich durfte ein breiter türkischer Divan als morgenländische Erinnerung nicht fehlen, sowie ein großer Lehnstuhl, einige Sessel, alles mit schönem rothgeblümtem Zitz überzogen, dazu ein Schreibtisch, kurz Alles, was zu einer Garçonwohnungseinrichtung gehört; dann ordnete ich meine Waffen und Pfeifen, verzierte die Wände nach Junggesellengeschmack, mit Lithographien von zweifelhaftem Werthe und noch zweifelhafteren meistens weiblichen Figuren, stellte dazu passende

Gipsstatuetten auf, die ich billig in Mailand gekauft, schaffte das nöthige Handwerkszeug, Papier, Federn und Tinte an und forschte nach meinem ehemaligen Schreiber Lindner, der auch so freundlich war, mir die Morgenstunden, die ihm der Theaterdienst frei ließ, zu widmen.

Ich begann damit, meine Tagebücher zu ordnen, um aus ihnen, sowie dem schon Gedruckten in der „Allgemeinen Zeitung" und dem „Morgenblatt" meine orientalische Reise zu schreiben.

Rasch erweiterte sich auch der Kreis meiner Bekannten, ich erhielt nicht nur Zutritt in guten bürgerlichen Familien, sondern war auch in adeligen Häusern gern gesehen, wo mich theils Taubenheim, der unterdessen gleichfalls zurückgekehrt war, einführte, sowie auch Moritz, dem ich unter anderem die Bekanntschaft des Grafen Alexander von Württemberg verdankte, der, eine poetisch angelegte, ritterliche, liebenswürdige Natur, vor Kurzem seine „Lieder des Sturms" herausgegeben hatte. Er wohnte Sommers auf seinem reizenden Landhause Serach bei Eßlingen, und dort, sowie Winters in seinem Hause in der Stadt, hatte ich Gelegenheit hochinteressante und berühmte Leute, Justinus Kerner, Lenau, Emma von Niendorf und Andere nicht nur kennen zu lernen, sondern auch mit Ihnen in bleibenden Verkehr zu treten.

Serach, das Landhaus des Grafen Alexander, damals noch ein anspruchsloser, aber behaglicher Bau auf der Höhe

des Berges, wundervoll einsam gelegen, hatte für mich etwas ungemein Anziehendes, und betrachtete ich es schon damals als das Höchstzuerreichende, so oder ähnlich einmal wohnen zu können, an weiten Fenstern zu sitzen, die auf irgend ein stilles Thal giengen, oder am Bergabhange unter breitästigen Buchen und Tannen zu lagern, vielleicht dabei das Murmeln einer Quelle zu hören und dem Weih zuzuschauen, wie er hoch in der Luft seine stillen Kreise zog. — —

In Serach war es außerordentlich gemüthlich, Wirth und Wirthin von einer wohlthuenden, ungezwungenen Freundlichkeit. Die nicht zu großen traulichen Zimmer, Waffen und Jagdgeräthschaften an den Wänden und in schmucklosen Rahmen die bekannten Kupferstiche Riedingers, hohe und niedere Jagd betreffend; draußen lagen die mächtigen Hunde des Grafen, oder begleiteten sie ihn in wilden Sprüngen, wenn er uns in Joppe und Jägerhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder gegen Eßlingen entgegengeritten kam, dann zeigte er uns sein kleines Anwesen, die Verbesserungen, die er angebracht, neue Pflanzungen, und mit großem Stolze einen Felsblock, den er, mit sammt den Alpenrosen die auf ihm wuchsen, hatte kommen lassen; beim Mittagessen aber bereitete er einen vortrefflichen Salat, den er aus zwölf bis sechzehn Kräutern und Stauden selbst zusammen gesucht hatte.

Wie schmerzlich hat es mich in späteren Jahren oft berührt, wenn ich hier vorüberkommend das traulich einsame

Anweſen ſo verändert, vergrößert, erweitert, glänzend verſchönert und deßhalb in ſeiner Behaglichkeit zerſtört wiederſah; neben neuen großartigen Gebäuden wurde die ehemalige Wohnung des Grafen mit dem einfachen Giebel, an dem ein mächtiges Hirſchgeweih prangte, kaum noch bemerkt; breiter Weg und große Lichtungen hatten die ſchattige Einſamkeit vertrieben und ein neues und anderes Geſchlecht neues und anderes Leben hier hervorgerufen.

Und doch würde es mich noch trauriger ſtimmen, wenn ich das alte Serach wieder gefunden hätte, ohne eine alte wohlthuende, freundliche Erinnerung an die alten Bekannten und lieben Geſichter, den Hausherrn und die blendend ſchöne Hausfrau mit den lieblichen Kindern. Ach! und dies Familienleben hat das herbe Schickſal ſo grauſam zerſtört! Ich werde ſpäter erzählen, wie ich den Grafen Alexander nach vielen Leiden, Täuſchungen, ja Entbehrungen ſterbend in Florenz wiederſah; dann nach ſeinem Tode fielen die ſchon früher gelockerten Familienbande gänzlich auseinander; die Gräfin verheirathete ſich wieder, ebenſo die älteſte Tochter, die zweite gieng in's Kloſter und von den beiden Söhnen, talentvollen und ſchönen jungen Männern mit dem ſtolzen Namen Grafen von Württemberg, iſt der jüngere kürzlich unbemerkt geſtorben, während der ältere heute noch als Liederkomponiſt in Wien lebt.

Das ganze Leben des Grafen Alexander hätte Stoff zu einem düſteren Roman gegeben, ſein Ringen auf der Höhe

seiner gesellschaftlichen Stellung zu bleiben, wozu doch die Mittel nirgends ausreichten, das Unglück, dem königlichen Hause nahe verwandt zu sein und doch dieser Verwandtschaft nicht gerecht werden zu können, dazu manche Schatten, hervorgerufen durch den heiteren lebenslustigen Sinn der weit jüngeren Gräfin.

Wie so Vieles, was ich in der Schule des Lebens kennen gelernt, so steht auch dieses glänzende Elend eines mittellosen aber vornehmen Hauses noch deutlich vor mir und ich vergesse nie das peinliche Gefühl, das es uns, den Gästen, später oft verursachte, die Dienerschaft mürrisch, ja widerwillig jeden Befehl ausführen zu sehen.

Im Gasthofe zum König von England, wo ich bei meiner Rückkehr abgestiegen war und Mittags, auch meistens Abends mit Moritz und andern Bekannten speiste, war ich dem wackeren Wirthe, Herrn Schwaderer, einem braven und jovialen Manne, ein so lieber und gern gesehener Gast, daß es mich später in Verlegenheit brachte, weil es unmöglich war, von ihm eine regelmäßige Rechnung zu bekommen und ich deßhalb eines schönen Tages vor einem tüchtig angeschwollenen Conto stand; doch kümmerte uns das Beide äußerst wenig und ich führe es nur zum Beweise an, wie leicht es schon damals in Stuttgart war, in Schulden zu gerathen, auch danke ich dem guten alten Herrn mit dem weißen borstigen Haar noch heute für seine Zuvorkommenheit,

mit der er uns schmunzelnd die besten Speisen, die feinsten Weine anpries, wobei es seine stehende Redensart war: „laissez-moi faire“ und verdanke ich dem gastlichen Hause viele schöne und in mancher Hinsicht genußreiche Stunden. Was damals von ausgezeichneten Leuten nach Stuttgart kam, Schriftsteller, Dichter, Musiker, dramatische Künstler und Künstlerinnen, wohnte im Könige von England oder vermehrte wenigstens unsere tägliche und oftmals sehr heitere Tafelrunde.

Hier lernte ich auch den schon damals bekannten Maler Gegenbauer kennen, berühmt geworden durch seine herrlichen Fresken aus der württembergischen Geschichte, die er im königlichen Residenzschlosse geschaffen hat; lange, lange Jahre bis zu seinem Tode bin ich mit ihm in möglichst engem Verkehr geblieben und war er mir stets ein lieber und wohlwollender Freund; meistens spielten wir nach Tisch alla morra um eine Tasse Kaffee; auch machte mich hier Moritz gleich am ersten Tage mit einem blassen, jungen Manne bekannt, dessen hellblondes sorgsam gekräuseltes Haar eine gut angelegte Stirne bedeckte und der, ohne hübsch zu sein, intelligente Züge hatte. Es war ein neu engagirter Schauspieler, ein angehender junger Liebhaber, Feodor Löwe, der hier erst seine künstlerische Laufbahn beginnen sollte.

Moritz, der, wie man bereits an mir gesehen hat, Lust und Talent zum Protegiren hatte, auch nicht leicht nachließ,

wo er einmal seinen Hebel ansetzte, hatte sich vorgenommen, aus dem jungen Löwe einen guten Schauspieler und ein sehr brauchbares Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters zu machen, welch' Letzteres ihm auch gelang; Löwe, gesellschaftlich und literarisch durch und durch gebildet, sehr fleißig, hatte einen ausgesprochen guten Geschmack für Costüm und Charaktermasken jeder Art, und war deßhalb trotz seiner Größe stets eine angenehme, meistens historisch richtige, häufig auch malerisch hübsche Erscheinung. Wie Moritz für ihn und er für Moritz sorgte, habe ich in meiner humoristischen Skizze: „In Scene setzen" benutzt und beschäftigte sich in der That die Sorge seines Regisseurs und Freundes auf's peinlichste damit, seinem Schützlinge möglichst gute Rollen zuzuwenden, ihn in Costümen dem Publikum auf's vortheilhafteste vorzuführen und — das war die Schattenseite dieser Art von Protektion — jede Vergleichung mit begabteren Künstlern fern zu halten. Löwe, der ein anerkennungswerthes poetisches Talent besaß und auch ein paar Gedichtsammlungen veröffentlicht hat, die des Guten und Schönen viel enthalten, hatte auch in Stuttgart seinen guten Weg gemacht, kam allmählig in den Besitz der Rollen eines ersten Charakterliebhabers, wurde Regisseur, heirathete eine Schwester der Fräulein von Stubenrauch und war bis zum Tode König Wilhelms eine durch diese Beziehungen mächtige Person bei dem königlichen Hoftheater. Neben guten Eigenschaften war

er übrigens genug auf sich selbst bedacht, um Freunde, deren Stellung zweifelhaft geworden war, in gewissen Kreisen zu verläugnen, wenigstens im Umgang mit ihnen äußerst vorsichtig zu sein, wie selbst Moritz und ich in späteren Zeiten erfahren mußten.

Zu jener Zeit kam Thorwaldsen nach Stuttgart und wurde von König Wilhelm und von der Stadt mit großen Ehren empfangen und bewirthet; er wohnte im König von England, wo ihm stets eine königliche Hofequipage zur Verfügung stand und von wo er auch in einem Viererzuge zu weiteren Touren, zum Beispiel nach Hohenheim und über die königlichen Gestüte abgeholt wurde. Auch veranstaltete ihm der König ein großes Bankett in den Räumen des Cannstatter Cursaales, zu welchem, obgleich Seine Majestät, gemäß damaliger Etikette, nicht daran Theil nahm, sämmtliche Minister befohlen wurden, wobei die artige Geschichte vorfiel, daß der Finanzminister von Herdegen besorgt einen Kollegen fragte: „Aber was kann man denn eigentlich mit einem solchen Manne reden?“ Thorwaldsen, der kein Deutsch sprach, soll damals einen schwunghaften Toast mit einem dreimaligen Neigen des Hauptes und dreimaligem merci beantwortet haben.

Am Tage darauf gab ihm die Stadt, sowie die Kunstschuldirektion, ein Fest auf der Silberburg, und wurde der Altmeister nach Beendigung desselben gegen Mitternacht unter fortwährendem Jubel zahlreich herbeigeströmter Zuschauer mit

Fackelbegleitung junger Kunstgenossen nach seiner Wohnung zurückbegleitet, ihm vorher aber noch vor dem Denkmale Schiller's eine großartige Ovation gebracht.

Ob er damals, wie früher schon in den zwanziger Jahren geschehen, den gleichfalls hochberühmten Bildhauer Dannecker besuchte, weiß ich nicht genau anzugeben, glaube es aber kaum, weil Dannecker zu dieser Zeit schon 83 Jahre alt war und vollkommen zurückgezogen lebte. Auch hieß es, er sei kindisch geworden, was aber, wie mir sein Schüler, der gleichfalls rühmlichst bekannt gewordene Bildhauer Professor Wagner, versicherte, durchaus nicht der Fall war und sich wohl mit durch den Umstand verbreitet hatte, daß Dannecker, der seine Wohnung nicht mehr verließ, dort mit einer eigenthümlichen Unruhe und Lebendigkeit unter den Abgüssen seiner eigenen Meisterwerke, sowie der Antiken verkehrte, wie ich selbst noch gesehen habe. Dort schritt er betrachtend, auch wohl an einem Glase mit Wein nippend, durch den Saal, der seine Sammlungen enthielt, sowie durch die anstoßenden Ateliers, Sommers in einer kurzen hellen Jacke, ein Sammetkäppchen auf dem weißen Haar. Häufig erschien er auch, freudig gestikulirend, am Fenster seines im ersten Stock gelegenen Eßzimmers, wenn die Wachparade aufzog und ein befreundeter Offizier, Oberst von Hayn, einen von Dannecker besonders geliebten Marsch spielen ließ. Daß ihm seine berühmte Schillerbüste schließlich weggenommen

werden mußte, weil er am Hinterkopfe gar zu rücksichtslos fortarbeitete, ist allerdings wahr, doch hatte sich der alte Herr in den Kopf gesetzt, daß wallende Locken für einen so ernsten Denker doch wohl nicht recht passend seien, weßhalb er sie in schlichteres Haar umwandeln wollte.

Das Jahr 1841 war für Stuttgart überhaupt reich an großen Ereignissen und wurde am 27. September, dem Geburtstage König Wilhelms, das 25jährige Jubiläum einer segensreichen und für das Volk glücklichen Regierung in einer ganz außerordentlich glänzenden Weise unter Betheiligung von Deputationen des ganzen Landes gefeiert. Stuttgart war bis in seine entlegensten Straßen verziert, wie ich es später nie mehr gesehen habe, und jedes einzelne Haus zeigte irgend einen Schmuck in Blumen, Früchten, Kränzen, Laubwerk, bunten Tüchern, Fahnen, Gemälden und Bildhauerarbeit, besonders in Porträts, Büsten und Namenszügen des Königs. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete die Enthüllung des Modells zur Festsäule, wie sie später in Granit ausgeführt wurde, auf dem äußeren Schloßplatze, und daran anschließend der Festzug des ganzen Württembergerlandes, Abordnungen, Deputationen, Repräsentationen aus alter und neuer Geschichte, Kunst und Gewerbe aus jedem Oberamte, aus jeder größeren und kleineren Stadt, zu Fuß, zu Pferd und auf geschmückten Wagen, jeder Einzelne ächt und schön costümirt, jede Gruppe kunstvoll und sinnreich zusammengestellt.

An dem Zuge selbst mögen an 30,000 Menschen Theil genommen haben und gegen 100,000 Nichteinheimische an diesem Festtage in Stuttgart gewesen sein.

Von jeher hat es mir Vergnügen gemacht, Freunde bei mir zu sehen und Bekannten einen vergnügten Abend zu bereiten, weßhalb ich auch, sobald ich eingerichtet war, meine bescheidenen Salons in der Kanzleistraße eröffnete und mindestens einmal in der Woche Gäste empfieng, wo bei Thee und Butterbrod oder einem Glase Bier oder Wein geplaudert, gescherzt und gelacht wurde. Hier fanden sich nach und nach die eigenthümlichsten Elemente zusammen und war es damals in Stuttgart wohl der einzige neutrale Grund, auf dem sich die verschiedenartigsten Gesellschaftsschichten begegneten. Kamen doch Schriftsteller, Musiker, Dichter und Schauspieler, auch wenn sie sich nur ein paar Tage in Stuttgart aufhielten, zu mir; Einer brachte den Andern, und da ich auch unter dem Adel und der Diplomatie Bekannte hatte, so sah ich auch aus diesen Kreisen Manchen von altem und gutem Namen: die Fürsten von Hohenlohe, den Prinzen Napoleon, Graf Crouvelli, der als österreichischer Botschafter in Rom starb, Graf Bentivoglio, einen Nachkommen König Enzio's, ein Bild vollendeter männlicher Schönheit, Neipperg, Taubenheim; von der jüngeren Generation die Freiherren von Wimpfen, die aber später zu den Bestandtheilen eines anderen Kreises gehörten, von dem ich seiner Zeit erzählen werde.

Wie viele von Allen denen, die zu jener Zeit auf dem breiten Divan ihren Tschibuk oder Nargileh rauchten, oder unter der gewissen roth leuchtenden Lampe ihren Thee tranken, sind indessen schon gestorben, andere verdorben, verschollen, überallhin zerstreut! Und wenn ich heute, wie zuweilen geschieht, an jener Parterrewohnung vorübergehe und dort ein einsames Licht brennen sehe, so kommt die Erinnerung an jene heiteren glücklichen Abende oft mit tiefer Wehmuth über mich, den unterdessen auch alt Gewordenen. Das sind noch dieselben Zimmer, die gleiche Hausthüre, zu der wir ein- und ausgiengen, Alles ist in dieser Straße unverändert geblieben und nur die Genossen jener Zeit sind so ganz, ganz anders geworden, wenn man sie nicht unterdessen in Ost und West zur Ruhe gelegt hat.

In jener Zeit lernte ich auch einen bedeutenden Künstler kennen, mit dem ich von damals bis heute in engster Freundschaft geblieben bin, den Maler Karl Müller, Sohn und Enkel der berühmten Kupferstecher, der nach jahrelangem Aufenthalt in Rom zur Heimath zurückkam und hier einige Bilder malte, die großes Aufsehen machten. Schüler von Ingres in Paris, zeichnete er wundervoll und seine Skizzen, auch aus der gegenwärtigen Zeit, sind von einer Feinheit und Eleganz, wie ich sie selten bei einem Künstler gesehen habe; dabei war er von gutem, treuem, liebenswürdigem Charakter, bis zur Aufopferung gefällig, kurz von den Menschen,

die uns im Leben begegnen, einer der Wenigen, von denen man sagen konnte, daß sie uns nie getäuscht, daß wir in ihrem Wesen niemals eine auch nur zweifelhafte Falte entdeckt; selbst seine Fehler, wenn man sie so nennen will, seine leicht aufbrausende Heftigkeit, waren für seine Freunde meistens ergötzlich, nie verletzend, ebenso wie sein oft komisch ausgedrückter Kummer darüber, daß er Müller heiße, dieses entsetzliche Schicksal für einen Künstler, zwischen Hunderttausenden von anderen Müllern unterzugehen. Und doch ist er nichts weniger als untergegangen, und wenn von seinen zahllosen und vortrefflichen Zeichnungen, schönen Entwürfen und Bildern nur sein großes, berühmt gewordenes Gemälde, „das Oktoberfest in der Villa Borghese bei Rom“ auf dem Landsitz des Königs Karl von Württemberg bei Stuttgart, übrig geblieben wäre, so würde das den Namen des Meisters Karl Müller für alle Zeiten unvergessen machen. Begreiflicherweise gehörte auch er damals zu unserem heiteren Kreise, von welchem ich noch eine ergötzliche Karrikatur von seiner Hand bewahre, in welchem Genre er gleichfalls ausgezeichnet war.

Wenn ich bis jetzt das Haus meines verehrten Freundes, des Grafen Alfred Neipperg, noch nicht weiter erwähnte, so geschah es, um mir das Beste bis zuletzt aufzuheben. Wie ehrenvoll war sein und der Prinzessin Marie Wohlwollen für mich, wie viel Schönes habe ich Beider Güte zu verdanken! Wurde ich doch gleich von Anfang an, Dank der Empfeh-

lung seines Bruders Gustav, von dem Grafen Alfred nicht als fremdbleibender Besucher, sondern in gewisser Beziehung als Hausgenosse betrachtet; zu jeder Zeit wurde ich bei ihm vorgelassen, saß dann stundenlang mit ihm plaudernd und die vortrefflichsten Cigarren rauchend Winters an seinem hohen Kamin, in welchem mächtige Holzklötze loderten, und wenn gegen Abend die Zeit herankam, wo er zur königlichen Tafel seine Generalsuniform anzog, mußte ich meistens sitzen bleiben und die Prinzessin erwarten, deren gewinnende, sich stets gleich bleibende Freundlichkeit mich ihren hohen Rang vergessen ließ, und lernte ich dabei, was für meine späteren Geschichten von großem Nutzen war, wie natürlich, ungezwungen und selbst in harmlosen Scherzen sich auch die höchsten Personen, wenn sie, wie hier voll Geist, voll tiefen Gefühls und warmen Herzens sind, zu unterhalten vermögen.

Graf Alfred Neipperg war als Majoratsherr der Familie in den Besitz schöner, in der Nähe von Heilbronn gelegener Güter getreten, die allerdings unter Verwaltung von Pächtern ziemlich heruntergekommen waren, und die er sich nun bemühte durch zweckmäßige Bewirthschaftung, Herstellung der fehlenden oder verfallenen Gebäulichkeiten, besonders aber durch Waldkulturen, auf weit ausgedehnten, dürftig bewachsenen Flächen in die Höhe zu bringen, was ihm auch vortrefflich gelang. Er besaß dort bei dem Flecken Schweigern eine herrschaftliche Wohnung, langgestreckte einstöckige, allerdings reich,

elegant und dabei wohnlich eingerichtete Gebäude, begreiflicherweise das Schloß genannt, ohne diesen Namen zu rechtfertigen; prachtvoll aber war der Park, der dazu gehörte, besonders aber die Gartenanlagen, mit ausgedehnter Obst- und Blumenzucht, und war namentlich die Letztere eine ganz besondere Liebhaberei des Grafen, für welche er keine Kosten sparte, und zeigten seine Beete, Winters seine zahlreichen Glashäuser, das Schönste und Kostbarste an fremdländischen Pflanzen und Blumen; er hatte einen ausgezeichneten Gärtner, bei dem, wie ich hier vorausgehend erwähnen will, ich eines Tages die Bekanntschaft von Ludwig Pfau machte, der damals noch ein ganz junger unbekannter Mensch, Gehilfe in der Gärtnerei seines Vaters zu Heilbronn war.

Das Schloß hatte eine ganze Reihe von Gastzimmern, jedes auf's behaglichste eingerichtet, zwischen dem Billardsaal und der Bibliothek, also zwischen leiblichen und geistigen Unterhaltungsräumen liegend, wohin hauptsächlich während des Winters Freunde des Hauses eingeladen wurden, um an den großen Treibjagden Theil zu nehmen, deren Reviere von dem Grafen Alfred, der ein ausgezeichneter unermüdlicher Jäger war, auf's sorgfältigste gehegt, gepflegt und geschont wurden und die unter die Besten des damals vor dem Jahre 1848 so wildreichen Schwabenlands gehörten.

Seine Bibliothek vermehrte er mit fast allem guten Neuen, was im Buchhandel erschien, und führte über die

Tausende von Bänden einen ganz eigenthümlich eingerichteten Katalog, der an Ausführlichkeit nichts, dagegen an rascher Uebersichtlichkeit Manches zu wünschen übrig ließ.

So groß durchweg in Allem der Charakter des Grafen auch angelegt war, so hatte er doch eine ungemeine Vorliebe für das Schematisiren, Systematisiren und eine fast kleinliche Sucht, alles strengstens nach Reih und Glied zu ordnen, und so eine allerdings in Manchem musterhafte Ordnung herzustellen, die aber, was seine Pflanzen und Blumen anbetraf, häufig in's Komische gieng, wie denn genaue Freunde von ihm behaupteten, daß diese Blumen, Pflanzen und Bücher ihm erst dann wirkliche Freude gewährten, nachdem er sie sauber mit eigener Hand katalogisirt habe.

Wenn das aber Eigenthümlichkeit genannt werden konnte, vielleicht auch Schatten, sowie seine rasch ausbrechende aber eben so rasch wieder verfliegende Heftigkeit, so verschwanden dieselben neben den vielen glänzenden und edeln Eigenschaften seines Charakters; er war von nobler und durchaus hochherziger Gesinnung, stolz, aber nicht hochmüthig, sparsam und doch wieder wohlwollend und freigebig, dabei allerdings unbeugsamen Willens, sowohl zum Guten als zum Schlimmen, und muß ich, um gerecht zu sein, unter Letzterem die oft schroffe Rücksichtslosigkeit hervorheben, mit welcher er sich gegenüber seiner hochgeborenen Gemahlin die vollkommenste und unabhängigste Freiheit des Handelns zu wahren suchte;

dagegen hielt er wieder strengstens auf die Würde des Hauses, duldete weder Nachlässigkeiten einerseits, noch Ueberschreitungen anderseits irgend welcher Art, selbst nicht von seinen ältesten und besten Freunden, war aber wiederum, was die Freundschaft selbst anbetraf, zuverlässig und unwandelbar, wie ich selbst erfahren habe.

Gleich in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens lud er mich ein, ihn nach Schweigern zu begleiten, und als ich dann mit ihm, dem Schwiegersohn des Königs, in seinem mit vier Postpferden bespannten Coupé, Bediente und Jäger hinten auf, dahin abfuhr und wir seine fast übergroßen Cigarren rauchten, mußte ich mir lachend gestehen, daß ich es doch in kurzer Zeit schon ziemlich weit gebracht habe. Von späteren ähnlichen Fahrten, die ich von da an häufig mit ihm machte, erinnere ich mich, wie ergötzlich, fast komisch, er nie etwas vergaß, was ihm einmal bemerkenswerth erschien, und wie er, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst seine Gedanken und Erinnerungen streng wie in einem Kataloge geordnet mit sich herumtrug. Bei irgend einem Triebe auf der Jagd war eine Rehgeis geschossen worden, für welches Vergehen er mich in Verdacht hatte. Bei dem Vorfall selbst aber fragte er nur ganz kurz: „Nicht wahr, Hack'" — so nannte er mich — „die Geis haben Sie geschossen?" was ich natürlicherweise auf's eifrigste verneinte; er sprach auch weiter nichts darüber, als bis wir das nächste Mal nach Schweigern

fahrend den Ort Bietigheim, wo wir umgespannt hatten, verließen und nach einigem Fahren die Ruinen seines Stammschlosses Neipperg vor uns sahen, wo er mich plötzlich wieder fragte: „Nicht wahr, Hack', die Geis haben Sie damals doch geschossen?“ welche Frage er von da ab stets genau an derselben Stelle that, so daß ich endlich, sobald wir die Burg Neipperg vor uns sahen, schon an mich halten mußte, um nicht zu lachen, oder auch wohl vorkehrend sagte: „Die Geis habe ich gewiß nicht geschossen.“

Dieses Schweigern nun war mir natürlich schnell lieb geworden mit seinem Parke, seinen Gärten, Winters mit seinen etwas flachen, schneebedeckten Umgebungen, mit seinen herrlichen Jagden, bei denen ich allerdings gestehen muß, daß für mich, der ich nie ein passionirter Jäger gewesen bin, der dazu gehörige Apparat, das Hinausfahren in nebeliger Morgendämmerung, das Gebell der Hunde, das Aufstellen der Treiber und Jäger, besonders aber jene Stunden der Einsamkeit, wo ich an prachtvollem, sonnendurchglänztem Wintertag lauschend an irgend einer Waldecke stand, nicht zu vergessen auch den Frühstückstrieb — so hieß die Ruhestunde um die Mittagszeit, wo im Walde ein opulentes Frühstück mit den feinsten Weinen servirt wurde — für mich weit angenehmer und interessanter war, als das Erlegen des Wildes selber. Ja zuweilen drückte ich mich unter irgend einem Vorwand an dem frühen Aufstehen vorbei, um später gemächlich nachzukommen,

dagegen hielt er wieder strengstens auf die Würde des Hauses, duldete weder Nachlässigkeiten einerseits, noch Ueberschreitungen anderseits irgend welcher Art, selbst nicht von seinen ältesten und besten Freunden, war aber wiederum, was die Freundschaft selbst anbetraf, zuverlässig und unwandelbar, wie ich selbst erfahren habe.

Gleich in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens lud er mich ein, ihn nach Schweigern zu begleiten, und als ich dann mit ihm, dem Schwiegersohn des Königs, in seinem mit vier Postpferden bespannten Coupé, Bediente und Jäger hinten auf, dahin abfuhr und wir seine fast übergroßen Cigarren rauchten, mußte ich mir lachend gestehen, daß ich es doch in kurzer Zeit schon ziemlich weit gebracht habe. Von späteren ähnlichen Fahrten, die ich von da an häufig mit ihm machte, erinnere ich mich, wie ergötzlich, fast komisch, er nie etwas vergaß, was ihm einmal bemerkenswerth erschien, und wie er, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst seine Gedanken und Erinnerungen streng wie in einem Kataloge geordnet mit sich herumtrug. Bei irgend einem Triebe auf der Jagd war eine Rehgeis geschossen worden, für welches Vergehen er mich in Verdacht hatte. Bei dem Vorfall selbst aber fragte er nur ganz kurz: „Nicht wahr, Hack'" — so nannte er mich — „die Geis haben Sie geschossen?" was ich natürlicherweise auf's eifrigste verneinte; er sprach auch weiter nichts darüber, als bis wir das nächste Mal nach Schweigern

fahrend den Ort Bietigheim, wo wir umgespannt hatten, verließen und nach einigem Fahren die Ruinen seines Stammschlosses Neipperg vor uns sahen, wo er mich plötzlich wieder fragte: „Nicht wahr, Hack', die Geis haben Sie damals doch geschossen?“ welche Frage er von da ab stets genau an derselben Stelle that, so daß ich endlich, sobald wir die Burg Neipperg vor uns sahen, schon an mich halten mußte, um nicht zu lachen, oder auch wohl vorkehrend sagte: „Die Geis habe ich gewiß nicht geschossen.“

Dieses Schweigern nun war mir natürlich schnell lieb geworden mit seinem Parke, seinen Gärten, Winters mit seinen etwas flachen, schneebedeckten Umgebungen, mit seinen herrlichen Jagden, bei denen ich allerdings gestehen muß, daß für mich, der ich nie ein passionirter Jäger gewesen bin, der dazu gehörige Apparat, das Hinausfahren in nebeliger Morgendämmerung, das Gebell der Hunde, das Aufstellen der Treiber und Jäger, besonders aber jene Stunden der Einsamkeit, wo ich an prachtvollem, sonnendurchglänztem Wintertag lauschend an irgend einer Waldecke stand, nicht zu vergessen auch den Frühstückstrieb — so hieß die Ruhestunde um die Mittagszeit, wo im Walde ein opulentes Frühstück mit den feinsten Weinen servirt wurde — für mich weit angenehmer und interessanter war, als das Erlegen des Wildes selber. Ja zuweilen drückte ich mich unter irgend einem Vorwand an dem frühen Aufstehen vorbei, um später gemächlich nachzukommen,

wobei ich mich eines ergötzlichen Vorfalls erinnere, als ich es wieder einmal so in Begleitung des Ministers Karl von Hügel that, der gleichfalls kein großer Nimrod war, und wir langsam dahinschlendernd endlich den Frühstücksplatz erreichten, um dort die übrige Gesellschaft zu erwarten, uns damit unterhielten, gegenseitig die Jagdhüte in die Höhe zu werfen, um darnach zu schießen. Fast aber hätte das Graf Alfred übel vermerkt, da er herbeieilend, um sich nach dem Schießen zu erkundigen, unsere Allotria bemerkte; von da ab wurde mein Aufstehen am Morgen insofern scharf kontrolirt, als er mich selbst weckte und alle Zwischenthüren offen stehen ließ, um beständig nach mir zu rufen.

Herrlich waren die Abende nach jenen Jagdpartien, wenn man so müde, durchfroren, häufig auch durchnäßt, oft nach stundenlanger Fahrt zurückkehrte und dann in ein sanft durchwärmtes Schlafzimmer kam, wo sich schon ein Diener befand, um sowohl beim Auskleiden als auch beim wieder Ankleiden behilflich zu sein; denn zum Diner um sechs Uhr wurde sorgfältig Toilette gemacht, schon dem hohen Range der Gäste zu lieb, aus welchen meistens diese Jagdgesellschaften bestanden, worunter Freunde des Hauses, Fürsten, Grafen und Barone, auch hervorragende Mitglieder des diplomatischen Corps waren. Und daß das Menu selber sowie die Ausführung zu diesem ausgezeichneten Kreise paßte, muß ich heute noch gerührt erwähnen, denn Monsieur Mocechi, der

Koch des Grafen Neipperg, der ihn bei solchen Gelegenheiten stets nach Schweigern begleitete, war in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Künstler, wie sie leider heut zu Tage bei uns nicht mehr gefunden werden.

Alles das war für mich ein neues und fruchttragendes Kapitel im Lehrbuche meines Lebens, und wer meine „Namenlosen Geschichten" gelesen, wird sich gewiß einer Schilderung jener Tage und Abende erinnern.

Häufig im Frühjahre und Sommer war ich auch mit dem Grafen wochenlang allein in Schweigern, wo wir seine umliegenden Güter, Schlösser und neugepflanzten Waldungen abritten, auch wohl im Schweiß unseres Angesichts der Rebhühnerjagd oblagen, dann wieder bei Regenwetter lesend und rauchend stundenlang zu Hause saßen, oder die Gewächshäuser durchstrichen, und in solchen Tagen der Einsamkeit kam mir einstmals die Idee, die eigene romantische Liebes- und Heirathsgeschichte des Grafen, umwoben von der oft melancholischen Stille des großen Parkes, zu einem Märchen zu gestalten, was ich denn auch nach Stuttgart zurückgekehrt sogleich that; ich vergesse nie den Augenblick, wie ich ihm bald darauf, als wir wieder zusammen draußen waren, eine saubere Abschrift meines Märchens „Schloß Schweigern" übergab, wie er sich augenblicklich auf einen Sessel niederließ und meine Arbeit wohlgefällig lächelnd durchlas; ja sie hatte ihm ganz außerordentlich gefallen und gefiel auch später meinem Ver-

wobei ich mich eines ergötzlichen Vorfalls erinnere, als ich es wieder einmal so in Begleitung des Ministers Karl von Hügel that, der gleichfalls kein großer Nimrod war, und wir langsam dahinschlendernd endlich den Frühstücksplatz erreichten, um dort die übrige Gesellschaft zu erwarten, uns damit unterhielten, gegenseitig die Jagdhüte in die Höhe zu werfen, um darnach zu schießen. Fast aber hätte das Graf Alfred übel vermerkt, da er herbeieilend, um sich nach dem Schießen zu erkundigen, unsere Allotria bemerkte; von da ab wurde mein Aufstehen am Morgen insofern scharf kontrolirt, als er mich selbst weckte und alle Zwischenthüren offen stehen ließ, um beständig nach mir zu rufen.

Herrlich waren die Abende nach jenen Jagdpartien, wenn man so müde, durchfroren, häufig auch durchnäßt, oft nach stundenlanger Fahrt zurückkehrte und dann in ein sanft durchwärmtes Schlafzimmer kam, wo sich schon ein Diener befand, um sowohl beim Auskleiden als auch beim wieder Ankleiden behilflich zu sein; denn zum Diner um sechs Uhr wurde sorgfältig Toilette gemacht, schon dem hohen Range der Gäste zu lieb, aus welchen meistens diese Jagdgesellschaften bestanden, worunter Freunde des Hauses, Fürsten, Grafen und Barone, auch hervorragende Mitglieder des diplomatischen Corps waren. Und daß das Menu selber sowie die Ausführung zu diesem ausgezeichneten Kreise paßte, muß ich heute noch gerührt erwähnen, denn Monsieur Mocechi, der

Koch des Grafen Neipperg, der ihn bei solchen Gelegenheiten stets nach Schweigern begleitete, war in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Künstler, wie sie leider heut zu Tage bei uns nicht mehr gefunden werden.

Alles das war für mich ein neues und fruchttragendes Kapitel im Lehrbuche meines Lebens, und wer meine „Namenlosen Geschichten" gelesen, wird sich gewiß einer Schilderung jener Tage und Abende erinnern.

Häufig im Frühjahre und Sommer war ich auch mit dem Grafen wochenlang allein in Schweigern, wo wir seine umliegenden Güter, Schlösser und neugepflanzten Waldungen abritten, auch wohl im Schweiß unseres Angesichts der Rebhühnerjagd oblagen, dann wieder bei Regenwetter lesend und rauchend stundenlang zu Hause saßen, oder die Gewächshäuser durchstrichen, und in solchen Tagen der Einsamkeit kam mir einstmals die Idee, die eigene romantische Liebes- und Heirathsgeschichte des Grafen, umwoben von der oft melancholischen Stille des großen Parkes, zu einem Märchen zu gestalten, was ich denn auch nach Stuttgart zurückgekehrt sogleich that; ich vergesse nie den Augenblick, wie ich ihm bald darauf, als wir wieder zusammen draußen waren, eine saubere Abschrift meines Märchens „Schloß Schweigern" übergab, wie er sich augenblicklich auf einen Sessel niederließ und meine Arbeit wohlgefällig lächelnd durchlas; ja sie hatte ihm ganz außerordentlich gefallen und gefiel auch später meinem Ver-

leger Adolf Krabbe so wohl, daß ich mich daran machte, noch einige ähnliche Phantasieen zu schreiben und sie unter dem Titel Märchen, illustrirt von J. B. Zwecker, herauszugeben. Im Lauf der Jahre haben sie manche Auflage erlebt, sind wohl gelitten bei Alt und Jung, auch kürzlich noch mit neuen Bildern von Osterdinger herausgekommen, und ließ ich ihnen ein Jahr nach ihrem Erscheinen „den Pilgerzug nach Mekka", arabische Sagen und Märchen, folgen.

Auch die Prinzessin Marie, des Grafen Gemahlin, hielt sich Sommers zuweilen in Schweigern auf, natürlich mit großem Train von Hofdamen, Kammerfrauen, zahlreicher Dienerschaft und Equipagen; es stellten sich dann auch Besuche ein, oder es wurden Besuche in der Nachbarschaft gemacht, bei welcher Gelegenheit wir auch eines Tages nach Weinsberg fuhren, um Justinus Kerner zu besuchen; sein Augenleiden hatte damals schon angefangen und gab ihm Veranlassung, Mädchen und Frauen, besonders wenn sie hübsch waren, aus allernächster Nähe zu betrachten, was häufig freundlich gewährt, oft aber auch lachend abgewehrt wurde. Kerner war damals schon sehr wohlbeleibt, trug gewöhnlich einen langen schwarzen Rock, der Aehnlichkeit mit einem Talar oder einer Kutte hatte, redete Bekannte nie anders an, als: mein Lieber, mein Guter oder mein Bester, und war meistens von einer stillen gemüthlichen Heiterkeit, voll von Schwänken und und guten Einfällen. Das kleine Haus am Fuß der Weiber-

treu, wo Kerner wohnte, hatte etwas sehr Poetisches, aber auch etwas Ernstes und Melancholisches; die kleinen, dunklen Zimmer, das seltsame Klagen der Aeolsharfen, die Abbildung des Hausgeistes, wie er zuweilen erschienen sei, das große Buch der Kleckssographien, auf einander geriebene Tintenkleckse, die dadurch mannigfaltige abenteuerliche Gestaltungen annahmen, die Handschrift des Zufalls oder geheimnißvoll wirkender Elementargeister hier ganz passend im Element der Tinte, welche Kleckse oft die seltsamsten Teufelsfiguren bildeten, und von denen ich es nicht verschwören möchte, ob ihnen nicht hie und da nachgeholfen wurde. Dann trat uns, dicht am Hause stehend, der aus den Bauernkriegen furchtbar berühmt gewordene Thurm der Grafen von Helfenstein entgegen, von welchem diese mit ihren Freunden in die Spieße der unten harrenden Bauern gestürzt wurden; oben auf diesem Thurm eine Terrasse mit einem Fernrohr, das Justinus Kerner Besuchern eigenhändig irgendwo hinzurichten pflegte und dann sie auf einen leuchtenden Punkt aufmerksam machend sagte: „Das ist das Kreuz auf dem Grabe der Seherin von Prevorst.“ Unten im Hofe stand ein alter Fensterladen mit einer buntbemalten Figur, welche die Geige spielte, von der Kerner schmunzelnd sagte: „Das ist der Lenau“; bekanntlich war der unglückliche Dichter ein Virtuos auf der Violine und häufig wochenlang als Gast Kerner's in Weinsberg.

Die Erhaltung der malerischen Ruinen der alten Burg Weibertreu hat man wohl dem Justinus Kerner allein zu verdanken; denn nicht nur wandte er von seinem mäßigen Einkommen viel darauf, sondern wirkte und sammelte auch sonst unermüdlich, und wenn man heute die reinlich gehaltenen Mauern und Trümmer sieht, durch die sauber gepflegten Wege wandelt oder auf dem moosbewachsenen Stein sitzend ausruht, so erscheint einem unwillkürlich die ehrwürdige Gestalt des berühmten Dichters und vortrefflichen Arztes, von welch letzterem mir sein Sohn Theobald einige hier oben vorgefallene ergötzliche Geschichten erzählte. Auf dem Thurme wehte nämlich eine rothe Fahne, über deren Bedeutung sich einer jener oft so umständlich fragenden Besucher erkundigte, worauf ihm der Oberamtsarzt Doktor Justinus Kerner ernsthaft zur Antwort gab: „Ja sehen Sie, mein Bester, der Amtsbezirk ist so groß, daß ich den Leuten unmöglich gute Rathschläge in Betreff der Jahreszeit oder bei allenfalls ausgebrochenen Krankheiten persönlich ertheilen kann, und ziehe ich denn hier verschiedene Fahnen auf; roth bedeutet, daß geschröpft oder zu Ader gelassen werden soll; grün: daß Brechweinstein zu nehmen ist, und gelb: daß man es mit Rhabarber versuchen soll."

Mit Bezug auf die Legende, daß die Weiber von Weinsberg ihre Männer, um sie vom Tode zu erretten, als kostbarste Habe aus der belagerten Burg getragen, sieht man

heute noch an einer Mauernische von der Hand des Dichters geschrieben:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen;
Das war ein größeres Gewicht
Als ich mag sagen!“

Siebentes Kapitel.

Um- und Aufschwung.

Meine Reise in den Orient war unter dem Titel „Daguerreotypen" erschienen und hatte der umsichtige Verleger, besonders für Württemberg berechnet: „Reise des Baron von Taubenheim in den Orient," beigefügt und so den gefeierten Namen desselben meinem noch unbekannteren vorgesetzt, was von guter Wirkung war, denn Krabbe versicherte mich, das Buch gienge ganz ordentlich, und da man an dem, was ein nie zufriedenzustellender Verleger sagt, stets hundert Prozent zu addiren oder zu subtrahiren hat, so mußte das Buch einen außergewöhnlichen Absatz haben, wie das auch in der That der Fall war.

Unterdessen hatte ich meine Beziehungen zu Freunden und Bekannten bestens aufrecht erhalten, blieb durch Moritz und Fräulein von Stubenrauch mit dem Hoftheater in an-

genehmer Verbindung, wozu noch kam, daß der Chef desselben, Graf Leutrum, seinem ehemaligen Fortinbras, dem mittlerweile bekannt gewordenen Schriftsteller, der auch mitunter über die Kunst schrieb, einen Sperrsitz verlieh, den ich auch redlich ausnützte. Auch wurde mir, als gewesenem Mitglied der Bühne, der Zutritt hinter die Couliſſen gestattet, von welcher Erlaubniß ich nicht nur in den Zwiſchenakten Gebrauch machte, ſondern wo ich auch bei oft geſehenen Vorſtellungen ganze Abende zubrachte. Für mich eine höchſt intereſſante und lehrreiche Zeit, die ich mannigfach, ſpäter am bedeutendſten in meinem „Europäiſchen Sklavenleben" verwerthete. Das Leben und Treiben hinter den Couliſſen iſt für ſich ſelber eine Welt im Kleinen und kann nur aus eigener gründlicher Anſchauung ſtudiert werden, und habe ich mich jahrelang mit beſonderer Vorliebe dieſem höchſt angenehmen Studium hingegeben, auch ſpäter dort einen Faden angeknüpft, der nach und nach zu einem feſten mich durch das Leben begleitenden Bande geworden iſt; allerdings iſt dort oben eine Welt der Täuſchungen und vieles, was uns in trügeriſcher Helle reizend coſtümirt glänzend umflittert, als gediegenes Gold uns wünſchenswerth erſcheint, ſtellt ſich bei nüchternem Tageslicht ganz anders dar.

Meinen guten Neuburg, mit dem ich nach Stuttgart gekommen, ſah ich häufig, bis er nach ein paar Jahren die Stadt verließ und nach Augsburg gieng, von wo ich noch

hie und da Briefe von ihm erhielt; dann aber hörte ich nichts mehr von ihm und erfuhr erst später, daß er in seiner Vaterstadt Göttingen gestorben sei.

In früheren Jahren hatte man im Hoftheater Maskenbälle veranstaltet, die aber nach und nach aus Mangel an Theilnahme, wie es hieß, nicht mehr stattfanden, und meinte eines Tages Fräulein von Stubenrauch: „es wäre wohl wieder einmal eines neuen Versuches, bei dem sich auch der König einmal sehr amüsiren würde, werth" — und ich, der ich ja so oft von dem Kölner Karneval erzählt, sollte es unternehmen, ein paar maskirte Züge, Scenen und dergleichen zu arrangiren. Natürlich war ich gern dazu bereit, da ich mir Geschicklichkeit und Phantasie genug zutraute; es war allerdings mein erster derartiger Versuch, der aber ganz hübsch ausfiel und in dem wir eine allerdings bizarre Idee, die ich erdacht, ausführten, alle möglichen Thiere: Wolf, Schaf, Hund, Esel, ferner Kanarienvögel, Gans, Taube u. s. w. mit täuschend nachgemachten Köpfen und charakteristisch costümirt, tanzten mit Blumen in weiß und goldenen Töpfen, was ein höchst lebendiges, malerisches, etwas tolles Durcheinander gab. Theilnehmer an dieser Quadrille waren junge Leute aus den besten Häusern der Stadt; im Balletsaale wurde probirt, ja zuweilen auch zugesehen, wie die hübschen Tänzerinnen eine großartige Pantomime für denselben Zweck einstudirten, was natürlicherweise viel Gerede in der Stadt

gab, auch ließ ich die Requisiten zu meiner Quadrille von Leuten in den fertig gewordenen Thierköpfen offen und sichtbar in's Theater tragen, Costüme bei verschiedenen Schneidern machen, die auch nicht verfehlten, darüber zu plaudern; so kam es, daß, weil ziemlich lange vorher der Abend bestimmt war, an dem der Ball stattfinden sollte, drei Tage vor demselben schon eine solche Menge von Karten ausgegeben war, daß man mit dem Verkaufe einhalten mußte. Ich selbst führte als stattlicher Haushahn mit entsprechendem Kopf auf stolz gebogenem Halse und prachtvollem Schweife, sonst im Costüme eines gespreizten eitlen Kavaliers, mit Sporen und langem spitzen Degen, den Hut unter dem Arm, die Quadrille an und eröffnete sie durch ein äußerst majestätisches Krähen. Alle Welt amüsirte sich köstlich und der Erfolg des Balles, für den ich mich auch in dieser Richtung verbürgt hatte, war gesichert, und indem man noch lange von dem wirklich schönen Feste sprach, wurde auch mein Name häufig lobend und mit Anerkennung genannt. Soviel ich mich erinnere, war es der letzte Maskenball, der im Hoftheatergebäude gegeben worden ist und auf dem ich thätig war.

An Auber's Oper „Gustav oder der Maskenball" dagegen betheiligte ich mich fast bei jeder Aufführung, indem ich mich unter die Vermummten auf der Bühne mischte, auch wohl Züge oder einzelne Scenen arrangirte; so fuhr ich einstmals als Arlequino costümirt mit einem Schlitten, vor den

sechs Schimmel gespannt waren, allerdings nur travestirte Männer, über die Scene und warf dieses Fahrzeug, in welchem sich die schon genannten Grafen Croubelli und Bentivoglio als Pantalon und Trufaldin befanden, dicht vor dem Souffleurkasten, zum großen Ergötzen der Zuschauer, um.

Damals gehörte auch zu unserer Gesellschaft im „König von England" ein Apotheker Berg, älter als wir jungen Leute, ja selbst als Moritz, der uns doch um manche Jahre voraus war. Papa Berg, wie er von uns Allen genannt wurde, war ein tüchtiger Chemiker, sonst ein stiller ernster Mann, der aber, indem er bei uns sitzend ruhig seine verschiedenen Schoppen Wein trank, großes Gefallen an unsern lustigen Schwänken und Anekdoten hatte; mich, der ich ihn zuweilen in seinem Hause besuchte, mochte er ganz besonders leiden und sagte mir eines Tages, er habe die Idee gefaßt, Stuttgart mit Gas zu versehen — damals gab es nur ölbrennende Straßenlaternen — und möchte zum Geburtstage des Königs am 27. September Seiner Majestät gerne eine Probe davon im Foyer des Hoftheaters veranstalten, die ich vorstellen und nöthigenfalls erklären sollte.

Die Erlaubniß dazu hatte er von meinem hochverehrten Freunde Taubenheim erhalten, der nach der Pensionirung des früheren Hoftheaterchefs Grafen Leutrum die Führung der Intendanz zu seinem Posten als erster Stallmeister übernehmen mußte, bei welcher Gelegenheit Seine Majestät die

witzigen Worte sagte: „Der Pegasus hat meinen Intendanten abgeworfen, weßhalb ich die Zügel in die Hand meines besten Stallmeisters geben will."

Daß ich dem guten Papa Berg bei seiner Gasvorstellung recht gern nützlich sein wollte, verstand sich von selbst, hatte ich doch dabei die Aussicht, den König nochmals zu sehen, wahrscheinlich von ihm angeredet zu werden. Die Vorbereitungen für diese neue Art von Beleuchtung wurden auf dem Balkon vor dem Foyer getroffen, wobei auch ich nach besten Kräften und mit großem Interesse half; dünne Blechröhren wurden so versteckt als möglich im Innern des Saales angebracht, wo das Gas theils durch mit Epheuranken verzierte Wandarme leuchten sollte, theils in dem Kronleuchter in der Mitte, was alles natürlich recht provisorisch aussah; doch leuchtete unser Gas bei der Probe am Vorabend ziemlich weiß und klar, weßhalb ich denn am festlichen Abend in möglichst eleganter Toilette, doch nicht ohne einiges Herzklopfen der Vorstellung entgegensah. Die bestimmte Stunde schlug; rothe Lakaien öffneten die Flügelthüren, und als der König und die Königin, dem gesammten Hofstaate voraus, auf der Schwelle erschien, hörte ich sogleich an seinen freundlichen Worten: „Ah, wie hübsch!" daß ihm die blendende Helle gegenüber der früheren Kerzenbeleuchtung außerordentlich gefiel. Dann rauschte es heran und quoll herein, blendende Toiletten, gestickte Uniformen, blitzende Brillanten und wehende Federn,

Sterne und Orden durch alle Rubriken, und nachdem der König, mich sogleich wieder erkennend, äußerst wohlwollend mit mir sprach, sich auch in aller Kürze die Einrichtung erklären ließ, kassirte ich gleichfalls von vielen Andern eine ganze Summe von Anerkennungen für Papa Berg, der für solche Präsentationen selbst keine Neigung hatte und sich draußen auf dem Balkon versteckt hielt, ein. Folgen hatte übrigens diese Vorstellung für ihn nicht, doch war damit immerhin für die Gasbeleuchtung ein Anstoß gegeben worden, der König interessirte sich lebhaft dafür; doch dauerte es noch einige Jahre, bis das neue Licht durch eine Genfer Aktiengesellschaft der Residenz Stuttgart aufgieng. Der arme Berg erlebte das übrigens nicht mehr, da er nicht lange nach jener Vorstellung plötzlich am Schlage starb.

Ich aber war durch jene Vorstellung wieder günstig in die Erinnerung Seiner Majestät zurückgerufen worden und erfuhr, daß er sich auch sonst freundlich über meine Arbeiten und Bestrebungen ausgesprochen habe.

Die königliche Familie bestand zu jener Zeit aus Seiner Majestät dem König Wilhelm, der Königin Pauline, einer geborenen Herzogin von Württemberg, Gemahlin dritter Ehe, deren Tochter, Prinzessin Katharine, dem Kronprinzen Karl und der jüngeren Prinzessin Auguste; aus der zweiten Ehe des Königs mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen, heute noch von den Württembergern hochverehrten Großfürstin

Katharine von Rußland, Wittwe des Herzogs von Oldenburg, lebten zwei Töchter, Sophie, die Königin der Niederlande, und Prinzessin Marie, meine erhabene Gönnerin; beide zeichneten sich, wie ich von letzterer schon erwähnt, durch die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Mutter, Geist, Liebenswürdigkeit und herzliches Wesen aus, waren als älteste Kinder ganz besondere Lieblinge ihres Vaters und bildeten in ihrer Anhänglichkeit den einen Theil der Familie, der von dem andern durch einen Riß aus schon erwähnten und in manchen Beziehungen nicht zu rechtfertigenden Ursachen gewissermaßen getrennt war. Doch hatte auch die Hauptbetheiligte der andern Seite nichts gethan, um jenen Mißton der Familie zu mildern, mindestens um ihn weniger auffällig zu machen, ihn wohlwollend zuzudecken oder sogar ganz verschwinden zu lassen, und wenn vielleicht ein freundliches, sogar selbst mehr durch den Verstand als durch das Herz diktirtes Entgegenkommen Vieles ausgeglichen hätte, so wurde dagegen durch schroffes Auftreten und berechnende Kälte jener Riß stets vergrößert und endlich unheilbar gemacht; doch hat der König dabei auf's genaueste und korrekteste die Stellung seiner Gemahlin nach Außen zu wahren gewußt, lebte mit ihr vor den Augen der Welt wie im ungetrübtesten Einvernehmen, war fast täglich mit der Königin in seiner Theaterloge zu sehen, speiste stets mit derselben, häufig im engen Familienkreise, und trug auf's peinlichste Sorge, das Ansehen ihrer hohen Stellung zu bewahren.

Sterne und Orden durch alle Rubriken, und nachdem der König, mich sogleich wieder erkennend, äußerst wohlwollend mit mir sprach, sich auch in aller Kürze die Einrichtung erklären ließ, kassirte ich gleichfalls von vielen Andern eine ganze Summe von Anerkennungen für Papa Berg, der für solche Präsentationen selbst keine Neigung hatte und sich draußen auf dem Balkon versteckt hielt, ein. Folgen hatte übrigens diese Vorstellung für ihn nicht, doch war damit immerhin für die Gasbeleuchtung ein Anstoß gegeben worden, der König interessirte sich lebhaft dafür; doch dauerte es noch einige Jahre, bis das neue Licht durch eine Genfer Aktiengesellschaft der Residenz Stuttgart aufgieng. Der arme Berg erlebte das übrigens nicht mehr, da er nicht lange nach jener Vorstellung plötzlich am Schlage starb.

Ich aber war durch jene Vorstellung wieder günstig in die Erinnerung Seiner Majestät zurückgerufen worden und erfuhr, daß er sich auch sonst freundlich über meine Arbeiten und Bestrebungen ausgesprochen habe.

Die königliche Familie bestand zu jener Zeit aus Seiner Majestät dem König Wilhelm, der Königin Pauline, einer geborenen Herzogin von Württemberg, Gemahlin dritter Ehe, deren Tochter, Prinzessin Katharine, dem Kronprinzen Karl und der jüngeren Prinzessin Auguste; aus der zweiten Ehe des Königs mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen, heute noch von den Württembergern hochverehrten Großfürstin

Katharine von Rußland, Wittwe des Herzogs von Oldenburg, lebten zwei Töchter, Sophie, die Königin der Niederlande, und Prinzessin Marie, meine erhabene Gönnerin; beide zeichneten sich, wie ich von letzterer schon erwähnt, durch die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Mutter, Geist, Liebenswürdigkeit und herzliches Wesen aus, waren als älteste Kinder ganz besondere Lieblinge ihres Vaters und bildeten in ihrer Anhänglichkeit den einen Theil der Familie, der von dem andern durch einen Riß aus schon erwähnten und in manchen Beziehungen nicht zu rechtfertigenden Ursachen gewissermaßen getrennt war. Doch hatte auch die Hauptbetheiligte der andern Seite nichts gethan, um jenen Mißton der Familie zu mildern, mindestens um ihn weniger auffällig zu machen, ihn wohlwollend zuzudecken oder sogar ganz verschwinden zu lassen, und wenn vielleicht ein freundliches, sogar selbst mehr durch den Verstand als durch das Herz diktirtes Entgegenkommen Vieles ausgeglichen hätte, so wurde dagegen durch schroffes Auftreten und berechnende Kälte jener Riß stets vergrößert und endlich unheilbar gemacht; doch hat der König dabei auf's genaueste und korrekteste die Stellung seiner Gemahlin nach Außen zu wahren gewußt, lebte mit ihr vor den Augen der Welt wie im ungetrübtesten Einvernehmen, war fast täglich mit der Königin in seiner Theaterloge zu sehen, speiste stets mit derselben, häufig im engen Familienkreise, und trug auf's peinlichste Sorge, das Ansehen ihrer hohen Stellung zu bewahren.

Sterne und Orden durch alle Rubriken, und nachdem der König, mich sogleich wieder erkennend, äußerst wohlwollend mit mir sprach, sich auch in aller Kürze die Einrichtung erklären ließ, kassirte ich gleichfalls von vielen Andern eine ganze Summe von Anerkennungen für Papa Berg, der für solche Präsentationen selbst keine Neigung hatte und sich draußen auf dem Balkon versteckt hielt, ein. Folgen hatte übrigens diese Vorstellung für ihn nicht, doch war damit immerhin für die Gasbeleuchtung ein Anstoß gegeben worden, der König interessirte sich lebhaft dafür; doch dauerte es noch einige Jahre, bis das neue Licht durch eine Genfer Aktiengesellschaft der Residenz Stuttgart aufgieng. Der arme Berg erlebte das übrigens nicht mehr, da er nicht lange nach jener Vorstellung plötzlich am Schlage starb.

Ich aber war durch jene Vorstellung wieder günstig in die Erinnerung Seiner Majestät zurückgerufen worden und erfuhr, daß er sich auch sonst freundlich über meine Arbeiten und Bestrebungen ausgesprochen habe.

Die königliche Familie bestand zu jener Zeit aus Seiner Majestät dem König Wilhelm, der Königin Pauline, einer geborenen Herzogin von Württemberg, Gemahlin dritter Ehe, deren Tochter, Prinzessin Katharine, dem Kronprinzen Karl und der jüngeren Prinzessin Auguste; aus der zweiten Ehe des Königs mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen, heute noch von den Württembergern hochverehrten Großfürstin

Katharine von Rußland, Wittwe des Herzogs von Oldenburg, lebten zwei Töchter, Sophie, die Königin der Niederlande, und Prinzessin Marie, meine erhabene Gönnerin; beide zeichneten sich, wie ich von letzterer schon erwähnt, durch die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Mutter, Geist, Liebenswürdigkeit und herzliches Wesen aus, waren als älteste Kinder ganz besondere Lieblinge ihres Vaters und bildeten in ihrer Anhänglichkeit den einen Theil der Familie, der von dem andern durch einen Riß aus schon erwähnten und in manchen Beziehungen nicht zu rechtfertigenden Ursachen gewissermaßen getrennt war. Doch hatte auch die Hauptbetheiligte der andern Seite nichts gethan, um jenen Mißton der Familie zu mildern, mindestens um ihn weniger auffällig zu machen, ihn wohlwollend zuzudecken oder sogar ganz verschwinden zu lassen, und wenn vielleicht ein freundliches, sogar selbst mehr durch den Verstand als durch das Herz diktirtes Entgegenkommen Vieles ausgeglichen hätte, so wurde dagegen durch schroffes Auftreten und berechnende Kälte jener Riß stets vergrößert und endlich unheilbar gemacht; doch hat der König dabei auf's genaueste und korrekteste die Stellung seiner Gemahlin nach Außen zu wahren gewußt, lebte mit ihr vor den Augen der Welt wie im ungetrübtesten Einvernehmen, war fast täglich mit der Königin in seiner Theaterloge zu sehen, speiste stets mit derselben, häufig im engen Familienkreise, und trug auf's peinlichste Sorge, das Ansehen ihrer hohen Stellung zu bewahren.

Daß ich das Haus der Fräulein von Stubenrauch, wo der arme, unbekannte junge Mensch freundlich und herzlich aufgenommen worden war, wo ich manche angenehme, heitere Stunde verlebt, auch ferner und nach wie vor besuchte, verstand sich von selbst, und wäre das Gegentheil jedenfalls ein Beweis häßlicher Undankbarkeit gewesen; auch will ich nicht verhehlen, daß es mich wie so viele Andere lebhaft zu der interessanten Frau hinzog, die, eine vortreffliche Künstlerin, so angenehm in der Unterhaltung war, stets gütig, stets wohlwollend, und in deren Hause man sehr häufig einen Kreis liebenswürdiger, geistreicher, ja berühmter Männer und Frauen fand. Doch war ich damit bei der einen und sehr zahlreichen Hofpartei doppelt und dreifach angestrichen in's schwarze Register gekommen, und wenn man mir auch damals und später nie offen und gewaltsam entgegenzutreten vermochte, so hat man doch nach und nach auf's vorsichtigste Körnchen um Körnchen zusammengetragen, um mich stolpern und endlich fallen zu machen.

Zu jener Zeit kam der Kronprinz Karl, der in Tübingen studirt hatte, von einer Reise nach England zurück; er sollte nur bis zu einer weiteren Reise nach Italien in Stuttgart bleiben und trat hier zum ersten Male in die Welt; das war natürlich ein Ereigniß in der Stadt und bei Hofe, wo sich jeder, soweit es der Anstand zuließ, dem jungen Herrn zu nähern suchte, um sich schon im Voraus von der künftigen

Gnadensonne erwärmen, wenigstens bescheinen zu lassen, oder auch, um das Wesen des Thronerben, seine Gemüthsart, seine Tugenden und allenfallsigen Fehler kennen zu lernen.

Ueber alles das war noch sehr wenig in die Oeffentlichkeit gekommen. Kronprinz Karl, ein zarter, leicht erregbarer Knabe, hatte seine Spiele und ersten Lehrjahre zuerst bei Gouvernanten und einem schwäbischen Präceptor unter den Augen der Mutter verbracht, hatte dann als Erzieher einen Genfer Professor, Herrn Trempley, erhalten, dem später, als der Kronprinz heranwuchs, zwei Gouverneure, der Generalmajor Graf Sontheim und Hauptmann Hardegg beigegeben wurden. Letzterer, ein wissenschaftlich gebildeter Offizier, ersterer dagegen in keiner Eigenschaft des Verstandes ausgezeichnet, welche beide die sogenannte militärische Erziehung des Kronprinzen leiteten, zu welchem Zweck er einige Zeit in dem stillen Ludwigsburg zubrachte. Auch auf einer Reise nach Berlin hatten ihn diese Herren begleitet, wo der Kronprinz unter Anderem die Bekanntschaft Bettina's gemacht und von dieser überspannten Frau angezogen und äußerst zuvorkommend aufgenommen worden war. Wie weit nun die eben genannten Erzieher befähigt waren, ein so eigenthümliches Naturell wie das des jungen Prinzen zu bilden, vermag ich allerdings nicht zu beurtheilen, möchte aber behaupten, daß bei allem, was sein Lernen und seine Erziehung anbetraf, viel zu ernst, streng und pedantisch vorgegangen worden ist, weßhalb auch

der Prinz noch in späteren Jahren seine Erzieher, besonders den General Hardegg, nur als strenge Zuchtmeister bezeichnete, die es nicht verstanden, des eigenthümlichen, in sich gekehrten, zum Mißtrauen geneigten Knaben Zuneigung und Liebe zu gewinnen und ihn dadurch für alle Eindrücke der Außenwelt empfänglicher zu machen.

Allerdings lag diese strenge Erziehung im Willen des Königs, dem freilich eine ähnliche Erziehung, aber unter ganz anderen Bedingungen zu Theil geworden und zum Heile ausgeschlagen war. Der Kronprinz hatte mit Leichtigkeit Sprachen erlernt, trieb etwas Musik und schwärmte sehr dafür, las viel und das Verschiedenste durcheinander, besonders Dramatisches, wofür er sich gleichfalls interessirte. Körperliche Uebungen hatten wenig Reiz für ihn, er liebte es nicht mit eigenen Pferden selbst zu fahren, war ein mäßiger Reiter und bei der Jagd interessirten ihn mehr als das Erlegen des Wildes die dazu eingeladenen Personen, sowie Wald und Flur im Schneelicht und Sonnenschein; denn dafür hatte er warmes poetisches Gefühl, wie ich auch auf den späteren Reisen häufig wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Von Natur wohlwollend und freigebig, ja letzteres, da er den Werth des Geldes nicht kannte, oft in allzu großem Umfange, schloß er sich doch schwer an Jemanden an, wohl in Folge einer Schüchternheit, die es ihm auch unbehaglich machte, mit Fremden oder Unbekannten eine Conversation zu beginnen und

fließend fortzuführen, wie auch unter dem Drucke eines Mißtrauens, das sich häufig bei Personen zeigte, wo man es am allerwenigsten vermuthete und wo auch oft durchaus keine Ursachen zu entdecken waren. Während er seinen Freunden treu ergeben war, konnte sich diese Freundschaft doch manchmal aus geringfügigen Ursachen in's Gegentheil verkehren; doch bewies er auch anderseits ein felsenfestes Vertrauen, das schwer zu erschüttern war.

Der Kronprinz war von hoher wohl gewachsener Gestalt, sein Gesicht interessant und zugleich mit dem Ausdruck der Augen schneller Aenderungen fähig, wie ich sie selten bei Jemand wahrgenommen; jetzt offen, freundlich, ja herzlich blickend, konnten seine Züge ein anderes Mal finster, ja hart erscheinen.

Wie so häufig die Thronfolger, stand auch er mit dem Könige, seinem gestrengen Vater, auf keinem behaglichen oder freundschaftlichen Fuß, woran übrigens der König ein wohl gemessenes Theil der Schuld trug, da er den sich stets schüchtern Zurückziehenden nicht in liebevoller Weise ermunterte, ja das Naturell des Sohnes nicht verstand, der allerdings in der Jugend nicht die glänzenden Gaben und Eigenschaften des Vaters zeigte und weder Soldat noch leichtlebiger Kavalier war, und dem es vom Schicksal nicht bestimmt war, die Thronfolge von Vater auf Enkel in gerader Linie zu erhalten.

Bei der Sparsamkeit des Königs wurde für den Kronprinzen eine bescheidene, aber anständige Wohnung im Parterre des königlichen Schlosses eingerichtet; in der Armee bekleidete er damals mit einundzwanzig Jahren den Rang eines Rittmeisters, hatte deßhalb auch noch keinen Adjutanten; und es war ihm nur ein Begleiter, gleichfalls Offizier, Graf Zeppelin, von der Feldjägerschwadron, für die englische Reise zugetheilt worden. Er frühstückte und speiste stets mit der königlichen Familie zusammen, hatte einen Wagen des Marstalls zu seiner Verfügung und ein paar Reitpferde, von denen er übrigens, zum Kummer seines Vaters, äußerst mäßigen Gebrauch machte.

Der Kronprinz war damals mündig geworden; doch sollte ein eigener Hofstaat erst nach Beendigung der in Aussicht stehenden Reisen eingerichtet werden und stand seinem ganzen Haus- und Rechnungswesen sein einziger Kammerdiener, Herr Zimmer, ein braver und geordneter, schon älterer Mann vor. Die bei der Mündigkeit zufallende Apanage wurde von einem Beamten der Oberhofkasse, Herrn Hofrath von Ehrenspiel, verwaltet, einem ebenso vertrauten als tüchtigen Rechnungsbeamten; doch fehlte jetzt schon eine nothwendige Mittelsperson, theils um die Korrespondenzen des Prinzen zu besorgen, alle die vielen Anforderungen Hilfsbedürftiger zu erledigen, sein jetzt größer werdendes Rechnungswesen zu besorgen, ihm durch Notizen und Anmerkungen die Durchsicht

einer Menge von Zeitungen zu erleichtern und ihn auch mit dem, was auf dem Gebiete der Kunst und Literatur Neues erschien, auf dem Laufenden zu erhalten, kurz ein Sekretär „des commandements“ wie der gebräuchliche Ausdruck war, eine wichtige Stelle beim Thronfolger, für die man sich eben anschickte eine Wahl zu treffen.

Daß es genügende Bewerbungen darum gab, wird man ebenso begreiflich finden, als daß junge Leute aus den besten adeligen Häusern sich eine Ehre daraus gemacht hätten, diese Stelle anzunehmen.

Vielleicht wird man es komisch, kühn, anmaßend, jedenfalls aber als einen Beweis lebhafter Phantasie betrachten, daß ich jenen hohen Posten für mich als sehr passend erachtete, ja diesem Gedanken eines Tages Moritz gegenüber, allerdings mehr im Scherze, Worte verlieh. Doch wenn dieser auch sonst den kühnsten Plänen häufig noch etwas zuzusetzen pflegte, so meinte er doch in diesem Falle kopfschüttelnd, selbst für den unglaublichen Fall, daß der König für dieses Projekt gewonnen werden könnte, so sei doch auch die Königin bei dieser ersten Anstellung ihres Sohnes nicht ganz zu umgehen, und endlich drittens und schwerstens die volle Einwilligung des Kronprinzen selbst zu erwirken.

Dazu wußte nun Niemand Rath, auch gab es keine Personen, mit denen der Kronprinz besonders und eifrig verkehrte, und selbst seine Jugendgespielen sahen ihn nur selten

und, wie es hieß, nur in größeren Zwischenräumen; auch kannte ich von diesen nur die beiden Freiherren von Wimpffen, Wilhelm und Dagobert, liebenswürdige, gebildete junge Männer, beide Offiziere, von denen der älteste, Wilhelm, hie und da an meinen früher erwähnten Abendgesellschaften Theil genommen, und war gerade er die Handhabe, die das Rad meines Glückes auf's neue in Bewegung setzte.

Wenn ich im Vorwort dieser Blätter mit als Entschuldigung ihres Entstehens gesagt, daß die Geschichte meines Lebens romanhaft und vielleicht deßhalb interessant erscheine, Manches in derselben sich wie künstlich arrangirt oder mit dichterischer Freiheit behandelt darstelle, so wird man zugeben müssen, daß dieß besonders seit meiner Ankunft in Stuttgart der Fall war, als Baron von Taubenheim seine Reise in den Orient antrat, ich, durch meine ersten schriftstellerischen Arbeiten bekannt geworden, ihn begleiten durfte, in Folge davon das Glück hatte, die Pferde des Königs in gutem Zustande zurückzubringen und dadurch mit Seiner Majestät in einem Zeitpunkt in Berührung zu kommen, wo die wichtige Stelle eines Sekretärs des Kronprinzen besetzt werden sollte, mit dem in Verbindung zu treten mir durch einen jungen Freund gelang, dessen Bekanntschaft ich wenigstens nach dieser Richtung hin so absichtslos als nur möglich war gesucht hatte. Fehlte auch nur ein einziges Glied in dieser Glückskette, so gestaltete sich meine Zukunft jedenfalls ganz anders.

Daß sich der Kronprinz mit seinen vertrautesten Freunden hie und da bei kleinen heimlichen Trinkgelagen, die nicht im königlichen Schlosse gehalten wurden, amüsire, erzählte man sich unter der Hand, fand das auch von einem lebhaften jungen Herrn, der vor nicht allzu langer Zeit die Universität absolvirt, ganz begreiflich, und viele von denen, die mit ernster Miene und Achselzucken darüber sprachen, würden eine Einladung dazu freudig angenommen haben.

Diese wurde mir eines Tages im Auftrage des Kronprinzen zu Theil und ich angewiesen, mich Abends nach acht Uhr in einem kleinen Wirthshause in Zuffenhausen, natürlich in gewöhnlicher Toilette, einzufinden. Da ich nur eine sehr mittelmäßige Droschke fand und es obendrein noch in Strömen regnete, so kam ich erst um neun Uhr an und fand die Gesellschaft, sechs junge Leute von fast gleichem Alter, schon in außerordentlich heiterer Laune um einen einfachen Holztisch sitzend, auf welchem eine große Bowle mit einem für solche Gelage höchst unzweckmäßigen Getränke, einem warmen, sehr starken Punsch, stand. Ich wurde vorgestellt, mit freundlichen Worten und einem herzlichen Drucke der Hand willkommen geheißen, und da es unbehaglich ist, einer schon ganz angeheiterten Gesellschaft in ganz nüchternem Zustande anzuwohnen, so bemühte ich mich diesen Fehler auf's schnellste zu verbessern und fand man mich in Folge davon, auch weil ich mich natürlich und unbefangen wie immer gab, von angenehmer,

liebenswürdiger Ausgelassenheit und deßhalb würdig, auch künftig diesem Kreise anzugehören. Uebrigens ist es bei diesen Gesellschaften, so viel auch Gegentheiliges davon gefabelt wurde, stets so anständig, so harmlos, ohne alle und jede Ausschweifung zugegangen, daß selbst ein Oberhofprediger diesen Gelagen hätte beiwohnen können, und kann ich mit feierlichem Schwur versichern, daß außer dem Bacchus nie einer anderen Gottheit gehuldigt worden ist; es wurde geplaudert, Anekdoten erzählt, gelacht, auch mitunter gesungen, wozu der „junge Herr" selbst den Anstoß gab, da er es liebte, bei diesen Gelegenheiten in Recitativen an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Daß diese Gesellschaften eine Zeit lang in jenem kleinen Dorfe gehalten wurden, lag in dem unschuldigen Bestreben, der an sich harmlosen Sache einen geheimnißvollen Anstrich zu geben. Später kamen wir auf meine Veranlassung im Schlosse selbst, auch in meiner Wohnung zusammen und hatte ich auch bald so viel Einfluß erlangt, um das schädliche warme Punschgebräu abzuschaffen und an dessen Stelle eine kalte Bowle oder einen duftigen Maitrank treten zu lassen.

Wie Gleiches öfters in Romanen, lyrischen und dramatischen Dichtungen vorkommt, klagte auch der Kronprinz häufig, daß Fürsten keine wahren Freunde hätten, daß, wenn auch bei unsern heiteren Gesellschaften von Wein und Wort angeregt die Standesunterschiede so ziemlich verschwänden, so

ständen sie doch am andern Morgen, bei klarem Bewußtsein, wieder so kalt und schroff zwischen uns und ihm, daß Keiner alsdann das freie Wort von heute und das unbeschränkte Sichgehenlassen wagen würde. Ganz genau erinnere ich mich, daß, als er uns wieder einmal jenen Vorwurf machte und ich auf dem Boden behaglich ausruhend lag, er sich speziell an mich wendend hinzufügte: „Ja und ich sage, daß Sie es zum Beispiel nicht wagen würden, morgen, wenn Sie nüchtern geworden sind, so vor mir auf dem Boden zu liegen, und doch würde es mich freuen, wenn Sie es thun würden," worauf ich ihm lachend entgegnete: daß sich morgen allerdings unsere beiderseitige Lage geändert hätte, ich mich aber auch alsdann nicht geniren würde, seinem Wunsche Folge zu leisten. Das hatte er nicht vergessen und als wir wenige Tage darauf nüchtern wie Karthäuser in seinem Salon im Schlosse bei ihm waren, sagte er plötzlich: „Nun will ich doch sehen, ob Sie auch beim klarsten Bewußtsein frei und ungenirt mit mir umgehen, wie es unter guten Bekannten sein soll, und den Kronprinzen vergessen, indem Sie sich dort so bequem als möglich auf den Teppich niederlegen."

War es nun die gänzlich ungezwungene Art, mit der ich das nun wirklich that und meine Heiterkeit dabei, was ihm gefiel, genug, er wandte sich mit der Frage an die Andern: Ob sie gleichfalls so wie unter guten Kameraden mit ihm umgehen würden? — worauf ihm einer die richtige Antwort

gab: „Ganz gewiß, doch lieber ohne den von mir gegebenen Beweis wiederholen zu müssen“ — eine Wiederholung, die jedenfalls lächerlich gewesen wäre.

Von da an sah ich ihn häufiger, er erzählte mir gern von seiner Reise in England und Schottland, klagte auch wohl über seine Umgebung, wobei er besonders einer tiefen Mißstimmung gegen den ihm beigegebenen Kavalier, den Grafen Zeppelin, nicht Herr werden konnte, und wenn er alsdann von der bevorstehenden italienischen Reise, auf die er sich freute, sprach, konnte er leidenschaftlich ausrufen: „Ihn täglich um mich sehen zu müssen, wird mir alles Schöne verderben.“

Graf Zeppelin hatte davon, wie ich wohl glaube, keine Ahnung, traf seine Vorbereitungen zu der neuen Reise und hatte sich einen mehrwöchentlichen Urlaub geben lassen, um seine Braut, eine geborene Planta, auf der Insel Reichenau bei Constanz zu besuchen; für ihn war indessen der Baron Karl von Berlichingen zur Dienstleistung kommandirt worden. Eines Tages sagte Baron Julius von Hügel, der sich stets durch häufig scharfe, aber meistens außerordentlich zutreffende Bemerkungen auszeichnete, eben aus dieser Veranlassung, allerdings scherzhaft, zu Zeppelin: „Nimm dich in Acht, dem Berlichingen ist nicht über den Weg zu trauen; er wird dir bei dem Kronprinzen die Schuhe austreten.“

Fast erschrak ich, als mich Aeußerungen des Letzteren

mindeſtens den Wunſch erkennen ließen, Berlichingen ſtatt des Andern bei ſich zu behalten und würde er ſchon damals das kurz abgemacht haben, wenn er nicht überzeugt geweſen wäre, damit bei dem Könige, der unter anderen vielen vortrefflichen Eigenſchaften auch die hatte, nie Jemanden aus Laune oder Widerwillen zu entlaſſen, auf den entſchiedenſten Widerſpruch zu ſtoßen. Auch erlaubte ich mir beſcheidene Vorſtellungen darüber zu machen und ihm zu ſagen, daß ſolch ſchroffe Wechſel ohne denkbar triftige Gründe jedenfalls ein unangenehmes Gerede veranlaſſen müßten, was er endlich einzuſehen ſchien, dann aber heftig erregt in dem Gemache auf- und abgieng, die Hände in einander rieb, wie er bei ſolchen Veranlaſſungen wohl zu thun pflegte und endlich vor mir ſtehen bleibend ausrief: „So werde ich ihn denn wohl behalten müſſen, würde mich aber auf jene Reiſe nur alsdann wirklich freuen, wenn auch Sie mich begleiten könnten.“

Daß ich dadurch auf's höchſte und freudigſte überraſcht war, wer wird das bezweifeln! — ich dankte ihm mit gerührten Worten für ſeine gütigen Geſinnungen, ſetzte aber bedauernd hinzu, daß die Ausführung ſeines Wunſches wohl unmöglich ſein würde, da ich in meiner beſcheidenen Lebensſtellung ſchwerlich ſeiner Umgebung eingereiht werden könnte. „O doch,“ rief er darauf lebhaft aus, „das gienge ganz gut, wenn Sie mein Sekretär werden wollten!“ —

Hätten in dieſem Augenblicke ſämmtliche Glocken der

Stadt oder ein Chor von Engelsstimmen deutlich meinen Namen geklungen und gesungen und Glück verkündendes: „Heil, Heil!“ beigefügt, ich würde nicht freudiger überrascht worden sein, als wie ich diese Worte aus dem Munde des Kronprinzen vernahm. Ich war sprachlos vor tiefer Bewegung, weßhalb er, dieß bemerkend und selbst gerührt geworden fortfuhr: „Ja, ich bin überzeugt, daß Sie mir gute und treue Dienste leisten würden, mir anhänglich sein und offen und ehrlich mit mir reden werden, wie Sie es bisher ohne Furcht und ohne ängstliche Erwägung gethan. Ich weiß wohl,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „daß wir dabei auf Widerstand stoßen werden, denn Viele strebten nach dieser Stelle und Niemand wird es begreifen, wenn ich Sie, einen gänzlich Fremden, keiner hiesigen Familie Angehörenden dazu wähle; doch ist mir gerade diese Unabhängigkeit erwünscht und wird es auch meinem Vater sein. Ueberzeugt bin ich, daß Sie zu mir halten werden und auch eine Mittelsperson zwischen Gesellschaftsschichten, mit denen ich sonst schwer in Berührung komme, sein werden. Am meisten wird meine Mutter dagegen sein, weil Sie das Haus in der Neckarstraße besuchen, was mir ganz gleichgiltig ist, da ich überzeugt bin, ja da ich es weiß, daß von dorther kein irgendwie nachtheiliger Einfluß auf meinen Vater geübt wird.“

In dieser Art wohlmeinend, mit tiefer Ueberlegung, ja hochherzig und die Verhältnisse scharf und richtig beurtheilend,

sprach er noch eine längere Zeit, fließend und gewandt, wie er es bei ähnlichen Veranlassungen gerne zu thun pflegte. Wie häufig auch später konnte er mir stundenlang sein Innerstes enthüllen, seine Wünsche, seine Gefühle, seine Bestrebungen, seine Befürchtungen, irgend welchen Kummer unverhohlen vor mir offen legend, ohne sich selbst, häufig auch ohne Andere zu schonen. Für diese, mehrere Jahre hindurch oft stundenlang dauernden Unterredungen, wenn man das so nennen konnte, da meistens er sprach und ich nur in wenigen kurzen, oft scharfen und mißbilligenden Worten meine Ueberzeugung frei und offen entgegenhielt, hatte ich mir das gewiß richtige Bild gemacht, als betrachte er mich wie eine Schreibtafel, der man seine geheimsten Gedanken anvertraut, um sie durch einen Hauch des Mundes wieder auszulöschen und so habe ich es stets gehalten, habe wissentlich sein Vertrauen niemals mißbraucht, habe nur seine häufigen Klagen in meinem Herzen behalten, um ohne sein Vorwissen Manches auszugleichen, manche seiner Wünsche zu erfüllen, manche peinliche Scene zu verhindern; auch darf ich es hierbei nicht verschweigen, wie häufig ich allein für diese Zwecke das Haus in der Neckarstraße besuchte, wo man bereitwillig für alles Gute und Edle in dieser Richtung eintrat.

Des Kronprinzen uneingeschränktes Vertrauen habe ich jahrelang besessen, ihm auch freundschaftlich nahe gestanden, bin aber nie sein Günstling gewesen. Ja, er, der leicht geneigt

war, mit jungen Männern seines Alters ein herzliches, wenn auch oft sehr kurz dauerndes Freundschaftsbündniß zu schließen, machte mich bei Anfängen solcher Verbindungen stets zu seinem Vertrauten, und habe ich ihm auch darin meine bestimmt ausgesprochene Meinung, meinen guten Rath, meine reifere Lebenserfahrung zur Verfügung gestellt.

Um nun wieder auf meine Anstellung zurückzukommen, so hielt es der Kronprinz für dringend nothwendig, vorläufig mit Niemand darüber zu reden, um alle Demonstrationen, alle Intriguen zu vermeiden, selbst mit dem König wollte er nur äußerst vorsichtig sprechen und auch ich sollte meine Schritte thun, damit das strengste Stillschweigen bewahrt würde.

So schieden wir, ich glückselig wie es ein Mensch nur sein konnte, in der gehobenen Stimmung kaum fühlend, daß ich den Weg vor mir betrat und erlebte auch in den nächsten Tagen nur eine Steigerung dieses Glückes, da ich sowohl von dem Prinzen als auch von anderer Seite her erfuhr, daß der König unsern Plan günstig aufgenommen und das strengste Stillschweigen darüber versprochen. Ich aber sollte mich in den noch bis zur italienischen Reise zur Verfügung stehenden Monaten — alles das eben Erzählte gieng im Frühjahr 1843 vor sich — so viel als möglich in Sprachen, besonders in der französischen, ausbilden und nebenbei auf der königlichen Hofkammer beschäftigt werden, um dort in Ab-

miniſtration und Rechnungsweſen einiges zu profitiren, womit eine gar komiſche Epiſode meines Lebens begann.

Die königliche Hofkammer mit ihren Domänenräthen und Reviſoren war unter dem Chefpräſidenten die Verwalterin des königlichen Vermögens, der Civilliſte und Domänen, eine ebenſo genau als ſtrenge und unerbittlich nur auf den Vortheil ihres Allerhöchſten Herrn ſchauende Stelle. Wer zum jeweiligen Präſidenten mit dem Titel Excellenz ernannt wurde, galt als die höchſte Vertrauensperſon im ganzen Lande und von dem, was dieſer Hofkammerpräſident dekretirte, war keine Appellation denkbar und möglich, und bin ich überzeugt, daß Seine Majeſtät ſelbſt, die übrigens auch vortrefflich zu rechnen verſtand, nicht immer ſeinen Willen gegen den ſeines Beamten durchzuſetzen vermochte; denn Zahlen entſcheiden und von Zahlen läßt ſich nichts wegdiſputiren oder wegbefehlen. Damals kannte ich noch nicht das große, graue, ſo nüchtern ausſehende Haus in der Friedrichsſtraße, wo ſich die Bureau- und Sitzungsſäle der Hofkammer befanden und wo im zweiten Stock der Herr Präſident wohnte; doch gieng ich alsbald aus, das Gebäude zu betrachten und zwar um die erſte Nachmittagsſtunde, um die Herren Beamten eintreten zu ſehen und an ihren Phyſiognomieen den Maßſtab deſſen, was ich zu erwarten habe, vielleicht anlegen zu können — lauter ältere, ernſte und ſehr würdig ausſehende Männer, alle im ſchwarzen Rock mit hohen Halsbinden und ditto Cylinder, und wenn

auch gar einer derſelben noch entfernt von dem Hauſe mit einem Bekannten geplaudert und gelacht hatte, ſo legte ſich ſein Geſicht doch ſogleich in hofkämmerliche Falten, wenn er ſich dem grauen Hauſe näherte. Herr von Gärttner, der ſpätere Finanzminiſter, war damals Hofkammerpräſident, natürlich ausgezeichneter Beamter, äußerſt ſtreng und in ſeinem Weſen ſehr kurz angebunden, dabei als ſarkaſtiſch und als Jemand bekannt, der gegen ſeine Untergebenen äußerſt ſcharfe Bemerkungen liebte. Zu ihm gieng ich am andern Vormittage, wurde auch, als vom königlichen geheimen Kabinet bereits annoncirt, alsbald von dem ergrauten Kanzleidiener, der mich ſcheu von der Seite betrachtete, gemeldet, vorgelaſſen und nicht allzu unfreundlich empfangen.

„Was Sie eigentlich bei mir wollen oder ſollen," meinten ſeine Excellenz kopfſchüttelnd, „weiß und verſtehe ich eigentlich nicht, doch da es Seine Majeſtät befohlen, ſo habe ich dagegen nichts einzuwenden und Sie dem Herrn Kammerreviſor Honold zugewieſen, der ſehen wird, was man mit Ihnen anfangen kann und bitte ich nur zu bemerken, daß man hier die Kanzleiſtunden pünktlich einzuhalten pflegt und daß es" — hier erhob ſeine Excellenz die Stimme ein wenig — „auf der Hofkammer ſehr ruhig und friedlich hergeht." Dann nickte er mit dem Kopfe, ich machte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung und ſuchte den Herrn Kammerreviſor Honold auf, der mich ernſt und gemeſſen, jedoch ganz artig empfieng und

mir den richtigen Rath gab: mich zuerst verschiedenen Herren, die auf den Kanzleien beschäftigt waren, vorzustellen, ja er war freundlich genug dieß mit mir zu besorgen und brachte mich zuerst zu dem Kanzleidirektor, Herrn Hofrath Link, einem liebenswürdigen und außerhalb des Bureau's jovialen und heiteren Manne, dem ich während dieser Lehrzeit zu unendlichem Danke verpflichtet wurde; er behielt mich gleich bei sich, indem er mich zum Sitzen einlud und sagte mir dann lachend: „Er habe meine Geschichten gelesen und sich ganz köstlich dabei amüsirt," eine Anerkennung, die mir gerade hier außerordentlich wohl that. „Sie sollen hier Rechnen lernen," fuhr er, sich die Hände reibend, heiter fort, „zu welchem Zwecke weiß ich nicht, geht mich auch nichts an; na, man wird Ihnen keine zu schwierigen Aufgaben geben und Sie werden schon damit zurechtkommen, lassen Sie sich nur ziemlich pünktlich bei uns sehen, besonders des Vormittags und werde ich dagegen dafür sorgen, daß Sie Nachmittags zuweilen beurlaubt werden; fangen Sie morgen oder übermorgen an, wie es Ihnen gerade paßt, und erzählen Sie mir dann, was man Ihnen zu thun gegeben."

So fieng ich denn schon am andern Tage an, auf der Hofkammer thätig zu sein, zu welchem Zweck mir ein Tisch und ein Stuhl angewiesen wurde, und dann brachte mir der Herr Hofkammerrevisor Honold einen Haufen kleiner viereckiger Zettel, deren Inhalt ich nachrechnen sollte und die ich mit

solchem Erstaunen betrachtete, daß selbst über das ernste Gesicht des Beamten etwas wie ein leichtes Lächeln flog.

Es waren Frühstücksrechnungen der königlichen Familie, von den betreffenden Kammerdienern oder Kammerfrauen ausgestellt und der Empfang gegenüber dem Chef der Hofhaltung bestätigt. So und so viel an Kaffee und Zucker, an Milch, Weißbrod und feinem Gebäck, an Butter und Eiern. Das mußte gehörig addirt, kontrolirt und nachgesehen werden, ob ein Mehrbedarf durch die angeführten Umstände gerechtfertigt erschien; eine an sich nicht schwierige Arbeit, nur etwas einförmig und langweilig, zu der mir übrigens so genügend Zeit gelassen wurde, daß ich es eine Woche später für keine Sünde hielt, dazwischen an meinen Wachtstubenabenteuern, die ich während jener Zeit begonnen, weiter zu schreiben.

Wachtstubenabenteuer auf der königlichen Hofkammer schreiben! — eigentlich eine fürchterlich vermessene Idee! —

Später erhielt ich auch wichtigere Arbeiten, durfte die Heu- und Haferrechnungen des Marstalls, ja auch den Verbrauch in der königlichen Theatergarderobe nachrechnen, was letzteres jedenfalls unterhaltender war, auch bei den Artikeln Gazeröcke und Tricots meiner Phantasie weiteren Spielraum gewährte, bin aber alles in allem überzeugt, daß meine Arbeiten insofern nicht gewürdigt worden sind, als sie gewiß von einem eifrigeren Beamten nochmals nachgerechnet und kontrolirt wurden. Es war eben eine gnädige, von Seiner

Majestät erlaubte Spielerei, für mich aber von großem Werth, da es später heißen konnte, ich habe auf der Hofkammer gearbeitet und dort Einsichten in die Verrechnungen des königlichen Hofhaltes genommen.

So sah das auch mein freundlicher unmittelbarer Chef, Herr Hofrath Link an, und nachdem er mich eines Tages seiner Frau und seinen liebenswürdigen Töchtern vorgestellt, gab er mir häufig kleine Aufträge, bald hierhin, bald dorthin, die mich aber schließlich stets nach dem angenehmen, befreundeten Haus in der Alleenstraße führten. Ach, und in diesem Hause bei lieben vortrefflichen Menschen habe ich die angenehmsten Stunden meines Stuttgarter Lebens verbracht.

Im zweiten Stocke wohnte Hofrath Link mit seiner Familie, einer herzlich guten Frau, einem Sohn und mehreren Töchtern, von denen die älteste damals sechzehn Jahre alt, ein ebenso liebenswürdiges als geistreiches Mädchen, leider schon den Keim einer Brustkrankheit, der sie auch nach einigen Jahren erlag, in sich tragend; dabei war sie von so glücklich heiterem Temperamente, daß es Jeden mit Wehmuth erfüllen mußte, der sich ihre bleichen schönen Züge und die fast unheimlich strahlende Gluth der wundervollen, großen schwarzen Augen zu deuten wußte. Man nahm mich mit ungeheuchelter Freude auf, ergötzte sich an meinem unverwüstlichen Humor und gab sich ebenso heiter und unbefangen, so daß wir häufig kindische Spiele trieben, unbegreiflich für einen auf der Hof-

kammer arbeitenden Beamten, dem so wichtige Geschäfte, wie das Revidiren der königlichen Frühstücksrechnungen aufgetragen waren, worüber begreiflicherweise gleichfalls herzlich gelacht wurde.

Hofkammerrath Link hatte zwei außerordentlich schöne Katzen, einen röthlichen Kater und eine blaugraue Kätzin, erstere „das Füchsle", diese „das blaue Weib" genannt, denen zuweilen zur possirlichsten Heiterkeit, besonders zur Unterhaltung der jüngeren Geschwister, Baldrian gegeben wurde, und wenn sie wie toll übereinandersprangen und sich auf dem Boden kugelten, so standen wir dabei und lachten uns die Thränen aus den Augen. Doch gieng es auch häufig ernsthafter zu, wir beschäftigten uns gesetzt und gemessen, plauderten über die Ereignisse des Tages, lasen auch Gedichte, oder eines der jungen Mädchen erfreute uns mit Klavierspielen. Bei all diesem Geselligen und diesen Spielen war aber fast immer ein Bäschen der Hofräthin Link, Tochter der Madame Stirnbrand, die im ersten Stocke wohnte, zugegen, und wenn sie nicht zufällig oben war, wenn ich kam, wurde sie durch Klopfen auf den Fußboden oder durch lautes Rufen aufmerksam gemacht und erschien sogleich, um an unsern Unterhaltungen Theil zu nehmen; sie war aus erster Ehe der Madame Stirnbrand mit einem Kaufmann Kutter aus Triest, hieß Karoline, wurde aber als einzige Tochter ihrer Mutter und als Liebling des ganzen Hauses nur einfach das Kind oder das

„Kend", wie es im Schwäbischen lautete, genannt. Sie war damals kaum sechzehn Jahre alt, das frischeste, blühendste Bild üppigster Gesundheit, sie hatte fast die gleichen schönen Augen wie ihre kränkelnde Cousine, dagegen aber durch einen bläulichen Schimmer gemildert; auf ihrem vollen Gesichte, besonders um die starken rosigen Lippen, spielte stets ein schalkhaftes Lächeln als ein Widerhall aus ihrem stets froh und glücklich gestimmten Herzen; an Allem, was ihr Angenehmes begegnete, mußte ihre Umgebung Theil nehmen, sowie sie stets darauf bedacht war, durch irgend etwas zu beglücken, weßhalb sie sich meistens in einer freudig erregten Stimmung befand und somit alles in allem eine liebliche, höchst sympathische Erscheinung bot.

Zwischen uns beiden hatte sich eine Sympathie rasch und gegenseitig entwickelt, und wenn ich kam, war es selbstredend, daß das Kind auch sogleich erscheinen mußte, ja, nachdem ich kurze Zeit darauf auch in der Wohnung des ersten Stockes bei der ernsten Madame Stirnbrand in gehöriger Form eingeführt worden war, ersparte ich mir meistens die zweite Treppe und unser oft lautes und kindisches Treiben wurde im ersten Stock fortgesetzt, bis die Bewohnerin desselben genug hatte, uns wieder hinauf oder in den Garten verwies, oder dem „Kend" eine Beschäftigung gab, bei der es still sitzen mußte und ich ihm helfen oder wenigstens zuschauen konnte. Madame Stirnbrand sowie ihre Schwester waren

aus einer guten alten schwäbischen Familie, Töchter des Oberamtsarztes Doktor Hartmann in Göppingen, und erstere, wie schon oben bemerkt, in zweiter Ehe mit dem Porträtmaler Herrn Stirnbrand verheirathet, einem fleißigen und braven Künstler, damals beinahe dem einzigen seines Faches in Stuttgart, der sich durch saubere Arbeiten und durch eine schätzenswerthe Aehnlichkeit seiner Bildnisse auszeichnete. Stirnbrand hatte eine merkwürdige Jugend verlebt, wußte nicht, wer seine Eltern waren, noch aus welchem Land oder Ort er stammte. In frühester Jugend war er von einem zufällig vorüberkommenden Manne den Händen einer Zigeunerin entrissen worden, die gerade im Begriff gewesen, den nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in's Wasser zu werfen, dann aber schleunig entflohen war. Ein Brandflecken auf der Stirn war Ursache, daß man ihm den Namen Stirnbrand gab.

Das Haus, in welchem er in Stuttgart. mit seiner schon aus früherer Ehe wohlhabenden Frau wohnte, hatte er selbst gebaut und in demselben ein hübsches, geräumiges Atelier eingerichtet, wo wir den „Künstler", wie er im Hause nur genannt wurde, hie und da besuchen durften, wobei wir uns an der oft merkwürdigen Aehnlichkeit bekannter Personen, besonders der Familienangehörigen, erfreuten. Hier war auch ein lebensgroßes Porträt des Kindes in der Tracht einer Münchner Kellnerin mit Mieder und Riegelhäubchen zu sehen, unter welchem das frische, blühende Gesicht reizend erschien.

Stirnbrand, ein stiller, freundlicher, stets harmonisch und froh gestimmter Mann von unverwüstlichem Humor, war auch wegen seiner Talente, eine Gesellschaft zu erheitern, bekannt und geliebt. Wie drastisch und komisch stellte er mit einem Offiziersfederhute oder auch nur mit einem aus Papier nachgemachten Hute auf einem Stuhle reitend den Einzug der drei Monarchen in Paris vor; wie ergötzlich wußte er die Geschichte vom Sohne der Wäscherin zu erzählen, der sich mit seinem weißen Höschen auf das frisch geschriebene Epitaphium setzte und dann einen korrekten Abdruck der Grabschrift mit sich herumtrug. Wir krümmten uns oft vor Lachen, wenn er hinter einem Vorhange die Leiden jener alten Frau schilderte, die durch Applikation eines gewissen Instruments Linderung suchte, dann aber in quälender Unruhe verharren mußte, bis der Schreiner kam, um den defekt gewordenen gewissen Stuhl zusammenzuflicken. Wie vortrefflich war sein Schusterbube, der einen Auftrag zu besorgen hatte, aber nie über die Worte, die er zuletzt weinend wiederholte, hinauskam: „e Komplement vo meim Meister und meiner Meisterin!“ —

Glückliche Stunden und Abende, die wir in dem heiteren, gastfreien Hause verbrachten, bei den liebenswürdigsten Wirthen und der stets auserlesenen Gesellschaft, Künstlern aller Art, Schauspielern und Sängern. Wie viel angenehme und wichtige Bekanntschaften habe ich hier angeknüpft, und dabei war man nicht pedantisch noch zu wählerisch, wie es damals und

auch heute noch die einseitige Stuttgarter Sitte vorschrieb und vorschreibt. Hier lernte ich Etzel, den später so berühmt gewordenen Ingenieur kennen, Karl Müller, von dem ich oben schon gesprochen, hier traf ich Dingelstedt, Geibel, Lenau, die Musiker Lindpaintner, Kücken, die Maler Rustige und Zwecker, welch' letzterer, ein Frankfurter, stets zu allen muthwilligen Streichen aufgelegt war, wie er denn eines Morgens, bei Tagesanbruch, von einer am Abend vorher stattgefundenen sehr zahlreichen Gesellschaft die bemerkenswerthesten oder ihm auffällig erscheinendsten Persönlichkeiten auf einem dem Hause gegenüber liegenden Bretterzaun mit Kohle in Lebensgröße karrikirt hatte. Allerdings standen damals in der Alleenstraße nur wenige Häuser auf einer Seite, auch war die Gegend still und abgelegen, trotzdem wurde „das Zweckerche", wie wir ihn nannten, von der guten Madame Stirnbrand, obgleich sie herzlich über die Karrikaturen gelacht, dieser Veröffentlichung wegen tüchtig abgekanzelt, nachdem die Dienstmädchen des Hauses mit Seife und Bürste die tolle Gesellschaft schon in aller Morgenfrühe hatten vertilgen müssen. Hier im Stirnbrandschen Hause verkehrte auch Taubenheim und seine Frau, die Prinzen von Hohenlohe, kurz, was sich vom Adel für jenen Kreis interessirte, der gern über die Alltäglichkeit des Lebens hinaustrat und geselligen Zusammenkünften einen künstlerischen Anstrich zu geben wußte. Ach und was ist heute von den damaligen Bewohnern jenes gastlichen Hauses übrig geblieben! —

Nicht nur das gute Fräulein Link erlag dem unerbittlich fortschreitenden Brustleiden, sondern auch von der ganzen Familie lebt heute, außer Herrn und Frau Stirnbrand hochbetagt — nur noch ein Bruder und die jüngste Schwester! —

Und das gute, liebe Kind! — mein Liebling, meine Freundin, die mir mehr hätte werden können, wenn ich nicht damals schon in jugendlicher Leidenschaft durch ein anderes Band gefesselt gewesen wäre, durch ein Band, das mich jedenfalls vor verschiedenen sonstigen Thorheiten bewahrte und nach und nach zum unlösbaren Bande wurde! — — Sie, die mir trotz alledem ihr Leben lang die herzlichste Anhänglichkeit bewahrte — heirathete mehrere Jahre später einen Rittmeister Grafen Normann und ist schon längst gestorben! — — ein gar zu früher Tod des einzigen, heißgeliebten Kindes, den die achtzigjährige Mutter heute noch ebenso tief schmerzlich als in der ersten Stunde empfindet, und wenn ich Madame Stirnbrand, wie zuweilen geschieht, besuche, so unterläßt die schwarzgekleidete tiefgebeugte Frau nie, mir mit thränenden Augen zu sagen: „Ach, Sie wissen es doch nicht, wie gut Ihnen das Kind gewesen ist.“ Vater Stirnbrand, der sein Alter nicht genau weiß, aber von den Neunzigen nicht weit entfernt sein muß, führt mich gern vor das Bild mit dem Riegelhäubchen und meint: „Nicht wahr, ich habe doch nie ein ähnlicheres Bild gemalt wie dieses hier?“

Und wenn ich dann das Haus verlasse, die bekannten

Zimmer mit der großen Epheuwand, welche das Kind so emsig gepflegt, wenn ich den unvergeßlichen Ton der Thürglocke beim Schließen höre, die unveränderten Treppen hinabsteige, dann in den Garten schaue mit der kleinen Gipsfigur mitten im Grünen, so berühren mich auf's schmerzlichste alle die stummen Zeugen jener damals so schönen, glücklichen Jugendzeit.

Doch wollen wir, wenigstens in der Erinnerung, nun dahin zurückkehren, um weiter zu erzählen, wie mir in der oben geschilderten Art meine Lehrzeit auf der königlichen Hofkammer rasch und angenehm verflog. Allerdings traf ich hie und da bei meinen häufigen Ausgängen mit dem gestrengen Chef zusammen, was mir, wenn er nicht besonders gut gelaunt war, einen ernsten, ja finstern Blick eintrug, wogegen er sich auch zuweilen in sarkastischer Weise nach meiner werthen Gesundheit erkundigte und es begreiflich fand, daß ich mir nach meinen anstrengenden Kanzleiarbeiten die nöthige Bewegung und Erholung gönne.

So waren denn ein paar Monate verflossen, als er mich eines Tages auf sein Arbeitszimmer kommen ließ und eine Unterredung ungefähr mit den Worten einleitete: „Sie haben nun eine Zeit lang Muße gehabt, um zuzuschauen, wie man hier fleißig und pünktlich zu arbeiten versteht, auch sind die Herren mit Ihrer Aufmerksamkeit und Ihrem guten Willen zufrieden, und da Herr Hofrath Link, der das Vergnügen

hat, Sie genauer als ich zu kennen, Sie bestens empfiehlt, so will auch ich Ihnen gerne für Ihre Zukunft behülflich sein, je nach Ihrem Wunsche, den ich mir anzugeben ersuche, um irgend welche Schritte für Sie zu thun."

Was sollte ich ihm darauf für eine Antwort geben, da der Kronprinz, mit dem ich nach wie vor in gutem Verkehr stand, den Zeitpunkt, um weitere Schritte zu thun, noch immer nicht für gekommen erachtete. Auch bemerkte ich an der lauernden Miene seiner Excellenz, daß er mich wohl im Verdacht habe, etwas ganz besonderes zu erstreben, vielleicht war auch trotz alledem in meiner Angelegenheit Etwas ruchbar geworden. Doch that ich das möglich Klügste, indem ich mich für sein Wohlwollen bedankte, im Uebrigen aber vorgab, noch kein bestimmtes Ziel in's Auge gefaßt zu haben. „Bei Hofe," fuhr er deßhalb fort, „wüßte ich wirklich nicht, wo Sie placirt werden könnten, zum Staatsdienste mangelt es Ihnen an den nöthigen Vorkenntnissen, und so bliebe denn nur eine Postsekretärsstelle, zu welcher ich mich gerne für Sie verwenden will."

Bei meinem besten Dank für seine Güte konnte ich doch unmöglich ein leichtes Lächeln verbergen, an dem er übrigens, gut gelaunt, wie er zufällig war, Theil nahm und mich hierauf mit den Worten verabschiedete: „Sie sehen doch wenigstens meinen guten Willen, den ich Ihnen auch noch dadurch beweisen will, daß ich Ihnen Ihre völlige Freiheit wieder

gebe; mehr bei uns zu lernen als bisher geschehen, ist nicht gut möglich und betrachte ich deßhalb Ihre Lehrzeit auf der Hofkammer als abgeschlossen — das heißt," fuhr er rascher fort, „wenn es nicht allenfalls Ihr dringender Wunsch ist, noch weiter zu addiren und revidiren."

Somit war ich denn entlassen, verabschiedete mich von den wohlwollenden Herren droben und suchte den Kronprinzen auf, um ihm die eben gehabte Unterredung mitzutheilen, worüber wir Beide auf's herzlichste lachten; doch schien es auch meinem hohen Gönner jetzt nothwendig geworden, von seiner Seite weitere Schritte zu thun, womit ich natürlicherweise sehr einverstanden war.

Seine Excellenz den Herrn Hofkammer-Präsidenten von Gärttner sah ich später zuweilen und konnte er dann wohl lächelnd sein Bedauern ausdrücken, daß ich nicht Postsekretär geworden sei. Als ich später im Schlosse wohnte, besuchte er mich hie und da, wobei er einmal meinen offenstehenden Weißzeugkasten musterte und mir seine Bewunderung über meine schöne und zahlreiche Wäsche aussprach.

„Ein Beweis, Excellenz," gab ich zur Antwort, „daß ich auf der Hofkammer Sparsamkeit und Ordnungsliebe gelernt," worauf er ein kurzes Lachen ausstieß und sich freundschaftlichst empfahl.

Da nun die Bombe, meine Anstellung betreffend, auf's beste vorbereitet, geladen und mit Zünder versehen war, so

bedurfte es nur eines Feuerfunkens, hier eines Wortes aus dem Munde des Königs, um sie mit dem allergrößten Eclat platzen zu machen und die erste Nachricht soll auch von der außerordentlichsten Wirkung in allen Hofkreisen gewesen sein. Sie wurde zuerst mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen, dann unter mitleidigem Achselzucken über die Allerhöchste Verblendung oder unter gerechter Entrüstung über das unmöglich Erscheinende, einem jungen Menschen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer diesen wichtigen Posten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen. Ja, selbst im königlichen Familienkreise soll es heftige Erschütterungen gegeben haben, die aber alle an der Festigkeit des Königs sowie an dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Kronprinzen scheiterten. Doch gab man sich anderseits damit noch nicht zufrieden, man schwieg plötzlich im weitesten Umfange der betreffenden Kreise über diese Angelegenheit, um Contreminen zu graben, die meine Anstellung schließlich doch noch verhindern sollten, und somit verzögerte es sich bis in den Oktober 1843 hinein, ehe meine Anstellung durch nachfolgendes Dekret bestätigt wurde:

„Durch höchste Entschließung vom 12. Oktober haben Seine Königliche Majestät den von des Kronprinzen Königlicher Hoheit in Dienst genommenen Literaten Hackländer von Elberfeld (!?) in Beziehung auf dieses

gebe; mehr bei uns zu lernen als bisher geschehen, ist nicht gut möglich und betrachte ich deßhalb Ihre Lehrzeit auf der Hofkammer als abgeschlossen — das heißt," fuhr er rascher fort, „wenn es nicht allenfalls Ihr dringender Wunsch ist, noch weiter zu addiren und revidiren."

Somit war ich denn entlassen, verabschiedete mich von den wohlwollenden Herren droben und suchte den Kronprinzen auf, um ihm die eben gehabte Unterredung mitzutheilen, worüber wir Beide auf's herzlichste lachten; doch schien es auch meinem hohen Gönner jetzt nothwendig geworden, von seiner Seite weitere Schritte zu thun, womit ich natürlicherweise sehr einverstanden war.

Seine Excellenz den Herrn Hofkammer-Präsidenten von Gärttner sah ich später zuweilen und konnte er dann wohl lächelnd sein Bedauern ausdrücken, daß ich nicht Postsekretär geworden sei. Als ich später im Schlosse wohnte, besuchte er mich hie und da, wobei er einmal meinen offenstehenden Weißzeugkasten musterte und mir seine Bewunderung über meine schöne und zahlreiche Wäsche aussprach.

„Ein Beweis, Excellenz," gab ich zur Antwort, „daß ich auf der Hofkammer Sparsamkeit und Ordnungsliebe gelernt," worauf er ein kurzes Lachen ausstieß und sich freundschaftlichst empfahl.

Da nun die Bombe, meine Anstellung betreffend, auf's beste vorbereitet, geladen und mit Zünder versehen war, so

bedurfte es nur eines Feuerfunkens, hier eines Wortes aus dem Munde des Königs, um sie mit dem allergrößten Eclat platzen zu machen und die erste Nachricht soll auch von der außerordentlichsten Wirkung in allen Hofkreisen gewesen sein. Sie wurde zuerst mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen, dann unter mitleidigem Achselzucken über die Allerhöchste Verblendung oder unter gerechter Entrüstung über das unmöglich Erscheinende, einem jungen Menschen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer diesen wichtigen Posten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen. Ja, selbst im königlichen Familienkreise soll es heftige Erschütterungen gegeben haben, die aber alle an der Festigkeit des Königs sowie an dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Kronprinzen scheiterten. Doch gab man sich anderseits damit noch nicht zufrieden, man schwieg plötzlich im weitesten Umfange der betreffenden Kreise über diese Angelegenheit, um Contreminen zu graben, die meine Anstellung schließlich doch noch verhindern sollten, und somit verzögerte es sich bis in den Oktober 1843 hinein, ehe meine Anstellung durch nachfolgendes Dekret bestätigt wurde:

„Durch höchste Entschließung vom 12. Oktober haben Seine Königliche Majestät den von des Kronprinzen Königlicher Hoheit in Dienst genommenen Literaten Hackländer von Elberfeld (!?) in Beziehung auf dieses

Dienstverhältniß den Titel eines Sekretärs gnädigst verliehen, wovon der Sekretär Hackländer hiemit in Kenntniß gesetzt wird."

unterzeichnet auf den Befehl des Königs. Bellnagel.

Es war dieß der Chef des geheimen Kabinets, der damals noch den Titel Staatssekretär führte, ein kleiner, etwas wunderlicher Herr, der es liebte, französische Brocken in die Unterhaltung zu mischen und mir eines Tages sagte: „Ah ça, mon cher! man hätte Ihnen für Ihre Stellung wohl den Titel ‚Geheimer Sekretär' geben können, parbleu, ich konnte es aber nicht durchsetzen." Doch hatte gerade seine Excellenz die Ausfertigung meines Dekrets länger bei Seite geschoben, als gerade nothwendig war.

Aber nun hatte ich sie in Händen, schwarz auf weiß am 14. Oktober Nachmittags erhalten und habe ich das Papier mindestens ein Dutzend mal durchlesen und mich darauf sogleich beim Kronprinzen unter Bezeugung wärmsten Dankes gemeldet. Abends war ein Concert in dem damaligen sogenannten Redoutensaale, wo jetzt der Königsbau steht, in welchem der berühmte Virtuose Dreyschock spielte. Dorthin begab ich mich, machte Bekannten und Freunden gegenüber kein Hehl aus meiner erfolgten Anstellung und war darnach überzeugt, daß es am andern Tage die ganze Stadt wisse.

Von meiner glückseligen Gemüthsstimmung kann ich un-

möglich eine Schilderung entwerfen, schien doch nun meine Zukunft für alle Zeit geborgen, hatte ich doch eine ebenso hohe als ehrenvolle Stellung erreicht, eine Stellung, in der ich Nützliches und Gutes zu wirken vermochte, und das zu thun hatte ich mir fest vorgenommen und gelobt.

Dann aber begann eine Zeit emsigen Schaffens und tüchtiger Sorge, ich mußte sogleich die Geschäfte des Kronprinzen übernehmen, seine Correspondenzen, Rechnungen, seine Kasse, und obgleich sich in letzterer nur ein paar tausend Gulden befanden, so erschrak ich doch fast über die Größe einer solchen Summe, die ich noch nie beisammen gesehen hatte und schaffte sie mir so bald als möglich vom Halse, indem ich rückständige Rechnungen des Kronprinzen bezahlte. Meine erste Beschäftigung war übrigens, wie ich nicht verschweigen will, die Bestellung einer Visitenkarte gewesen:

F. W. Hackländer,
Sekretär Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen
Karl von Württemberg.

vermittelst welcher ich alsdann meinen Besuchen den allergrößten Nachdruck gab.

Auch das Französische wurde mit doppeltem Eifer wieder vorgenommen und war Baron Taubenheim so freundlich, mit mir in eine für mich lehrreiche Correspondenz zu treten, indem er mir meine Briefe verbessert und korrigirt zurückgab.

Neben dem mir ausgesetzten Gehalte von jährlich acht-

hundert Gulden nebst freier Wohnung sowie nach damaligem württembergischem Gebrauch sechs Meß Buchenholz, zwölf Scheffel Dinkel und sechs Scheffel Roggen erhielt ich für die bevorstehende italienische Reise, wie die andern Begleiter, Equipirungsgelder, die mir sehr gut zu statten kamen, da, wenn ich auch anständig gekleidet gieng, meine Garderobe nicht von der Art war, um im Gefolge seiner königlichen Hoheit zu reisen und mit demselben hohe und höchste Kreise besuchen zu können.

Die kleinen Gesellschaften beim Kronprinzen oder in meiner Wohnung dauerten indessen fort und gab die bevorstehende italienische Reise begreiflicherweise häufig und genügenden Stoff zur Unterhaltung. Wie ich mich darauf freute, vermag ich nicht zu sagen; allerdings hatte ich ein Stück von Sizilien, Neapel, Genua und Mailand gesehen, ein wonnevolles Kosten dieser herrlichen Städte in schönen Frühlingstagen, doch hatte alles, was ich genossen, nur meine Sehnsucht verschärft, auch das übrige Wunderland Italien kennen zu lernen; und welch prachtvolle Gelegenheit bot sich jetzt dafür! — im Gefolge eines lebenslustigen, wohlwollenden und kunstsinnigen jungen Fürsten, der mich in seiner Liebenswürdigkeit seinen hohen Rang wenn auch nicht vergessen ließ, so doch alles Beengende und unerquicklich Förmliche davon abzustreifen wußte und so den Umgang mit ihm zu einem äußerst behaglichen zu machen verstand.

Dazu kam noch die angenehme Art, in welcher diese Reise stattfinden sollte, mit eigenen Wagen und Bedienten, Extrapost und Vorausbestellung, so viel nur möglich war, Benutzung der besten Gasthöfe und dabei überall die schönste Gelegenheit, alles Interessante, Merkwürdige und Lehrreiche unter gediegener Leitung zu sehen, auch die gesellschaftlich besten Kreise besuchen zu können und somit nicht nur Land, sondern auch Leute kennen zu lernen. Da trotz alledem möglichst gespart werden sollte, so fand man neben dem vorausgehenden Fourgon, der sämmtliches Gepäck führte, einen Wagen für den Kronprinzen und den ihn begleitenden Reise-Chef, seine Excellenz den Oberststallmeister General von Maucler, einen dritten Wagen für das Gefolge, den Adjutanten, einen Arzt und mich, genügend. Doch war Baron Taubenheim, der diese Ausrüstungen zu treffen hatte, so freundlich, den für mich als Jüngsten bestimmten Rücksitz unserer Kalesche durch eine Polsterung für die Fahrten bei Tag und Nacht etwas bequemer machen zu lassen.

Da ließ mich der General von Maucler, der, beiläufig gesagt, ein naher Verwandter des zur Begleitung bestimmten schon früher erwähnten Grafen Zeppelin war, zu sich rufen und eröffnete mir allerdings in der wohlwollendsten und freundlichsten Weise: Er habe die Bestimmung getroffen, daß ich, begleitet vom Kammerdiener des Prinzen, in dem Fourgon vorausreisen solle. „Viel bequemer für Sie, als in der

Kalesche rückwärts zu fahren," setzte er hinzu. Doch machte mich diese Eröffnung einigermaßen stutzend, gab mir Stoff zur Ueberlegung und wenn ich erwiderte: „daß ich mich den Befehlen des Kronprinzen unbedingt fügen würde," so beschloß ich doch, bei einem erprobten und ruhig beobachtenden Freund auch Raths darüber zu holen, der aber mit mir darin vollkommen einig war, daß, wenn auch der junge Schriftsteller Hackländer sich Nichts daraus zu machen brauche, mit einem braven Manne, wie der Kammerdiener Zimmer war, gemeinschaftlich in einem Wagen zu fahren, dieß jedoch für den Sekretär des Kronprinzen eine ganz andere Sache sei und vergesse ich nie, wie jener Freund lachend ausrief:

„Klug ausgesonnen, Pater Lamormain! —
Wäre der Gedank' nicht so verwünscht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Gelang es, mich in den Fourgon zur Dienerschaft zu bringen, so war damit ein Vorgang geschaffen, der sich leicht weiter ausnützen ließ, um den „Literaten von unbekanntem Herkommen", den fremden, nicht einmal adeligen jungen Menschen auf den ihm gebührenden Standpunkt zurückzuschrauben. Daß ich aber mit meiner Meldung darüber an den Kronprinzen, die mir der Oberststallmeister gestattete, einen solchen Spektakel, ja, ein Unheil für den Betreffenden hervorrufen würde, hätte ich wahrlich nicht erwartet. Doch war der Kronprinz, wie ich bereits erzählt, auf's Aeußerste gegen

seinen bisherigen Kavalier, den Grafen Zeppelin, gereizt, und kaum hatte ich die Fourgongeschichte berichtet — es war Abends kurz vor Beginn des Theaters — so sprang er in einer Heftigkeit, wie ich sie nie an ihm erlebt, auf und rief zornig: „Das ist wieder eine abgeredete Geschichte dieser hochmüthigen Familie gegen Sie, auch um mich zu kränken; doch kommt sie mir sehr erwünscht und werde ich sogleich mit meinem Vater darüber reden.“ Dann nahm er hastig seinen Hut und eilte an mir, der ich sprachlos dastand, vorüber, um sich durch das Schloß und durch den bedeckten Theatergang in die Loge des Königs zu begeben. Da die Vorstellung bereits begonnen hatte, mußte er bis zum Zwischenakte warten und bat dann seinen Vater um eine kurze Unterredung im Vorzimmer, bei der es, wie ich später erfuhr, sehr laut und heftig zugegangen sein soll. Der Kronprinz, von dem Standpunkte ausgehend, daß es auf eine Kränkung für mich und auch für ihn abgesehen sei, hatte den Grafen Zeppelin als muthmaßlichen Urheber bezeichnet und seinem Vater auf's bestimmteste erklärt, er sei deßhalb nicht mehr im Stande, gemeinschaftlich mit demselben zu reisen, bäte dringend, ihn entlassen und dafür den Karl von Berlichingen mitnehmen zu dürfen. Bedauerlicherweise für Graf Zeppelin mochte auch der König den Zusammenhang für richtig halten oder dem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche seines Sohnes nicht entgegentreten, genug, er sagte achselzuckend, wie er bei solchen

Gelegenheiten gerne zu thun pflegte: „Das sind Sachen deines eigenen Haushaltes, in denen ich dir nicht widerstreben will, sondern dir deinen freien Willen lassen muß.“

Dieser schroffe Wechsel so kurz vor einer großen Reise, zu welcher der Betreffende schon alle Anstalten getroffen, mußte natürlicherweise großes Aufsehen erregen und meine an sich schon zahlreichen Feinde vermehren; gab man mir doch die Schuld, gegen den Grafen Zeppelin intriguirt zu haben, ein Vorwurf, der nicht ungerechter sein konnte, denn ich hatte damals mit demselben kaum ein Dutzend Worte gewechselt, als er mich in herzlicher Art zu meiner neuen Stellung beglückwünschte; aber seine eigene Stellung zum Kronprinzen war — aus welchen Gründen, wußte ich nicht, habe es auch nie genau erfahren — von der englischen Reise her schon so gespannt, daß es nur des Kleinsten bedurfte, um eine Verbindung jäh zu zerreißen, die freilich im andern Falle auf der ganzen Reise zu den unangenehmsten Scenen geführt haben würde.

Wie ich mir stets erlaubte, dem Kronprinzen unverhohlen meine Meinung zu sagen, so auch hier, indem ich ihm meine Ansicht nicht verschwieg, daß es wohl besser gewesen, jene Verbindung, wenn sie unmöglich geworden, gleich nach der Rückkehr von der englischen Reise zu lösen, als jetzt wegen einer Kleinigkeit den Vorwurf der Unbeständigkeit auf sich selbst zu laden; ja, ich habe mich bemüht, ihm jahrelang die

Sache wieder in Erinnerung zu bringen, den Grafen Zeppelin, gegen den er sich häufig aussprach, zu vertheidigen, ihn auch herzlich gebeten, das Verhältniß wieder in's Geleise zu bringen und glaube mit dazu beigetragen zu haben, daß er ihn später zum Hofmarschall seines Hauses wählte.

Dagegen muß ich auch anerkennen, daß mich unser Reisechef, General von Maucler, nie auch nur im geringsten die Entfernung seines Neffen entgelten ließ; er behandelte mich im Gegentheil stets wohlwollend und freundlich, unterstützte und verbesserte meine Correspondenzen in fremden Sprachen und machte mir das schwierige Amt eines Reisekassenführers so leicht als möglich. Der General war überhaupt ein vornehmer, liebenswürdiger, alter Herr, vom gewinnendsten Wesen, den wir Alle liebten und verehrten, dem auch ich dienlich war, wo es in meinen Kräften stand und dem ich die leidige Fourgongeschichte auch dadurch zu vergelten strebte, daß ich, als er später in Neapel schwer erkrankte und noch schwach mit uns zurückkehrte, die weite Reise nach Stuttgart auf dem Bock der Kalesche machte, um ihm und dem Arzte den ganzen innern Wagen zur Verfügung zu stellen.

Dieser Arzt war Doktor Klein, Generalstabsarzt der Armee, ein stets freundlich lächelnder Herr, zu dem ich übrigens nie in ein recht intimes Verhältniß gekommen bin; als ächter Schwabe mit dem ausgesprochensten schwäbischen Accent

vermochte auch er wohl zu dem „preußischen Ausländer“ kein großes Vertrauen zu fassen.

Karl von Berlichingen hatte bei seiner hohen und breiten Gestalt etwas Unbeholfenes in seinen Bewegungen, so daß seine Freunde lachend von ihm sagten: er habe von der Natur zwei linke Füße erhalten. Höchst selten betheiligte er sich während der langen Fahrten an der Unterhaltung, pfiff aber, wenn er sich behaglich fühlte, die ersten Takte der „Fahnenwache“, die gleiche Weise stets in einer anderen Tonart wiederholend. Dem Kronprinzen war er anfänglich durch seine Schweigsamkeit bequem, auch weil er sich nie einen Widerspruch erlaubte, sondern nur das that, was ihm befohlen war, wogegen es der weit lebhaftere und gebildetere Graf Zeppelin vielleicht durch allzu viel Gegentheiliges verdorben hatte, gleichwie Doktor Klein, der ebenfalls mit in England gewesen war.

So rückte der Tag der Abreise heran, zu welchem der Prinz Hugo Hohenlohe, Meister der „Glocke“, noch eine solenne Abschiedsfeier in seiner Wohnung, die damals im Hause des Buchhändlers L. Hallberger war, veranstaltete, wozu außer Freunden und Bekannten des Kronprinzen, sämmtliche Glockenmitglieder eingeladen waren und wo es bei einem opulenten Menu, bei den feinsten Weinen, bei Reden und Toasten, an denen sich auch der Kronprinz betheiligte, hoch genug hergieng, was gegen drei Uhr, wo wir uns trennten,

am Besten von dieser frühen Morgenstunde, von der malerischen Unordnung der Tafel und den leeren Flaschenbatterien, sowie der ausgelassenen Laune sämmtlicher Betheiligten bezeugt wurde.

Der Kronprinz lud mich ein, mit ihm nach Hause zu fahren; doch statt sich, als der Wagen hielt, durch das kleine Gärtchen im vollen Laufe, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, in sein Appartement zu begeben, forderte er mich noch, wie oft bei ähnlichen Gelegenheiten geschah, zu einem Spaziergange auf, um auf dem Asphalttrottoir der Planie hin und her gehend, mir in lebhaften Schilderungen seine Eindrücke des heutigen Abends zu wiederholen: Geistreiches und Gewöhnliches, Erfreuliches und Verletzendes, aber mit dem Schlußresultat, daß er sich bei den guten lieben Bekannten, die ihm, wie er wohl wisse, im Allgemeinen anhänglich und sehr zugethan seien, die Meisten auch ehrlich und ohne Falsch, so vortrefflich amüsirt habe, daß ihm eine Wiederholung große Freude machen würde.

„Leider aber unmöglich," erlaubte ich mir ihm zu entgegnen, „da Sie ja übermorgen früh Ihre Reise antreten."

Der Kronprinz ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, und befahl mir, am nächsten Morgen so bald als möglich zum Prinzen Hugo zu gehen und ihn mit seinem Wunsche bekannt zu machen.

Damit entließ er mich und lief eilig in's Schloß. Auch

ich ſuchte mein Zimmer auf, befahl dem Diener, mich um halb acht Uhr zu wecken und als dieß geſchehen, erhob ich mich müde und verdrießlich, um meine Botſchaft auszurichten. Kaum wollte mich der Jäger des Prinzen Hohenlohe, obgleich ich im Auftrage des Kronprinzen kam, vor ſeinen Herrn laſſen, der mich ſchlaftrunken empfieng und der ſchon über meinen bei ſo früher Morgenſtunde zuerſt vorgebrachten Dank des Kronprinzen ſehr verwundert erſchien, ſich aber im höchſten Erſtaunen aufrichtend meine Botſchaft anhörte, um dann wieder auf ſein Lager zurückſinkend ſeinem Jäger den Befehl zu geben: Alles ſtehen und liegen zu laſſen, die Einladungen, wie geſtern, herum zu ſchicken, nur das Menu zu verändern und für friſchen Wein, beſonders viel gut gekühlten Champagner beſorgt zu ſein.

Wie ich übrigens dem Kronprinzen vorausgeſagt und wie es auch begreiflich iſt, war dieſe Wiederholung nur eine matte Copie des geſtrigen herrlichen Abends, beinahe jeder war übernächtig und müde, die herzlichen Wünſche und alles dergleichen auf die Reiſe bezügliche konnten doch unmöglich, ſelbſt nicht von ſo gewandten und geiſtreichen Rednern, wie Dingelſtedt, Taubenheim und Andre, wiederholt werden, auch waren zwei Uneingeweihte in den Perſonen des Baron von Berlichingen und des Doktor Klein anweſend, mit denen ich gegen Mitternacht, von dem Bankett weg abfahren ſollte und die ziemlich verblüfft in unſer Treiben ſchauten, weßhalb

ich sehr zufrieden war, als gegen Mitternacht unser Reisewagen gemeldet wurde und wir Erlaubniß erhielten, die Gesellschaft zu verlassen.

Glücklicherweise war es mir damals noch möglich im Reisewagen zu schlafen, weßhalb ich auch die schmerzliche Trennung von so Manchem weniger empfand, ja mit der Elastizität der Jugend trotz des trüben Novembermorgens, der endlich aufdämmerte, mich sogleich wieder behaglich in meine Verhältnisse fand. Da wir Extrapost fuhren, hatte ich unterwegs auf jeder Station mit den Posthaltern abzurechnen und die Postillone zu befriedigen, was nicht immer gelang, die aber so durch Wachen und Schlafen getheilte Zeit rascher vergehen machte.

Wir fuhren über Eßlingen, Göppingen nach Ulm, also eine Zeit lang den gleichen Weg wie vor kaum einem Jahre bei unserer orientalischen Reise, kamen dann über Illertissen Nachmittags nach Memmingen, wo der Kronprinz, der erst Morgens von Stuttgart wegfuhr, über Nacht blieb, während wir, nachdem wir gemeinschaftlich mit ihm, der sehr ermüdet ankam, zu Nacht gegessen, sogleich unsere Reise fortsetzten; gegen Mitternacht erreichten wir Kempten, wo ich später noch häufig des Nachts durchreiste, dabei stets den Posthalter, seinen Sekretär und was sonst um den Weg war, begreiflicherweise nur im Schlafrocke sah, weßhalb ich mir einen Einwohner von Kempten nur in solchem Gewande der Nacht vorzustellen

vermochte. Ueber Neſſelwang gieng es dann nach Reutte, wo der Kronprinz abermals ſchlief, und wo uns beim Nachteſſen ein Ragout von Gemſen vorgelegt wurde.

Am andern Tage fuhren wir bei Zirl und an der Martinswand vorüber, bei der uns der Poſtillon die durch ein Kreuz bezeichnete Stelle wies, wohin ſich Kaiſer Maximilian bei der Gemsjagd verſtiegen hatte und wo ihm vom Thal aus ſchon die erhobene Monſtranz, den letzten kirchlichen Troſt vermittelnd, gezeigt worden war, bis ihn jener kühne Jäger rettete.

Hinter Innsbruck ſah ich zum erſten Mal die erhabene Pracht der mit Schnee und Eis bedeckten Alpenwelt, die auf mich einen großen Eindruck machte; angenehm aber und äußerſt behaglich empfanden wir einige Stunden ſpäter den langſam eintretenden, aber immer merklicher werdenden Uebergang in ein milderes Klima, die ſchroffen Felswände, oben mit ihren leuchtenden Spitzen, unten mit den blendenden Schneehalden, blieben hinter uns, die ſchäumenden Bergwaſſer, die uns bisher übermüthig ſprudelnd begleitet, echte Gebirgsſöhne, wurden ruhig und manierlich und erſchienen wie gebändigt durch den Anblick der weiten und herrlichen Thäler bei Brixen und Bozen; hier ſahen wir ſchon immergrüne Eichen, hohe tiefdunkle Cypreſſen neben eigenartig gebauten Häuſern, die Weinreben, allerdings jetzt blätterlos, in Guirlanden von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum gezogen,

kurz eine ganz andere Scenerie, für uns um so freundlicher, als wir, die wir gestern noch tüchtig gefroren, heute unter dem warmen glänzenden Sonnenschein unseren Pelzfußsäcken entschlüpften und die Kalesche soweit als möglich öffneten. In Trient blieben wie der Kronprinz so auch wir über Nacht, was für mich um so bemerkenswerther ist, als er hier zum ersten Male meinen Dienst als Sekretär in Anspruch nahm, um ein Tagebuch zu beginnen, wie ich ihm dringend angerathen.

Ich hatte geglaubt, er würde seine Reiseeindrücke schildern, statt dessen aber griff er nach Stuttgart zurück und ließ die dort gebliebenen Bekannten und Freunde sowie auch seine Reisegesellschaft, mit Geist und Geschick, eine meistens sehr scharfe Revue passieren. Schließlich kam auch ich an die Reihe, doch wurde meine Neugierde über mich selbst nicht befriedigt, da er plötzlich auf andere Begebenheiten übergieng.

Leider blieb dieß Tagebuch bald wieder liegen, was ich heute noch, wenn ich den mir verbliebenen Anfang durchblättere, aufrichtig bedauern muß.

In Verona blieben wir einige Tage und ließ ich die alten und ältesten Bauwerke und Erinnerungen dieser hochinteressanten schönen Stadt mächtig auf mich einwirken, weßhalb mir auch das damals Gesehene und Angestaunte weit lebhafter geblieben ist, als wiederholtes Sehen bei späterem mehrmaligem weit längerem Aufenthalte. Unvergeßlich blieben mir die malerischen Grabmäler der Scaliger, ernst und in

ihrer tiefen Ruhe ungestört, mitten im lebendigen Straßentreiben stehend, ebenso das angebliche Haus der Capuletti, wo ich bei nächtlichem Vorüberschreiten sehr geneigt war, Flötenspiel und Geigenklang aus den hohen Fenstern ertönen zu hören oder Degengeklirr an der Pforte; ja selbst jenen marmornen Brunnentrog, der mit der unglücklichen Julie in Zusammenhang gebracht wird, habe ich damals tief ergriffen betrachtet und in wehmüthiger Stimmung von der benachbarten Wand einige Epheublätter abgebrochen und in einem Briefe nach Hause geschickt.

Eigenthümlicherweise machte damals das herrliche Amphitheater keinen so gewaltigen Eindruck auf mich, als da ich es später einmal mit einer festlichen Menge angefüllt sah und so erst recht seine Größe zu bewundern vermochte.

Begreiflich wird man es finden, daß ich zuweilen in diesen Blättern nicht umgehen kann Reiseeindrücke zu schildern, doch soll dieß nur so flüchtig als möglich geschehen, da es sich hier um keine umständliche Beschreibung des Gesehenen und Erlebten handelt, sondern nur zuweilen um einen richtigen Hintergrund, auf dem es mir leichter wird, die Bilder jener Reisetage faßlich und ersichtlich vorüberzuführen; auch ist ja schon so viel über das Wunderland Italien geschrieben worden, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes — zu welcher Kategorie meine eigenen Schilderungen gehören, will ich unentschieden lassen — daß es wahrhaftig kein dringendes Be-

dürfniß mehr ist, darüber noch weiter Papier und Tinte zu verschwenden. Doch will ich hier nicht unterlassen, jungen angehenden Schriftstellern den Rath zu geben, Reise- oder Länderbeschreibungen in Novellenform genießbarer zu machen, wie ich es häufig selbst schon gethan und wobei ich mich, da ich alsdann der Phantasie größeren Spielraum gewähren durfte, sehr wohl befunden habe.

Wir wohnten in Verona in dem Albergo due torre, einem alten, düsteren Palaste, ehemals der Familie gleichen Namens angehörend, hatten den ganzen ersten Stock in Beschlag genommen und erregten deßhalb mit unsern drei Wagen und zahlreicher Dienerschaft kein geringes Aufsehen, und obgleich der Kronprinz unter dem Namen eines Grafen Karl von Teck reiste, so mußte doch sein Inkognito gerade dieses Namens wegen, den der König in Italien gleichfalls zu benutzen pflegte, etwas durchsichtig sein, denn ich selbst hörte, als der Kronprinz die Treppen hinaufstieg, von sehr hübschen jungen Mädchen, die sich zum Zuschauen eingefunden, flüstern: „ciè un principe d'una casa regnante“ was ich hier nur erwähne, weil diese hübschen Freundinnen des Hauses, es waren Venezianerinnen, die zum Besuche da waren, später, als sich der Prinz ermüdet zurückgezogen hatte, auf die liebenswürdigste und naivste Art an unseren Unterhaltungen Theil nahmen, ja ein komisch klingendes Wort, das ich von einer derselben im Nebenzimmer gehört: „Smor-

zate il lume“ und einige Tage darauf zum Besten gab, war in Rom Schuld daran, daß wir uns vor dem Papst Gregor XVI. eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnten, in das übrigens Seine Heiligkeit herzlich mit einstimmte.

Venedig lag für jetzt noch nicht in unserem Reiseplan und sollte auf dem Rückweg besucht werden, weßhalb wir den Weg nach Guastalla und Parma über Mantua nahmen. Mich interessirte die in flacher sumpfiger Gegend auf einer Insel im Mincio liegende Festung nur, weil ich im Einfahren über lange dröhnende Holzbrücken, an Andreas Hofer, der 1810 hier erschossen wurde, dachte, und es summte mir das:

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer lag,“

noch lange nachher im Kopfe. Ueberhaupt waren es historische Erinnerungen, die ich mir besonders im Betrachten der darauf bezüglichen Bilder und Denkmäler fest in's Gedächtniß prägte, wie ich denn auch in Guastalla die Zeit des Umspannens zur Besichtigung der Broncestatue Ferdinand Gonzaga's auf der Piazza benützte.

In Parma residirte damals noch die Erzherzogin Marie Luise, Gemahlin Napoleon des Ersten, und blieben wir dort einen Tag, theils um die herrlichen Gemälde Correggio's und Anderer zu sehen, sowie auch um Ihre Kaiserliche Majestät, wie die Herzogin immer noch genannt wurde, zu besuchen.

Der Kronprinz mit Gefolge wurde auch sogleich zur Tafel geladen und die Zeit bis dahin benutzt, um alles Sehenswürdige zu betrachten. Zum Anzug war hofmäßige Civilkleidung gewünscht worden, zu welcher General Maucler für uns schwarzen Frack und Beinkleid, dazu Schuhe mit seidenen Strümpfen, weiße Halsbinde, den Degen an der Seite, sowie den Uniformshut unter dem Arm anordnete, was äußerst komisch aussah und meine Befangenheit, wie ich aufrichtig gestehen will, bedeutend vermehrte. Auch war die Art, wie wir von der reich galonirten Dienerschaft, von dem Hofmarschall, den Kammerherren und Kavalieren empfangen wurden, im allergrößten Stile; wir betraten einen großen Saal, in dessen einer Ecke sich die Damen und Herren der ehemaligen Kaiserin befanden, während wir in der andern Ecke aufgestellt wurden, worauf, als Ihre Majestät erschienen und sich dicht vor ihren Hofstaat stellte, der große Zwischenraum zuerst von dem Kronprinzen durchschritten wurde, der begreiflicherweise auf's Liebenswürdigste und Zuvorkommendste begrüßt an der Seite der Kaiserin blieb. Selten habe ich eine Dame von größerer Häßlichkeit gesehen; zu jener Zeit erst 54 Jahre alt, war ihre hohe Figur von einer unbeschreiblichen Magerkeit, die Züge schlaff und tief gefurcht, die großen etwas gerötheten Augen müde blickend, der fast zahnlose Mund durch die stark herabhängende habsburgerische Unterlippe noch mehr entstellt, kurz, keine Spur mehr jener lieblichen

österreichischen Prinzessin, von der Napoleon nach seinem Hochzeitstage zu einem Vertrauten sagte: „Sie ist reizend und frisch wie Rosen.“

Mich interessirte sie ganz besonders, auch als Gemahlin des Grafen Neipperg, mit dem sie noch bei Lebzeiten Napoleons verheirathet wurde und vermochte ich das Loos dieses auffallend schönen und vornehmen Mannes nicht beneidenswerth zu finden; doch hatte sie noch einen Sohn von ihm, den heute noch lebenden österreichischen Feldzeugmeister Montenuove, und war damals in dritter oder vierter Ehe mit dem Grafen Pombel verheirathet.

Jene Betrachtungen anzustellen hatte ich genügend Zeit, so lange der Kronprinz und General Maucler mit ihr plauderten und bis der große Augenblick kam, wo wir Uebrigen auf dem äußerst glatten Parketboden gegen sie avanciren mußten, zu welchem Zweck Ihre Majestät jedem Einzelnen mit dem Finger winkte; und ich, der zuletzt kam, sah schon den Augenblick vor mir, wo mir bei meinem ersten Debüt an einem fremden Hofe der Degen zwischen die Beine kommen und ich ausgleitend vor die Füße der hohen Dame gelangen würde; doch gieng Alles gut von statten, ja sie näherte sich mir sogar ein paar Schritte, worauf sie mich betrachtend, ihre Hände übereinander legte und dann sagte: „Nun, Sie haben sich wohl die schönen Sachen von Parma recht angesehen?“ dabei überflog ein leichtes Lächeln ihre

Züge und verschönerte dieselben soviel als möglich, worauf ich, mich tief verbeugend, erwiederte: „Gewiß, Majestät, soviel es die Zeit erlaubte, haben wir die unvergleichlichen Kunstschätze Ihrer Residenz angestaunt, vor Allem die Werke Correggio's."

„Ach ja, das ist schon der Mühe werth; waren Sie auch im Kloster S. Paolo?"

„Gewiß, Majestät."

„Was ist Ihnen dabei aufgefallen?"

Ich besann mich einen Augenblick, doch fiel mir glücklicherweise sogleich ein, worauf sie anspielte und sagte deßhalb: „Nun, die für eine geistliche Dame etwas eigenthümliche Deckenverzierung, nackte Amoretten eine Weintraubenguirlande tragend."

„Was mag sich die Frau dabei gedacht haben, als sie das malen ließ, warum gerade Amoretten und Weintrauben?"

„Vielleicht als peinigende Erinnerungen, wenn sie aufwärts gen Himmel schaute, als moralische Geißelung."

„Ah, da haben Sie ganz Recht," gab sie heiter zur Antwort, worauf sie sich rasch zur Seite wendend fortfuhr: „Und sie wird vielleicht zu solchen Erinnerungen Ursache genug gehabt haben."

Dann gieng es zur Tafel, die wie die meisten dergleichen steif und förmlich verlief, und wobei die ehemalige Kaiserin

selbst fast gar nichts anrührte, sondern mit übereinandergelegten Armen bemüht war, den Kronprinzen zu unterhalten, weßhalb auch dieser fast zu keinem guten Bissen kam.

In Bologna blieben wir abermals, doch viel zu kurz für die vielen Sehenswürdigkeiten dieser alten hochinteressanten Stadt, und fieng hier schon eine Reisequal an, die wir dem Doktor Klein verdankten, der in seinem „Förster" alles nur eben Bemerkenswerthe angestrichen hatte und uns auch nicht die unbedeutendste Kapelle oder in Kirchen das versteckteste oft von Kerzen und Weihrauchdampf völlig ungenießbar gewordene Bild erließ, wodurch bei der Kürze der Zeit unser Umherwandern oft eine wahre Hetzjagd wurde; mich interessirte hauptsächlich die alte Stadt selbst, die Arkaden in allen Straßen, der Campo Santo, die schiefen Thürme, und in der Academia delle belle arti blieb mir nur die heilige Cäcilie Raphael's in lebhafter Erinnerung.

Da man von der Straße über den Apennin damals allerlei Räubergeschichten erzählte, so blieben, als wir Abends von Bologna abfuhren, unsere drei Wagen dicht bei einander und wurden in Vertheidigungszustand versetzt, indem wir unsere schweren doppelläufigen Reisepistolen luden und leicht faßlich neben uns legten, auch waren keine Vorausbestellungen gemacht worden, weßhalb unsere Fahrt obendrein bei sehr schlechtem Wege, langsam von Statten gieng. Unvergeßlich blieb mir dabei ein hübsches Bild dicht vor den Thoren der

Stadt, wo betende Frauen vor einem Muttergottesbilde lagen, dessen milde Züge bei der finstern Nacht nur durch eine trübe brennende Ampel erhellt wurden, ganz geeignet, uns droben lauernde Banditen vorzustellen, für deren Wohl die Heilige hier unten angefleht wurde.

Doch erreichten wir am andern Tage Florenz, ohne irgend welches Abenteuer erlebt zu haben und fanden im Hotel de l'Europe bei Herrn Schobinger den ersten Stock seines prachtvollen Hauses für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Karl von Württemberg nebst hohem Gefolge in Bereitschaft.

Achtes Kapitel.

Italienische Erinnerungen.

Florenz, damals noch Hauptstadt des Großherzogthums Toskana, war in diesem Jahre glänzender und zahlreicher besucht als seit langer Zeit. Da es der Winter- und Hauptsaison der schönen Blumenstadt zugieng, fand man schon zu Anfang des Herbstes keine elegante Wohnung mehr; alles war an die vielen Fremden aus allen größeren Städten der Welt vermiethet, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um sich noch einmal recht lustig zu machen, ehe sie nach dem Karneval die ernste Fastenzeit in Rom zubrachten. Es war damals etwas Eigenthümliches um die sogenannte Saison von Florenz, die von Anfangs Oktober bis nach Neujahr dauerte.

Daß die Anwesenheit des Kronprinzen von Württemberg noch mehr zur Belebung dieser Saison beitrug, verstand sich

ebenso gut von selbst, als daß er sogleich so zu sagen der Mittelpunkt der gesellschaftlichen Kreise wurde, die er aufsuchte; doch wurde wegen der oben erwähnten eigenthümlichen Mischung dieser Gesellschaft in der Auswahl mit möglichster Vorsicht verfahren, wogegen wieder Rücksicht auf die zwei befreundeten, ja verwandten Häuser genommen werden mußte, die nicht zu umgehen waren, obgleich eine allzu große Intimität mit denselben von dem Könige nicht gerade gewünscht wurde. Das eine war das Haus des einstigen Königs Jerome von Westfalen, Bruders Napoleon's I., der hier anscheinend in glänzenden Verhältnissen lebte, wogegen Eingeweihte ganz genau wußten, daß seine Freundin, die Marchese Barberini, in deren Palaste er auch wohnte, die Ausgaben für sein Hauswesen bestritt. König Jerome war durch seine Heirath mit der Prinzessin Katharine, Schwester des Königs von Württemberg, der Onkel des Kronprinzen geworden und konnte als solcher nicht wohl vermieden werden. Seine Tochter, die Prinzessin Mathilde, an einen vornehmen, ungeheuer reichen Russen, den toskanischen Fürsten Anatol Demidoff verheirathet, wohnte gleichfalls in Florenz und gerade in diesem Winter befand sich auch der Prinz Napoleon (Plon-Plon) dorten.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes, ehe wir noch unsere Streifzüge nach Kapellen und Kirchen, Gallerieen und Museen, kurz nach Sehenswürdigkeiten aller Art

begannen, mußte der Prinz, wie alle übrigen Sterblichen, seine Besuche in jenen Häusern machen, wo er empfangen zu werden wünschte; doch wurde mir aufgetragen, seine Stelle dabei zu versehen und bestieg ich deßhalb eines Tages nach dem Frühstück die hoch elegante, hermetisch verschlossene Equipage, den Kutscher auf dem Bocke und hinter mir zwei Diener in großer Livree, und begann, mit ein paar hundert Visitenkarten versehen, meine Rundfahrt genau nach der vorgeschriebenen Liste. Als angenehme Beigabe warf mir das sich stets in der Nähe des Hotels befindende, schöne und allen Fremden wohlbekannte Blumenmädchen ein riesiges Veilchenbouquet in den Wagen, was ich hier nur erwähne, um der bella Lucia zu gedenken, die, so oft ich ausgieng oder nach Hause kam, stets eine ganz besondere Blüthe für mich in Bereitschaft hatte; obgleich jung, reizend, freundlich gegen Jedermann, hielt sie sich doch stets sehr in anständigen Grenzen und hielt es äußerst schwer, mit ihr vertraut zu werden. So fuhr ich denn an den verschiedenen Palais und Wohnungen vor, alarmirte Portier und Dienerschaft, wurde begreiflicherweise nirgendwo angenommen, sondern ließ durch einen meiner Lakaien die betreffenden Karten überbringen, und damit war denn der Pfad zu Gegenbesuchen und Einladungen geöffnet; für die ersteren wurde im Hotel Schobinger ein Buch angelegt, die anderen giengen an General Maucler, der sie dankend annahm oder bedauernd ablehnte.

Trotzdem auch letzteres häufig genug vorkam, so blieb doch unsere Zeit, besonders unsere Abende übermäßig besetzt und es war wahrlich keine Kleinigkeit, den ganzen langen Tag, allerdings unter trefflicher Leitung, dem Geschäfte des Kirchen- und Gallerienbesuchens obzuliegen, um dann Abends gegen neun oder zehn Uhr in großer Toilette verschiedene Gesellschaften nach einander zu besuchen, so daß man selten vor Nachts ein Uhr nach Hause zurückkam. Dabei war weder Berlichingen, noch Doktor Klein, noch ich so in der französischen und italienischen Sprache bewandert, um ohne Weiteres an jedem Gesprächsthema Theil nehmen zu können, wozu noch kam, daß meine beiden Herren Kollegen, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Schüchternheit, meistens sich lieber an einer bescheidenen Wand placirten, als daß sie sich in den Strudel der Unterhaltung stürzten, ein Beispiel, dem ich als der Jüngste wenigstens anfänglich zu folgen mich verpflichtet fühlte, bis mir später einmal ein Bekannter sagte: es sehe äußerst komisch aus, uns drei Schwaben in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden meistens nicht weit von der Thüre beisammen stehen zu sehen, worauf ich mich denn emanzipirte und mit wahrer Todesverachtung zwischen Marquisen und Herzoginnen hineinstürzte; dadurch habe ich allerdings viel von diesem merkwürdigen Leben und Treiben kennen gelernt, was ich später in den florentinischen Nächten meiner Namenlosen Geschichten, Dichtung und Wahrheit gemischt, verwerthete.

Es war das ein neuer und hochintereſſanter Abſchnitt im Buche meines Lebens; doch hat mich dieſe Lernzeit hier in Florenz ſowie auch ſpäter in Rom keine geringe Mühe gekoſtet. Meine Vorkenntniſſe in Kunſt und Geſchichte waren nicht der Art, um all das Schöne und Intereſſante ſogleich verſtehen und in mich aufnehmen zu können, weßhalb ich viele Stunden damit zubringen mußte, um mich ſo vorzubereiten, daß ich die großartigen Kunſtſchätze mit Nutzen anſchauen und begreifen konnte. Mit Naturſchönheiten, ja ſelbſt mit Architektur gieng es mir ſchon beſſer, doch war es auch bei letzterer für mich der höchſte Genuß, wenn ich es vermochte, mir die herrlichen Räume oder prachtvollen Plätze mit Geſtalten aus der Geſchichte zu beleben.

Für Letzteres war Fürſt Demidoff, der uns häufig bei unſern Exkurſionen, beſonders bei dem Beſuch der prachtvollen Villen um Florenz begleitete, der beſte und angenehmſte Führer, da er es vortrefflich verſtand, einen Palaſt, eine Kirche, einen Platz auf die oben angedeutete Art in Scene zu ſetzen; auch war er ein gediegener Kunſtkenner und Sammler, der in ſeinem Palaſte in der Stadt, beſonders auf ſeinem Landgute San Donato die herrlichſten Kunſtſchätze, ſowohl in Malerei, Sculptur, als auch in Möbeln, Broncen und alten reichen, merkwürdigen Waffen wahre Muſeen angelegt hatte; doch war dabei alles ſo zwanglos und ſcheinbar unwillkürlich aufgeſtellt, daß es nicht den oft langweiligen Eindruck einer

geordneten Sammlung machte, sondern wie Schätze aussah, mit denen der Besitzer sich umgeben, theils um sie zu benutzen, theils auch nur, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen.

In San Donato sah ich zu meiner Ueberraschung Statuen und Bilder, die mir durch Zeichnungen oder Beschreibungen bekannt waren, und die ich nicht gedacht hier zu finden und bewundern zu können, so unter letzteren die Hinrichtung Anna Boleyn's nach Delaroche; ein ergreifendes Bild von Gudin, eine weite, prachtvoll gemalte sturmbewegte Seefläche, von keinem Horizont begrenzt, auf der, von den schäumenden Wellen getragen, ein zerschellter Mastbaum schwamm, den der nackte Arm eines eben Untergehenden mit der letzten Kraft umschlungen hielt. Schönere und interessantere Waffen habe ich in einer Privatsammlung nie mehr vereinigt gesehen, und dabei stimmte die Zimmereinrichtung, das Ameublement so schön und geschmackvoll zusammen; so zum Beispiel im Waffenzimmer, wo die tiefvioletten Sammetfenstervorhänge durch blanke Metallketten auseinander gehalten wurden und sich eine Portière so geöffnet befand, daß ein Theil derselben über die Stahlarmschiene eines ganz gepanzerten Ritters hieng. Besonders reich und kostbar waren die kaukasischen Waffen, von denen minder werthvolle als Trophäen im Treppenhause zusammengestellt waren, wobei es wieder so hübsch erschien, daß sich ein Theil der Dienerschaft unten in dem malerischen Costüm der Tscherkessen befand.

Daß ich so großes Interesse für all diese Herrlichkeiten zeigte, gefiel dem Fürsten Demidoff, und er wurde nicht müde, meine vielen Fragen zu beantworten und mir Dieß und Jenes zu erklären; auch nahm er mich zuweilen mit nach dem Palazzo Pitti oder nach der Gallerie degli Uffizi, wo ihn ganz besonders das Kabinet der kostbaren Goldschmiedearbeiten, vor allem die Kunstwerke Benvenuto Cellini's beschäftigten; dort machte er mich eines Tages auf einen merkwürdigen Ring der Katharina von Medici aufmerksam und ließ mir, als ich denselben sehr bewunderte, später eine hübsche Zeichnung davon machen, die ich heute noch bewahre; auch schenkte er mir sein Werk über den Kaukasus und schrieb ein paar freundliche Worte hinein.

Demidoff war ein großer, hagerer Mann von bleicher, fast gelblicher Gesichtsfarbe; er hatte schwarzes krauses Haar, dunkle geistvolle Augen und war immer mit ausgesuchter Eleganz gekleidet. Bei unserem ersten Besuche in seinem Hause in der Stadt sollten wir der Prinzessin Mathilde, seiner Frau, vorgestellt werden. Sie beschäftigte sich gerade in einem der letzten Zimmer, in ihrem sogenannten Atelier, mit Malen, in welcher Kunst sie mehr als Dilettantin war. Der Kronprinz mit Demidoff giengen zuerst zu ihr und dann hörten wir sie bei der Unterhaltung so frisch und herzlich lachen, daß es durch fünf große Zimmer schallte; auch kam sie lachend zu uns heraus und begrüßte uns auf die freund-

lichſte Art. Sie war damals eine noch junge ſchöne Frau, von majeſtätiſcher Geſtalt, voll und rund mit friſchen angenehmen Geſichtszügen, ſchönen Augen, einem herrlichen Teint, und alles das noch verſchönert und wie geiſtig durchleuchtet durch ihre liebenswürdige Art zu reden und die beſtändige Heiterkeit, die wie ein Sonnenſtrahl auf ihrem Geſichte lag, ſelbſt ihr häufiges laut ſchallendes Lachen machte ſich bei ihr unverkennbar als Zeichen froher Laune allerliebſt und riß zu gleichem Frohſinn hin.

Das Haus Demidoff war von allen Kreiſen geſucht und gab zu jener Zeit die ſchönſten Feſte, häufig war das Diner, wenn wir nicht im kleinen Kreiſe dort ſpeiſten, von wahrhaft erſchreckender Länge, faſt ein doppeltes zu nennen, denn wenn ſich das reichliche Menu ſeinem Ende zu nähern ſchien, ſo konnte es plötzlich nach einem Punſch à la romaine einen neuen Aufſchwung nehmen, um dann noch lange Zeit zu dauern, was beſonders Baron Berlichingen komiſch ſeufzend empfand, da er alsdann noch länger genöthigt war, jedes Glas Wein, das er trank, durch ein Brodkügelchen zu markiren, wie er zu thun pflegte.

Ferner war mir von großem Intereſſe das Haus des Exkönigs Jerome oder vielmehr die Etage, die er im Palaſte ſeiner Freundin, der Marcheſa Barberini, bewohnte. Hier war man in Möbeln, Bildern, Statuetten von lauter napoleoniſchen Erinnerungen umgeben, ſah hohe Lehnſtühle mit

goldgestickten Bienen, Tabourets und Divans mit dem großen N und der Kaiserkrone; die Livree der übrigens nicht zahlreichen Dienerschaft zeigte ebenfalls einen Anflug an die Zeit des gewaltigen Bruders, und wenn man hier „Seiner Majestät" gemeldet worden war und von dem mittelgroßen Manne, dessen kluge Züge und sprechende Augen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bildnissen des großen Kaisers hatten, empfangen wurde, so fand man sich in dieser Umgebung wie in einem allerdings etwas verblaßten Zauberkreise. Sodann befanden sich auch unter der Gesellschaft viele ehemalige Größen, Grafen und Herzoge von so und so, meistens prunkhafte, ja oft berühmte Namen, auch wohl von einem Kammerherrn oder Stallmeister begleitet, die ein ganzes Firmament von Sternen auf der Brust trugen, äußerst geschickt im l'Hombre- und Whistspielen waren und auch ein kleines jeu nicht verschmähten. Was die Damenwelt anbetraf, so war hier gleichfalls viel Abgeblaßtes in reichen und auch wohl in geschmackvollen Toiletten zu sehen, viele Brillanten, ob falsch oder ächt, wer möchte das bestimmen; doch sah man auch häufig unter diesem älteren Damenflor wunderbar frische Rosen, üppige sinnverwirrende Blüthen, die mit wollustathmendem Dufte leicht das Herz gefangen nehmen.

König Jerome war eben ein freundlicher Wirth für alle seine Gäste und wenn man ihn so in den Appartements herumgehen sah, den Kopf etwas gegen rechts geneigt, die

Fingerspitzen in den Westentaschen, so bemerkte man wohl an seinem schlau lauernden Blicke und einem gemüthlichen Lächeln um die Lippen, daß er sich ebenso sehr an dem Behagen seiner Gäste erfreue, als er auch stets bemüht war, einem zufällig vereinzelt Dastehenden zu passender Unterhaltung zu verhelfen oder ihm Höchstselbst etwas anzubieten.

So bezeichnete er mir eines Abends unter verschiedenem Gefrorenen, das die Diener servirten, eines von dunkelbrauner Farbe, das ich vor ihm stehend versuchen mußte, um mein Urtheil darüber abzugeben; es war von eigenthümlichem, allerdings pikantem, aber von dem Gewöhnlichen abweichendem Geschmack, weßhalb ich mit fragendem Blick aufschaute, worauf Seine Majestät schmunzelnd sagte: „Es ist das meine eigene Erfindung, aus Trüffeln bereitet und — sehr gesund."

Ein andermal blätterte ich ein Album durch, als er mit der Frage auf mich zutrat:

„Warum spielen Sie nicht?"

Ich bemerkte ihm, daß bei unserer Ankunft alle Partien schon geordnet gewesen seien; in Wahrheit aber hatte ich keine Lust unter der Chance ein paar Napoleons zu gewinnen, vielleicht das Dreifache zu verlieren.

„Wollen Sie mit einer Dame spielen?"

„Mit Vergnügen, Majestät."

„So kommen Sie mit mir."

Er eilte, seine Fingerspitzen wieder in die Westentaschen

steckend, mir voraus und führte mich so zu einer schon älteren Dame, die sehr stark decolletirt, heute noch an Gesicht, Brust und Schultern Spuren einer ehemals gewiß blendenden Schönheit zeigte.

„Gräfin Orloff, Monsieur Hackländer wünscht die Ehre zu haben, mit Ihnen eine Partie zu spielen."

„Mit dem größten Vergnügen," gab die Dame zur Antwort, indem sie sich, sehr rasch und gewandt für ihre Korpulenz, erhob und mir voranschreitend in das Billardzimmer gieng, wohin uns Seine Majestät schmunzelnd folgte. Wir stellten uns für eine Carambolagepartie an und da die Gräfin Orloff hartnäckig darauf bestand, daß ich anfangen sollte, so hatte ich durch zwei zufällig gelungene Stöße das Glück, auf vier Points zu kommen, worauf sie, den König Jerome lächelnd betrachtend, mit eben solcher Sicherheit als Eleganz zu spielen begann, wie ich früher oder später nie etwas Aehnliches gesehen; bei den schwierigsten Stellungen nahm sie sich kaum die Zeit, ein Dessin zu überlegen. Augenblicklich flog auch schon die Kugel dahin, niemals eine Carambolage fehlend, wobei es ihr ganz gleichgiltig schien, ob sie vor- oder rückwärts spielte, ob mit dem dicken Ende des Queue oder à pistolet. Genug, ich kam zu keinem weiteren Stoße mehr und die Sache wurde unter einem Lachterzett, zu dem Seine Majestät am lautesten beitrug, in möglichster Kürze zu Ende gebracht.

Gräfin Orloff, ehedem eine nicht unbedeutende französische Schauspielerin, war die Frau des russischen Generals Grafen Orloff, der im Kriege ein Bein verloren hatte und dem man mit seinem Stelzfuße fast in allen Salons von Florenz begegnete, ein Bruder des bekannten Orloff. König Jerome war übrigens freundlich genug, sich bei mir wegen meiner schnellen Niederlage gewissermaßen zu entschuldigen, indem er lachend sagte: „Trösten Sie sich mit vielen anderen wackeren Leuten, die gleichfalls der verehrten Gräfin rasch unterlegen sind," worauf sie mit dem Fächer drohend heiter von dannen gieng. Kleine Scherze ähnlicher Art liebte er überhaupt, sowie pikante Unterhaltungen und wenn man ihn so mit seinem schlauen Blick und höchst zufriedener Miene umherblicken sah, wenn er die Gesellschaft so spät als möglich entließ, so hätte man erwarten können, von seinen, des ehemaligen Königs von Westfalen, Lippen abermals jene berüchtigten Worte zu vernehmen: „Morgen wieder lustik."

Den Beinamen Plon-Plon, den man später speziell seinem zweiten Sohn Napoleon beigelegt, gab er auch seinen andern Kindern, ja auch Fürst Demidoff gebrauchte denselben gegen seine Gemahlin, die Prinzessin Mathilde, und habe ich selbst gehört, wie er eines Tages in dem schönen Garten der Familie Torregiano von dem dort befindlichen Thurme herab dieselbe laut mit „Plon-Plon" anrief.

Daß zwischen all den Vergnügungen: Diners, Soireen,

Bällen und Landpartieen, die wir hier mitzumachen oder auszustehen hatten, nicht versäumt wurde, die Kunstschätze von Florenz in Kirchen, Gallerien und Privathäusern zu besuchen, versteht sich von selbst, und wenn ich auch dabei nur in den dringendsten Fällen fehlte, so machte ich mich doch, so oft es angieng, von jenen oben erwähnten Amüsements los, die mir durch ihre Gleichförmigkeit langweilig wurden, studirte dafür lieber das öffentliche Leben in Trattorien und Kaffeehäusern oder machte häufige Besuche bei einer befreundeten angenehmen Familie, einem Signor Franzesky, dessen Frau, aus Stuttgart gebürtig, später meine Schwägerin geworden ist.

König Wilhelm, der zu jener Zeit durch den Bildhauer Hofer die heute im Stuttgarter Schloßgarten befindlichen kolossalen Pferdegruppen in Carrara anfertigen ließ, hatte mich beauftragt, nach dem Fortgang dieser Arbeit zu sehen, weßhalb ich um einige Tage Urlaub bat, um mit Herrn Franzesky die berühmten Marmorbrüche zu besuchen. Es war das eine schöne genußreiche Tour, die wir im offenen Wagen bei dem herrlichsten Wetter machten; wir sahen den reizenden Badeort Lucca, das düstre Massa mit seinem alten herzoglichen Schlosse, und unbeschreiblich viel Schönes, für mich Neues, bei der Fahrt durch diese wundervolle Landschaft eigentlich zum ersten Mal Orangen und Citronen im Freien wachsend, gewaltige Camelienbüsche mit unzählig leuchtenden Blumen, Felder voll duftender Veilchen und, was mir be-

sonders interessant war, Lorbeerbüsche mit ihren kirschähnlichen dunkelrothen Früchten, dann tauchten die Berge um Carrara, von Ferne schon glänzend, weiß wie ungeheure Zuckermassen erscheinend, vor uns auf; wir rollten durch die düstern holperigen Straßen des Städtchens vor einen mittelmäßigen Gasthof und verlebten Abends unter Künstlern der verschiedensten Nationalitäten bei vortrefflichem Nostrano einige höchst vergnügte Stunden.

In den letzten Tagen unseres Florentiner Aufenthaltes erlebte ich noch ein recht trauriges Wiedersehen. Der Kronprinz besuchte nämlich, allerdings etwas spät, seinen schwer erkrankten Vetter, den Grafen Alexander von Württemberg, der einiger fataler häuslicher Geschichten wegen bei dem König mißliebig geworden war, weßhalb auch ich es nicht wagen durfte, früher nach ihm zu sehen, was ich in Erinnerung an das freundliche Serach bei Eßlingen so gern gethan hätte. Seine Gesundheit war schon seit Jahren tief erschüttert und hatte er stets den Glauben, in Italien wieder zu genesen, wogegen ihn, dort angekommen, eine unbezwingliche Sehnsucht wieder nach der Heimath zurücktrieb.

Wir fanden ihn in einer kleinen Wohnung, ziemlich entfernt von dem Mittelpunkt der Stadt; mit einer rothen Flanelljacke bekleidet, lag er abgezehrt in seinem Bette, die großen leuchtenden Augen fieberhaft glänzend, in steter unruhiger innerer Bewegung, die sich auch in seinen Worten

ausdrückte, als er nach der ersten herzlichen Begrüßung sagte: Er könne die Stunde der Abreise nach Hause nicht erwarten, da er überzeugt sei, in der frischeren deutschen Luft recht bald wieder zu genesen; seine Frau, die anscheinend tief bewegt am Bette stand, blickte schmerzlich auf und zeigte ein leises Achselzucken, als der Kronprinz und auch Doktor Klein ihm tröstliche Worte sagte, und meinte, als sie uns hinausbegleitete, es sei wohl keine Hoffnung mehr vorhanden und sie würde glücklich sein, diese wohl letzte traurige Reise nach der Heimath zurückgelegt zu haben; kurz, sie geberdete sich so tief bewegt, wie Jemand, der mit der Welt abgeschlossen hat und nur noch der Pflege eines geliebten Mannes lebt, so daß ich gerade deßhalb ein Nachspiel dieses Krankenbesuches nicht verschweigen kann.

Am gleichen Abend nämlich war ein großes Ballfest beim Fürsten Corsini, in dessen herrlichem Palaste die ganze vornehme Gesellschaft von Florenz versammelt war; ich stand an einer Thüre des großen Saales neben dem Prinzen Napoleon und schaute dem Tanzen zu, als dieser aufschauend mich leise anstieß und dann sagte: „Dort drüben am andern Ende des Saales ist soeben eine Dame erschienen, die Ihnen auffallend winkt."

„Mir gewiß nicht — wer könnte das sein?"

„Gehen Sie nur hin," erwiederte er lachend „und lassen Sie die Gräfin nicht warten." Damit verschwand er und ich

bemerkte nun in der That unter der Thüre gegenüber eine Dame, die mir winkte.

Es war die Gräfin Alexander in reicher, hocheleganter Toilette, und als ich mich mit einer Verbeugung näherte, nahm sie meinen Arm und sagte leichthin: „Ich komme etwas spät, führen Sie mich zum Fürsten Corsini.“ Es war das für mich keine angenehme Kommission, da ich bei dem Kronprinzen sowie bei einer Menge von Herren und Damen vorüber mußte, die sie wohl kannten, aber von ihrem Erscheinen nicht gerade erbaut schienen; verursachte es doch auch mir ein unangenehmes Gefühl, wenn ich an den Besuch von heute Morgen und an die leidende Gestalt des Kranken dachte.

Nach Stuttgart zurückgebracht, lebte Graf Alexander von Württemberg nur noch wenige Monate, denn er starb am 7. Juli 1844 zu Wildbad in seinem 43. Lebensjahre.

Endlich war es Zeit von dem schönen Florenz zu scheiden und so fuhren wir denn kurz vor Weihnachten nach einem lang dauernden Abschiedsfeste bei Fürst Demidoff früh Morgens über Perugia gen Rom. Es war das bei Regenwetter besonders für mich eine ziemlich unangenehme Fahrt, da ich die Verrechnung der Wagen zu besorgen hatte und mich stets mit den Postillonen herumzanken mußte, die selbst das reichlichste Trinkgeld troppo poco per un principe d'una casa regnante fanden, und hatte ich kurz vor Peru-

gia, wo wir über Nacht blieben, in dieſer Hinſicht noch eine ganz ergötzliche Scene, da ich mir vorgenommen hatte, einmal zu ſehen, wie weit die italieniſche Unverſchämtheit eigentlich gehen würde. Zu der uralten Stadt hinauf führte damals noch eine ſehr ſteile und ſchlechte Straße, weßhalb vor unſere von drei Pferden gezogene Kaleſche noch ein paar ſtarke Ochſen geſpannt wurden; ich gieng zu Fuß neben her und wurde ſogleich von dem Poſtillon angeredet, der mich beglückwünſchte, daß wir endlich das Nachtquartier vor uns haben nach ſolch ſchlechter Straße und bei immerwährender Angſt vor den Briganten, wobei er begreiflicherweiſe um ein Extratrinkgeld bat, das ich ihm auch aus dem oben erwähnten Grunde auf's reichlichſte gab — poco signore, poco! Ich gab ihm noch etwas, das er gleichfalls nicht ohne Achſelzucken einſchob, worauf er mich dann auf die armen Ochſen aufmerkſam machte, die ohne beſondere Vergütung wohl heute Abend nichts zu freſſen bekommen würden — povere bestie! — und Menſch und Vieh will doch leben, damit hielt er auf's Neue und nicht ohne Erfolg die Hand hin, begann aber nach einigen Schritten abermals: „Haben Excellenz auch den braven Hund bemerkt, der die ganze Station mit uns gelaufen iſt, ein merkwürdiges Thier, und wenn er munter bellend voranſpringt, dann wiſſen die Pferde, daß ſie ihm folgen müſſen, auch ſpürt er jeden Strauch am Wege nach Briganten aus und dafür ſollte ich wohl etwas be-

kommen, um Brod für ihn zu kaufen." Auch dafür gab ich ihm etwas, begierig, ob er nun zufrieden sein würde; doch lächelte er mich höchst verschmitzt an und meinte zu einem wirklich vergnügten Abend für ihn wären ein paar meiner vortrefflichen Cigarren durchaus nothwendig, und wer weiß, was er sonst noch alles verlangt hätte, wenn wir unterdessen nicht vor dem Thore von Perugia angekommen wären.

Wir blieben nur einen Tag in der uralten Etruskerstadt, und wenn uns auch die besten Führer, Wagen und alle sonstigen Hilfsmittel zur Verfügung standen, so war es doch nur ein flüchtiges Jagen durch Kapellen und Gallerien nach Art der Engländer, wobei es kaum möglich war, sich zu vergewissern, ob dieses oder jenes Baudenkmal oder Bild wirklich noch vorhanden sei.

Weit gemüthlicher erschien es mir, bei der Weiterreise von unserem Wagen aus Landschaftsstudien zu machen, und werde ich den tiefen Eindruck nie vergessen, den am andern Tag der Anblick des Trasimenersees auf mich machte; lichtgrün lag der glatte Seespiegel da, sanft geschwungene Hügel, an deren Fuß helle Ortschaften hervorleuchteten, umgeben ihn in weiter Ferne; drüben erheben sich die schneebedeckten Höhenzüge des Apennin und über dem Ganzen ruht eine eintönige, fast wehmüthige Stimmung; doch wirkt wohl auch unsere Phantasie mit, wenn wir an das Schlachtfeld Hannibal's denken, als er hier die Römer unter ihrem Consul

Flaminius vernichtete, den zauberhaften Ruf der Legionen brach und den Weg nach Rom offen legte. Ja, meine ohnedieß lebhafte Phantasie war noch thätiger, und wenn ich träumend vor mich hinschaute, vermochte ich es, die in dem Engpaß drüben bei den Hügeln Eingeschlossenen zu sehen, sowie die Schaaren verzweifelnder römischer Reiter, die in die Fluth gedrängt, massenhaft ihren Tod fanden.

Später habe ich noch öfters diesen Weg gemacht und dabei stets eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen der Landschaft, besonders von Perugia bis Foligno, und den Hintergründen vieler Raphael'scher Bilder gefunden: die weiche sanfte Form der Hügel, einzelstehende Bäume und Sträucher, als wären sie hier nach der Natur gemalt, die gleiche leuchtende, in's grünliche spielende Luftfläche mit ein paar weiß schimmernden Wölkchen. Oft sah ich diesen Hintergrund so fertig vor mir stehen, daß ich unwillkürlich ein Bild mit der heiligen Familie daraus formte.

Nachmittags zu guter Zeit kamen wir nach Terni, wo Souper und Nachtquartier bestellt wurde, obgleich es im Reiseplan lag, sogleich nach ersterem wieder aufzubrechen, und geschah dieß der Vorsicht halber, da der Weg über Narni und Otricoli damals zu den verrufensten gehörte und es nicht unnöthig früh bekannt werden sollte, daß der Kronprinz noch in der Nacht weiter fahren würde. Wir hatten einen herrlichen Abend und habe ich den wundervollen Wasserfall bei

Terni, wohin wir sogleich auf kleinen einspännigen Wagen fuhren, nie prachtvoller glänzen sehen. Es ist unstreitig der schönste in Europa, bedeutender und malerischer selbst als der berühmte Wasserfall bei Schaffhausen, wozu hier, die theils mit reizender Vegetation geschmückte, theils wild zerklüftete Landschaft das ihrige beiträgt. Eine schöne Straße führt das wilde Nerathal aufwärts, wo Burgen, Villen und Klöster zwischen Wäldern von Maulbeer, Kastanien und Korkeichen versteckt liegen, während sich am Wege Rebenguirlanden von einem Baum zum andern schlingen. Schon von Weitem hört man das mächtige Brausen des niederstürzenden Wassers und steht endlich, in Bewunderung versunken, vor den steil abfallenden, wunderlich geformten Tuffwänden, über welche die Wassermassen des Velino mit donnerähnlichem Getöse in drei Absätzen niederstürzen.

Entzückt von dem wunderbaren Schauspiel kamen wir bei anbrechender Nacht nach Terni zurück, wo uns im Hotel ein vortreffliches Souper mit ausgezeichnetem Orvieto erwartete, was unter großer Heiterkeit und mit Zuthat verschiedener Flaschen Montefiascone bis zur schicklichen Zeit der Abfahrt in die Länge gezogen wurde.

Dann ertheilte ich dem mich erstaunt mit offenem Munde anstarrenden Wirth, der zugleich Posthalter war, den Befehl zur raschen Abreise und da ihm selbstredend sein Nachtquartier nebst reichlichem Trinkgeld bezahlt wurde, so gieng

alles recht flink von statten, und ließ ich kurz vor der gemeinschaftlichen Abfahrt einen Reitenden vorausgehen, um auf der nächsten Station die nöthigen Pferde zu bestellen. Es waren prächtige Kerls, diese Postillone hier, die selbst beim dreispännigen Zug vom Sattel fahren; junge, hübsche, schlanke Bursche, mit der kurzen, verschnürten, kleidsamen Jacke in enganliegenden Beinkleidern, aus deren Tasche stets der Griff des dolchartigen Messers hervorschaut; sie trugen den leicht zugespitzten Hut zuweilen mit Bändern umwickelt, auch wohl mit Blumen oder einem Madonnenbilde geschmückt, das schwarze Haar in Zöpfen geflochten an den Schläfen niederhängend, kurz sie waren costümirt, um mit der Zuthat eines Gewehrs über die Schulter die schönsten Räubergestalten abzugeben. Häufig standen sie auch mit diesen insofern in Verbindung, als sie beim ersten Ruf den Wagen anhielten, um ihren Freunden das Geschäft zu erleichtern; öfters geschah es mir, daß wenn ich vor dem Einsteigen die Reisepistolen absichtlich genau untersuchte, der Postillon schmunzelnd fragte: „per i ladri, signor?“ worauf ich ihm dann zur Antwort gab: „no caro mio, pel postiglione, che non fa il suo dovere“ — ein Bescheid, der ihn veranlaßte, sich laut lachend in den Sattel zu schwingen und im vollen Galop abzufahren.

Unser Courier war unterdessen unter lautem Halloh fortgeritten, und fand ich auf der nächsten Station bei unserer

Ankunft schon einige schlaftrunkene Vorbereitungen zur Weiterbeförderung, bei der zweiten aber, wo ich uns gleichfalls hatte anmelden lassen, lag alles noch im tiefsten Schlafe, und ich fand nur unsern Courier, der schon vor einer halben Stunde hätte da sein können, beschäftigt, an der Thür des Posthauses Lärm zu machen, als wenn er eben erst angekommen wäre, auch sah ich nirgends ein Pferd, das er am Eingang des Orts bei einem Bekannten eingestellt haben wollte. Das war mir verdächtig, weßhalb ich, nachdem der nächste Courier abgefertigt war, und wir unsere Fahrt fortgesetzt hatten, behutsam den Schlag unserer geschlossenen Kalesche öffnete, mich auf den Tritt hinausschwang, um dann hinter den Wagen blickend, meinen Postillon zu sehen, der statt uns voraus durch Dünn und Dick zu galopiren, bequem hinten auf dem Trittbrette saß. Vor der Station sprang er dann hinunter und wußte wahrscheinlich das Posthaus auf Nebenwegen rascher als wir zu erreichen; wenigstens lag auch hier alles im tiefsten Schlafe, und als endlich der Stall geöffnet wurde und er mir die gleiche Lüge von seinem Pferde, das bei einem Bekannten eingestellt sei, aufbinden wollte, packte ich ihn empört am Kragen, schüttelte ihn derb und warf ihn rückwärts in einen der Stände hinein, was mir aber beinahe schlecht bekommen wäre, denn der Kerl sprang wüthend auf, zog sein Messer und wollte auf mich eindringen, doch während ich ihm meine Pistole entgegen-

hielt, wandte ich mich an seine Kameraden, die gleichfalls zu murren anfiengen und hielt ihnen in sehr schlechtem Italienisch eine sehr schöne Rede, worin ich es eines Römers unwürdig erklärte, solchergestalt einen Fremden zu betrügen — „was gewiß keiner von euch gethan hätte!“ — schloß ich, überzeugt daß jeder dieser Hallunken es gerade so gemacht hätte.

Doch war der Courier von nun an flink voraus und die frischen Pferde standen meistens schon bereit, wenn wir ankamen.

In Civita Castellana blieben wir nochmals über Nacht und da wir am andern Morgen sehr frühe aufbrachen, so fuhren wir schon um Mittag in die Campagna di Roma hinab. Es war Winters, ich glaube am 23 Dezember, weßhalb alle Vegetation erstorben war, und obendrein verhüllte ein leichter Regen die Landschaft, was alles zusammen den melancholischen Eindruck dieser großartigen Wüste noch vermehrte; wie ein verschleierter Grabhügel starrte der einsame Soracte empor, undeutlich erschienen auf der andern Seite die schneebedeckten Höhenzüge der fernen Apenninen und die unendlich erscheinende Ebene vor uns zeigte sich unter dem grauen Himmel bei mangelndem Sonnenlichte gänzlich farblos, nur wie ein Gemisch von trübem Licht und tiefem Schatten.

Trotz alledem aber bestieg ich in Storta den Kutscherbock unserer Kalesche, um mit meinen Gedanken allein zu sein, sowie auch um die Kuppel der Peterskirche allmählig aus dem

Nebel aufsteigen zu sehen. „Ecco Roma, signor!“ rief endlich der Postillon sich zu mir umwendend, und dann sah ich es vor mir liegen, allerdings nur ein unbestimmter nebelhafter Streifen, am äußersten Rande der ungeheuren, wellenförmigen Ebene, langsam wachsend und aufschwellend, jetzt mit einem dunklen Punkt in der Mitte — die Peterskuppel; dann wurden die Häusermassen erkennbar, zwischen ihnen Kirchen und Paläste und, immer höher über ihnen emporragend, der gewaltige Sankt Peter in seiner erhabenen Majestät. Bei Ponte Molle fuhren wir über den gelben Tiber und waren eine halbe Stunde später innerhalb der Stadtmauer — in Rom! —

Das oft Gehörte, daß uns Rom bei dem ersten Anblick schon so bekannt vorkommt, uns fast heimathlich anmuthet, erfuhr auch ich, nachdem wir kaum durch die Porta del Popolo eingefahren waren und ich auf dem Platze des gleichen Namens die strahlenförmig einmündenden drei berühmten Straßen, Babuina, Corso und Ripetta vor mir sah. Doch trugen auch zu diesem Eindrucke die oft gesehenen Abbildungen der drei Straßen bei, und entlockte es mir hier ein freudiges Lachen, als ich an eine Stuttgarter Theaterdekoration dachte, welche den Platz und die Straßen in menschenleerster Einsamkeit zeigte und stets in „Don Juan“ vorkam, während Leporello seine ominöse Liste vorträgt; auch der Monte Pincio, der sich zu meiner Linken mit seinen prachtvollen

Wegen, breiten Treppen, dunklen Gebüschpartien und hochragenden Pinien zeigte, war mir aus Bildern bekannt genug, und freute ich mich sehr dieser angenehmen Nachbarschaft, als wir in den Hof des palastähnlichen Hotel Meloni, dicht am Fuß desselben gelegen, einfuhren.

Der Kronprinz bezog im ersten Stocke eine elegante Zimmerreihe und, da auch wir so behaglich als möglich untergebracht waren, schwebte ich bei der herrlichen Aussicht, Rom auf die angenehmste Art sehen und genießen zu können, in einem leicht begreiflichen Freudenrausche.

Herr von Kolb, der württembergische Konsul, empfieng uns am Thore des Gasthofes, ein gefälliger liebenswürdiger Mann, dem Rom durch langjährigen Aufenthalt zu einer zweiten Vaterstadt geworden war, traf auf's sorgfältigste und umständlichste alle Anstalten, um uns durch richtige Zeiteintheilung und Führung alles Sehenswürdige so nützlich als bequem erreichbar zu machen und, wenn er den Kronprinzen nicht selbst begleitete, so übergab er uns der umsichtigen Leitung eines lieben Freundes, des dänischen Konsuls Bravo, eines guten vortrefflichen Mannes, dem ich auch bei späteren Besuchen Roms stets zu großem Danke verpflichtet wurde. Beide sind unterdessen gestorben, doch wird ihr Andenken von all den Vielen, denen sie in gleicher liebenswürdiger Weise mit Rath und That an die Hand giengen, hoch und werth gehalten werden.

Im Hause des Herrn von Kolb, der, wie auch Bravo unverheirathet war, sah man allabendlich die behaglichsten Räume mit Spieltischen und einem einfachen Büffet ausgestattet, wo sich deutsche Reisende, die ihm vorgestellt und von ihm eingeladen waren, auf die angenehmste und ungezwungenste Art zusammen fanden. Häufig war Kolb nicht einmal anwesend, um die Gäste zu empfangen, erschien oft sehr spät, oft auch gar nicht, und da er sich auf diese Art selbst keinen Zwang anthat, so machte er auch für seine Eingeladenen Alles so zwanglos wie möglich.

In gleicher Weise wie in Florenz besorgte ich auch hier die zahlreichen Besuche des Prinzen und bedaure nur, die Liste derselben nicht aufbewahrt zu haben. Wie reich und interessant war sie an berühmten Namen aus den Kreisen der hohen und höchsten Geistlichkeit, der Künstler aller Art, der Fürsten und hohen Würdenträger der Kirche. Vielen hatte ich auch später die Ehre persönlich vorgestellt zu werden oder sie in ihren Ateliers kennen zu lernen, und erinnere ich mich noch deutlich der ehrwürdigen Gestalt des damaligen Kardinals und Staatssekretärs Lambruschini, sah auch Monsignore Antonelli und vergesse nie eines hochinteressanten Besuches bei Kardinal Mezzofanti, dem gewaltigen Sprachkundigen, der uns besonders dadurch in Erstaunen setzte, daß er nicht nur das Deutsche geläufig sprach, sondern auch die Eigenheiten des Nordens und Südens „eine jute Jabe" des

Berliners von dem „ischt“ und „bischt“ des Schwaben genau zu unterscheiden wußte. Der Kardinal war von mittelgroßer, schmächtiger Gestalt, mit feinen klugen Gesichtszügen, ruhig blickenden Augen und von sehr freundlichem Wesen, er sprach leise und bescheiden und ließ sich das, was er uns von seinen Sprachkenntnissen preisgab, gewissermaßen abnöthigen.

Nur zu bald riefen die Visitenkarten des Kronprinzen einen wahren Strom von Einladungen hervor; doch die eigenartige Zusammensetzung der damaligen römischen Gesellschaft war die interessanteste und malerischste, die man sich nur denken kann. Wir fuhren dann gewöhnlich aus, begleitet von Fackelträgern zu Pferde und eskortirt von päpstlichen Dragonern. Am Fuß der schönen Marmortreppen, die mit Teppichen belegt waren, wurde der Kronprinz von dem Festgeber empfangen und hinauf zu den Damen des Hauses begleitet, die ihm bis zur Thüre entgegengiengen. Wir kamen begreiflicherweise äußerst bescheiden hintendrein, und daß es uns hier in der fremden Gesellschaft häufig wieder gelang „die Wände zu tapezieren“, machte mir durchaus keinen Kummer, denn es gab mir dieß die beste Gelegenheit, von der Ferne meine Beobachtungen anzustellen; wie verwunderlich erschienen mir würdige Kardinäle in ihren violettseidenen Gewändern, auf dem Haupte das rothe Käppchen, oder Monsignoren, Abbaten und andere hohe Geistliche in schwarzen Talaren mit gleichen seidenen oder farbigen

Mäntelchen, bald dort am Spieltische sitzend, bald hier mitten im glänzenden Getreibe des Balles, höchst vertraulich mit einer der Damen plaudernd, auch wohl irgend eine blendend schöne Römerin am Arm, mit dem stolzen Gefühl eines Bevorzugten durch die Säle schreitend; dazu leuchtende Uniformen aus aller Herren Länder, mitunter auch solche, die in der Phantasie des Betreffenden entstanden und weder in irgend einer Armee noch in irgend einem Civildienste gebräuchlich waren. Hier sah ich auch zum ersten Male Römerinnen von wirklich berauschender Schönheit, herrliche Köpfe mit jenen wundervollen, träumerisch blickenden Augen, deren plötzliches Erwachen so gefährlich ist, besonders wenn dabei ein bedeutungsvolles Lächeln um die feinen, frischen Lippen spielt. Man sagt den Römerinnen nach, häufig sei die herrlich geformte Büste zu schwer für die ganze Gestalt und wenn dieß auch in der That zuweilen der Fall ist, so doch in keiner Weise störend, ja eine ganz eigene, ich möchte sagen, gediegene und behagliche Wirkung hervorbringend. Daß hier auf den Bällen und Festen aller Art die äußerst zahlreichen Fürstinnen, Marquisen und Gräfinnen, die reichen Fremden der verschiedensten Nationalitäten in den prachtvollsten Toiletten erschienen, versteht sich von selbst, doch war es auch bei diesen Gesellschaften, wie bei denen, aller anderer größerer und kleinerer Städte, eine glich der anderen, äußerlich wie innerlich, so daß sie bald für die ruhigen und, ich möchte

ſagen, beinahe theilnahmloſen Beſchauer, worunter ich mich vor allen Dingen rechnen mußte, viel an dem anfänglichen Intereſſe verloren.

Ueberhaupt will ich hier geſtehen, daß all dergleichen rauſchende Vergnügungen, beſonders Ballfeſte, mir von jeher nur ſo lange amüſant erſchienen, als ich vom Anblick derſelben etwas lernen konnte, oder als ich das Getreibe ſelbſt für mich zu eigenthümlichen Bildern formte. Da ich in der Jugend keine Gelegenheit hatte, das Tanzen recht zu erlernen, ſo habe ich dieſe edle Kunſt auch nie mit Vorliebe betrieben, begnügte mich an der Unterhaltung, ſowie am Zuſchauen, wobei mir, wie vorhin ſchon bemerkt und ebenſo, wenn ich im Theater die Muſik einer bekannten Oper halb träumend auf mich einwirken ließ, häufig die gelungenſten Fortſetzungen einer Arbeit, mit der ich gerade beſchäftigt war, in den Sinn kamen, ja ſich ſchwierige Verwicklungen, über die ich lange vergeblich nachgedacht hatte, leicht und fließend auflöſten.

Da ich nun auch hier in Rom bei dieſen Bällen und Soireen bald für mich nichts Neues mehr fand, ſo zog ich mich ſachte zurück, wie ich auch in Florenz gethan, und wurde mir das um ſo leichter, als unſer ſparſamer Reiſechef, wenn ich zu Hauſe blieb, nur einen Wagen für nöthig fand, während ſonſt zwei dieſer in Rom ſo theuren Equipagen gebraucht werden mußten; auch der Kronprinz in ſeiner Güte ließ mir Abends gern meine Freiheit, welche ich dazu benutzte,

die kleineren Volkstheater zu besuchen oder mich im Kaffee Greco mit den Künstlern zu unterhalten, und mit ihnen die kleinen Trattorien zu besuchen, wo am lodernden Herde häufig im gleichen Gemache irgend eine römische Speise zubereitet wurde, zu der wir aus strohumflochtener Flasche vortrefflichen italienischen Wein tranken.

Darüber mußte ich nun am andern Morgen bei meinem täglichen Rapport, der auch hier selten ausfiel, umständlichen Bericht erstatten, was ich denn auch im Interesse jener Künstler that und wobei ich dem Prinzen diejenigen bezeichnete, die in ihren Ateliers zu besuchen wären. Dagegen erzählte er mir gern und ausführlich von seiner gestrigen Soiree, ob er sich amüsirt oder gelangweilt habe, und ließ es dabei an interessanten und oft sehr wahren Schilderungen nicht fehlen. Gar zu gern würde er mich hie und da auf meinen Exkursionen begleitet haben, doch mochte ich ihn der Verantwortung wegen nicht dazu ermuthigen und hatte auch unserem etwas ängstlichen Reisechef in dieser Richtung ein festes Versprechen gegeben. Dagegen vermittelte ich es häufig, daß Künstler oder empfohlene Fremde zur Tafel geladen wurden, bei der wir an dem vortrefflichen Bravo einen fast täglichen Gast hatten, der uns neben seinem sonstigen angenehmen Wesen auch dadurch amüsirte, daß er dem ausgezeichneten Menu des Gasthofes stets die vollste Anerkennung zu Theil werden ließ.

So näherten sich die belebten Tage des Karnevals und kurz vor der berühmten Woche wurde der Kronprinz zu einer Audienz bei dem Papste Gregor XVI. eingeladen. Wir hielten unsere Auffahrt an der großen Treppe des Vatikans so pompös als thunlich, trugen mehr und minder glänzende Uniformen, wobei ich mir in meinem hellblauen mit Silber allzureich gestickten Rock, weißen Kaschemirbeinkleidern, mit dem bordirten zweispitzigen Hute, einer etwas weißen Straußenfeder und einem Degen sehr stattlich vorkam. Vor dem Appartement Seiner Heiligkeit wurde der Kronprinz von sehr beschäftigt thuenden Geistlichen mit ehrerbietiger Kniebeugung, wozu sie ihre Mützchen abnahmen, empfangen. Dann öffneten Palastdiener, dem Namen nach päpstliche Reitknechte, in ihren malerischen Costümen, Leibrock von dunkelrothem Seidendamast mit lang herabhängenden aufgeschlitzten Oberärmeln, worunter grauseidene, enganliegende Aermel hervorschauten, die schwervergoldeten Flügelthüren zu einem Vorsaale. Dieser war ein hochgewölbtes weites Gemach, hatte nur ein einziges großes Fenster und war dadurch, sowie auch durch die dunkle Farbe der kostbaren Gobelins an den Wänden von strenger, fast düsterer Wirkung, welche noch erhöht wurde, da sich statt beweglicher Sitzgelegenheiten und dergleichen nur einige langgestreckte Bänke ringsumher befanden. In einem hohen Kamin brannte ein hellloderndes Feuer und beleuchtete auf's malerischste einige dort befindliche Monsignori und sonstige

hohe kirchliche Würdenträger mit schwarzen und farbigen Talaren, sowie gepanzerte Schweizer-Hellebardiere an der andern Flügelthüre, durch welche wir nun in ein helleres unmittelbar vor dem Empfangssaale Seiner Heiligkeit befindliches Gemach traten.

Hier waren Mönche verschiedener Orden, an den hohen und weiten Fenstern standen plaudernd ein paar Kardinäle, und päpstliche Kämmerer gleichfalls in geistlichen Gewändern führten den Kronprinzen mit ehrfurchtsvoller Verbeugung nach dem Hintergrunde des Saales, wo sich drei Thüren befanden, eine mittlere große, und rechts und links je eine kleinere. Herr von Kolb, der uns bis hieher begleitet, hatte uns schon von diesen drei Thüren erzählt, daß bei Audienzen die große mittlere nur für gekrönte katholische Häupter geöffnet werde, bei andern hohen Personen in gleicher Religion die rechts gelegene, bei uns armen Ketzern aber nur die der linken Seite. Und so war es auch; ich kann dagegen versichern, daß der Empfang Seiner Heiligkeit, auch wenn wir durch die große Mittelthüre eingelassen worden wären, nicht freundlicher, ja herzlicher hätte sein können; er gieng dem Kronprinzen und also auch uns rasch einige Schritte entgegen, reichte ihm beide Hände, und als wir ihm der Reihe nach vorgestellt wurden, gab er jedem von uns seine Rechte symbolisch zum Kusse, doch zog er sie freundlich nickend bei dem Versuche dazu sogleich wieder an sich und begann dann,

während er mitten zwischen uns trat, auf die unbefangenste und leutseligste Art eine Konversation in italienischer Sprache mit allerlei scherzhaften Wendungen, über die er aber selbst am herzlichsten lachte. Gregor XVI., damals schon über siebzig Jahre alt, war von kleiner, schmächtiger, fast unbedeutender Gestalt, wankte ein bischen hin und her, wenn er gieng, und trug den Kopf etwas vornüber geneigt, seine Gesichtszüge waren angenehm und drückten Wohlwollen aus, wurden aber etwas entstellt durch eine sehr lange, vornen fleischige und geröthete Nase, Symptome eines Leidens, an dem er schon seit Jahren erkrankt war und bei dem er von einem deutschen Arzte, Doktor Ahlert, behandelt wurde; die Augen blickten sanft und, wenn er erzählte, erglänzten sie schalkhaft. Seine Heiligkeit trug ein weißes Gewand, das bis auf die rothsammtenen, mit einem goldenen Kreuz gestickten Schuhe reichte, und die Mitte seines weißen Haares deckte ein gleichfalls rothes, kleines Käppchen.

Er erkundigte sich, ob wir auch recht fleißig gewesen wären in Besuchen der merkwürdigen Kirchen Roms, besonders Sankt Peters, wo wir gewiß mit Interesse ein paar der kurz vorher stattgehabten Feierlichkeiten, eine große Messe von ihm selbst celebrirt, sowie die Einführung einiger Kardinäle, mit angesehen hätten, wartete aber darauf, wie es hohe Personen häufig zu machen pflegen, selten eine genügende Antwort ab, sondern sagte selbst: „Si, si, credo, credo,“

und begann dann händereibend vom Karneval als der größten Beluſtigung ſeiner guten Römer und Römerinnen zu erzählen, ſchilderte uns den Lauf der Barberi, das luſtige Getümmel auf dem Corſo, wobei höchſt ſelten ein Unglücksfall oder ſonſtiges Unangenehmes vorkäme, da ſeine Römer das artigſte und höflichſte Volk, beſonders gegen Fremde ſeien — „brave Leute“ — ſagte er — „mäßig ſelbſt in ihrer Luſt und folgſam der Obrigkeit; denn wenn am letzten Abend des Karnevals, dem Moccolettiabend, wo es mit den Tauſenden von brennenden Lichtchen allerdings etwas toll herzugehen pflegt, meine Dragoner endlich in den Corſo einreiten, um der Luſt ein Ende zu machen, ſo brauchen ſie nur hie und da in die Maſſen hineinzurufen: ‚Adesso, brava gente, è tempo di smorzare i lumi!‘ und die Lichter werden ausgelöſcht und alles zieht ruhig nach Hauſe.“

Dieſes smorzare i lumi, das der Papſt mit ganz beſonderer Heiterkeit betonte, brachte auch uns, wie ich ſchon früher erwähnt, zu einem herzlichen Lachen, in das Seine Heiligkeit, überzeugt, daß nur ſeine humoriſtiſche Erzählung daran ſchuld ſei, auf's kräftigſte und anhaltendſte mit einſtimmte.

Dann entließ er uns, indem er zuerſt jedem von uns die Hand reichte, und dann, ehe er weggieng, mit der Rechten, an der er den Fiſcherring trug, das Zeichen über uns machte. Dreißig Jahre ſpäter hatte ich die Ehre, hier

im Vatikan abermals bei einer Audienz zugelassen zu werden. Es war im Jahre 1874, wo uns Seine Heiligkeit, Pius IX., eine große Gesellschaft der verschiedensten Nationalitäten, hauptsächlich Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, empfieng. Statt aber in den eigentlichen Thronsaal, wurden wir in die neben dem vorhin beschriebenen Vorsaal liegende sogenannte Blumengallerie geführt, ein langer, schmaler, hoher und durch eine ganze Reihe von Fenstern freundlich erhellter Raum, gegenüber dem Bogen Raphael's gelegen, und waren hier die Wände mit zarten blumigen Arabesken, durch welche zierliche Vögel schlüpfen, bedeckt. Es war uns angedeutet worden, beim Eintreten Seiner Heiligkeit niederzuknieen, und als nun die Flügelthüren aufgerissen wurden und ein vorauseilender päpstlicher Kämmerer mit lauter Stimme „sua santita" ankündigte, machten wir auch schleunigst alle Anstalten dazu, doch lief in diesem Augenblick ein höherer Geistlicher bei uns vorbei, um mit Wort und Pantomime anzudeuten, daß wir nicht niederknieen, sondern uns nur verbeugen sollten. Dann erschien der Papst, gleichfalls weiß gekleidet, wie sein Vorgänger, auch mit rothsammtenen Schuhen und dem rothen Käppchen; dicht hinter ihm wurde der große purpurrothe Hut mit goldener Verschnürung getragen und dann kam ein ansehnliches Gefolge von Kardinälen, geistlichen Würdenträgern aller Art, Mönche der verschiedenen Orden, Dienerschaft und Hellebardiere, die aber alle am Ende der

Gallerie stehen blieben, während der Papst allein vorschritt, an der einen Reihe hinauf, an der andern hinunter. Wie ehrfurchtgebietend und doch wieder wohlwollend und vertrauenerregend erschien die noch immer imposante Gestalt des heiligen Vaters, das freundliche Lächeln um seine Lippen, der helle Blick der großen schönen glanzvollen Augen!

Trotz des Gebotes hatten sich manche auf die Kniee geworfen, ja ein paar Damen rutschten aus der Reihe hervor, um ihm den Fuß zu küssen, während wir Uebrigen eine tiefe verehrungsvolle Verbeugung machten. Jedem reichte er die Hand mit dem Fischerringe, duldete auch einen Kuß, selbst von den Lippen schöner Damen, und als er zu mir kam, schaute er mich einen Augenblick an, und sagte in italienischer Sprache: „Auch Sie sind Amerikaner?“ worauf ich ihm zur Antwort gab: „Nein, heiliger Vater, ich bin aus Württemberg.“

„Ah, aus Württemberg!“ rief er mit heiterem Lächeln und plötzlich französisch redend, „es ist ein gutes Land, das Württemberg, und ich kenne auch Ihren König, der mich hier besucht hat, woran ich mich gern erinnere.“

Dann schritt er kopfnickend weiter, um dann in die Mitte der zahlreich Versammelten zu treten und, nachdem er wohlwollend und freundlich ringsum geschaut, in hellem, kräftigem und angenehm klingendem Tone zu sagen: „Maintenant je vous donne ma bénédiction générale.

Comme la plupart de vous sont protestants, je vois que vous avez apporté des chapelets pour faire plaisir à vos amis catholiques, je veux les bénir et je veux aussi vous donner ma bénédiction, afin que vous receviez la lumière, qu'il vous faut, pour reconnaître la vérité!" —

Jedenfalls war der heilige Vater an diesem Tage sehr gut gelaunt, oder hielt es für unerlaubt, uns als unschuldige Ketzer für die sogenannte Verfolgung der katholischen Kirche verantwortlich zu machen. Genug, er ertheilte uns den päpstlichen Segen, was, wie ich nicht verhehle, auch auf mich von ergreifender Wirkung war, sagte mit lauter Stimme „addio" und verließ mit seinem Gefolge die Blumengallerie. Daß wir ihm, sobald als es schicklich war, eilig folgten, sämmtliche Damen voraus, ist selbstredend, und erreichten wir auch jenen oben erwähnten Vorsaal früh genug, um seine Heiligkeit, die unterdessen in einem benachbarten Gemach eine weitere Audienz gehalten, nochmals an uns vorübergehen zu sehen; doch schritt ihm hier ein großer, finster blickender Monsignore voraus, der den Versammelten im Gegensatze zu der früheren Begegnung zuherrschte, niederzuknieen, was ich aber hier, so bereitwillig ich mich auch vorher dieser Ehrenbezeugung unterzogen hätte, durch rasches Zurücktreten vermied.

Papst Pius pflegt diese Audienzen und Ansprachen bei

seinen vormittäglichen Spaziergängen durch den Vatikan zu erledigen, indem ihm bald in dieser, bald in jener Gallerie, oder in diesem oder jenem Gemach Andächtige, Gläubige oder Neugierige vorgestellt werden, die er theils mit angenehmen Worten wie uns, theils mit scharfen Bemerkungen begrüßt. Wenn es auch nicht schwer hält, zu diesen Audienzen zugelassen zu werden, so muß man doch irgend eine gute Empfehlung haben, wie wir zum Beispiel von dem verehrten liebenswürdigen Prior des österreichischen Klosters dell' Anima.

Gleich nach Neujahr fängt in Italien die Karnevalsstagione an, zu der die großen Theater, wenn möglich eine gute neue Oper oder ein paar ältere mit den bestmöglichsten Kräften, neu und brillant in Scene gesetzt, bringen, die kleineren Bühnen Possen, Burlesken, Pantomimen mit den bekannten italienischen Maskenfiguren, Arlecchino, Colombine, Truffaldino und Anderem. Die Abendgesellschaften mehren sich dergestalt, daß in diesem Jahre zum Beispiel der Kronprinz, um allen Einladungen gerecht zu werden, oft drei bis vier Soireen in einer Nacht besuchen mußte. Auch gab es schon maskirte Feste, und zu einem derselben, ich glaube beim Fürsten Torlonia, konnte der Kronprinz nicht umhin im Costüm zu erscheinen, bei welcher Gelegenheit ich mit dem Maler L. Werner, bekannt durch seine wundervollen Aquarellen, in nähere Berührung kam, da er beauftragt wurde, dieses Costüm aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts

zu entwerfen und anfertigen zu lassen. Werner hatte eine auffallend schöne Römerin zur Frau, mit allen Vorzügen und Schwächen ihrer Landsmänninnen. Mit mäßiger Bildung verband sie die Grandezza und das imponirende Wesen dieser merkwürdigen Weiber, so daß man sie, im Wagen sich fächernd und aus den dunklen Augen stolz umherblickend, für eine Herzogin hätte halten können, welche Illusion aber augenblicklich verschwand, wenn man sie reden, hauptsächlich aber mit Nachbarsfrauen oder auch mit dem guten Werner zanken hörte; sie war lustig, vergnügungssüchtig und stets zu Allem aufgelegt, man munkelte übrigens auch zu jener Zeit schon von kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten in Folge ihres wankelmüthigen Temperaments und wußte genau, daß sie, wie so manche römische Frauen, einen Verehrer hatte, der unter dem Namen eines Hausfreundes aus- und eingieng; letzteres verheimlichte sie auch durchaus nicht und habe ich sie zu ihrem Mann oft in der naivsten Ruhe sagen hören: „Don Giovanni war da," oder: „Don Giovanni kommt später, um mich zu einem Spaziergang auf den Pincio abzuholen."

Sie hatte ein ungemein liebliches Lächeln um die feinen Lippen, wenn sie irgend einen Wunsch aussprach, wozu dann die großen römischen Augen so komisch demüthig zu blicken verstanden, und dieß Geberdenspiel wandte sie auch eines Tages, als ich da war, gegen ihren Mann an, der aber auf

mich blickend sagte: „Das ist unmöglich.“ Da es sich also offenbar um etwas handelte, wozu ich hätte helfen können, so ließ ich begreiflicherweise mit Fragen nicht nach, bis er mir achselzuckend bemerkte: „Das ist wieder so eine tolle Weiberidee; sie möchte einmal mit Ihnen maskirt in einem der Wagen des Kronprinzen nächste Woche beim Fasching auf den Corso fahren.“

„Si signor, si signor!“ bekräftigte sie mit einem so demüthig aussehenden Gesichtsausdruck, daß ich ihr lachend sagte, daß sich ihre Bitte doch vielleicht erfüllen lasse, wenn ich den Kronprinzen darum bitten würde, für den ja einer der schönsten Balkone im Corso gemiethet sei, weßhalb unsere Wagen öfter nur gebraucht würden, um dorthin zu fahren, auch würde es mir ein Vergnügen machen, sie zu begleiten, ich wüßte aber nicht, auf welche Art ich mich maskiren sollte. Leuchteten schon ihre Augen bei meinen ersten Worten auf, so war sie mit einem Male die Geschäftigkeit selbst und bewies mir mit der ungemeinsten Zungenfertigkeit, daß es für mich ein Costüm gäbe, das mir bei meiner Gestalt und jugendlichen Frische und meinem feinen weißen Teint — ich bitte hier nicht zu vergessen, daß ich damals erst vierundzwanzig Jahre zählte — ganz ausgezeichnet stehen würde, ein Costüm, wozu auch sie einiges beitragen könne, ja ein Costüm, das sie auch für sich selber wählen würde, das einer — Trasteverinerin — „einer Minente“, wie es im Volks-

munde heißt — kurz, den Anzug eines römischen Mädchens der unteren Bürgerklasse.

Daß Werner und ich aus vollem Halse lachten, ist wohl begreiflich, doch ließ sie sich dadurch nicht abschrecken, behauptete, ihre Idee sei reizend, wir beide würden ganz wundervoll aussehen und sie wolle jede Wette verlieren, wenn mich irgend Jemand für einen Mann halten würde. „Das Wetter ist ja warm, wie im Frühling," rief sie fröhlich aus und setzte mit großer Entschiedenheit hinzu: „Wir fahren decolletirt und mit entblößten Armen." Da ich zu jener Zeit sehr geneigt war, irgend einen lustigen oder gar tollen Streich mitzumachen, so wurde es ihr leicht mich zu überreden, und da auch endlich Werner, allerdings achselzuckend, nichts mehr erwiedern konnte oder mochte, so versprach ich denn, ich wolle den Prinzen bei einer günstigen Gelegenheit um Erlaubniß bitten. Als ich fortgieng, sagte sie mir an der Treppe, ich solle jedenfalls morgen zu ihr kommen, um ein paar Costümstücke, die sie noch besäße, anzuprobiren.

Daß mir der Kronprinz einen der Wagen zu diesem Spasse bewilligen würde, davon war ich überzeugt und irrte auch darin nicht, nur verlangte er lachend zu wissen, in welcher Maske ich erscheinen werde, was ich aber entschieden ablehnen zu müssen erklärte. Ich bat ihn, mir auch für ihn eine Ueberraschung zu gestatten. Er war überhaupt in

solchen und ähnlichen Dingen von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit, die sogar dann häufig nicht verschwand, wenn man Forderungen an ihn stellte, die jeder andere seines Ranges unfreundlich und sogar barsch abgewiesen hätte.

So erlaubte er zum Beispiel trotzdem, daß er den Tabaksdampf haßte — er selbst hat erst viel später zu rauchen angefangen — nicht nur, daß wir nach dem Diner unsere Cigarren anzünden durften — Maucler, Klein und ich waren leidenschaftliche Raucher — sondern ich erinnere mich eines Falles, daß er schon zu einer Soiree gekleidet, im schwarzen Frack mit Stern und weißer Halsbinde, im Eßzimmer erschien, deßhalb auch das Rauchen nicht erlauben wollte; doch ließ der Doktor in seiner schwäbischen Offenheit nicht nach und meinte: „Königliche Hoheit brauchen ja nur den Frack wieder auszuziehen" — was er denn auch wirklich zu meinem allergrößten Erstaunen und nicht einmal unfreundlich werdend that.

Ueberhaupt war der Kronprinz zu jener Zeit in so angenehmer und umgänglicher Stimmung, daß es eine Freude war, an allen Exkursionen innerhalb und außerhalb der Stadt Theil zu nehmen, und waren diese, obgleich höchst interessant und lehrreich, doch zuweilen in nicht geringem Grade ermüdend. Man denke sich nur unsere Lebensweise: häufig wurde Morgens nach dem ersten Frühstück oft schon

um neun Uhr ausgefahren, wobei der unerbittliche Doktor Klein mit der Liste der Sehenswürdigkeiten, die jeweilig an die Reihe kamen, bewaffnet war und uns häufig in der unbedeutendsten Kirche selbst dann das Betrachten eines oft geringen Bildes nicht erließ, wenn dazu Lichter angezündet werden mußten; bei weiteren Ausflügen wurde das zweite Frühstück im Wagen oder auch an irgend einem schönen Punkte eingenommen, wobei dann besonders an sonnig warmen Tagen der Kronprinz unter meiner Beihilfe gegen den gestrengen Reisechef konspirirte, indem wir die Kollation so in die Länge zogen, daß die Besichtigung einiger weiteren Kirchen unmöglich war und wir uns mit einer weit angenehmeren Spazierfahrt längs eines Theils der Stadtmauer begnügen mußten; so eines Tages beim Besuche der Grotte der Egeria, wo auch die vortrefflichen Freunde Kolb und Bravo mithalfen, indem der erstere herrliche Weine vorausgeschickt hatte, die, in dem frischen Wasser des Nymphenquells gekühlt, ganz ausgezeichnet schmeckten. Hier darf ich auch unserer entzückenden Fahrt nach Tivoli nicht vergessen, wo uns schließlich der gute Bravo auf den Ruinen durch einen aus Rom mitgenommenen Kartoffelsalat, eine damalige Leibspeise des Kronprinzen, überraschte. Uebrigens war uns das Wetter in jenem Winter so außerordentlich günstig, wie es selten Reisenden zu Theil wird und wie auch ich es mit solch ausdauernder Schönheit nie wieder erlebt habe; wahre

Frühlingstage folgten oft in langen Reihen und in solcher Lieblichkeit aufeinander, daß ich mich nicht erinnern kann, anders als bei Fahrten im offenen Wagen oder bei Nacht einen Ueberzieher gebraucht zu haben. Fast täglich hatten wir mindestens ein paar Stunden Sonnenschein und selbst wenn einmal Regenwetter eintrat, so hatte dieß keine Kälte im Gefolge und, sowie sich wieder der Himmel in tiefem Blau zeigte, erfreuten wir uns auch wieder an entzückend warmem Sonnenschein.

Dabei konnte allerdings in der Besichtigung von Rom und Umgegend, besonders bei all den Erleichterungen, die uns zu Theil wurden, das Möglichste geleistet werden; ich habe aber trotzdem häufig Morgens gezweifelt, ob die große Liste von Kirchen, Palästen, Gallerien und sonstigen Merkwürdigkeiten bis Abends bewältigt sein könne; was aber meistens doch durch unerhörte Ausdauer möglich gemacht wurde, aber nicht ohne uns, mit Ausnahme des Doktors, manch schweren Seufzer auszupressen; überhaupt war das kein genußreiches und lohnendes Sehen, und so oft ich an jene römische Zeit zurückdachte, so flimmerten mir Bauwerke, Bilder, Statuen bunt glitzernd, aber meistens unverständlich wie im Kaleidoskop vor meinen Augen und ich hätte gleich Fausts Schüler den bekannten Ausruf thun mögen. Fehlte es mir doch an der nöthigen Vorbereitung, war mir doch Kunstgeschichte und ähnliche Wissenschaften so fremd als mög-

lich, und wenn ich auch wohl die Namen der großen italieni-schen Meister kannte, so hatte ich doch von der Vortrefflichkeit ihrer Werke nur einen sehr schwachen Begriff. Auch die liebenswürdige Art, mit der viele der Besitzer von Villen und Gallerien den Kronprinzen selbst empfiengen, um ihm die Honneurs bei Besichtigung ihrer Schätze zu machen, störte häufig im ruhigen Betrachten derselben; denn oft kam man von Lieblingsbildern des Eigenthümers gar nicht mehr weg, oder ein anderes Mal kaum zum Betrachten des Kunstwerkes, wegen dessen man gekommen war, wie zum Beispiel, bei der berühmten Aurora Guido Reni's im Palaste Rospiglioſi, wo der Kronprinz von dem Fürsten mit seinen liebenswürdigen Damen auf den prachtvollen Gartenterrassen unter blühenden und Früchte tragenden Orangenbäumen selbst empfangen und überall umhergeführt und dann schließlich bei dem Frühstück im großen Saale das herrliche Deckengemälde nur gelegent-lich betrachtet wurde.

Ein andermal hatte Konsul Kolb für ein Frühstück in der berühmten Villa Albani gesorgt, das an einem herrlichen Platze in dem wundervollen Garten servirt wurde und wo-bei die zahlreichen Kunstschätze so oberflächlich betrachtet wur-den, daß, als ich in späteren Jahren zu einer ernstlichen Besichtigung hieher kam, mir Alles, mit Ausnahme jenes Frühstückplatzes, neu und wie nie gesehen erschien; ebenso ist es mir auch mit der reizenden Villa Wolkonsky ergangen,

die gänzlich aus meinen Erinnerungen verwischt, erst später auf mich einen unauslöschlichen Eindruck machte. Gibt es doch auch wohl nicht leicht, dicht bei Rom, einen stilleren Landsitz, wo alles Ruhe und Frieden athmet. Quer durch die große Besitzung zieht die malerische Ruine einer alten Wasserleitung, wo jeder der epheuumrankten gewaltigen Bogen als die schönste Einrahmung der dahinter liegenden Campagna, sowie der fernliegenden tiefblauen Albanerberge dient; dazu die heimlichsten, schattigsten Plätzchen, stets so angelegt, um in träumerischer Versunkenheit jene wunderbaren Aussichten zu genießen, bald mit Marmorsitzen zwischen dichten Orangen- und Citronenbüschen, bald noch heimlicher in einer kleinen Grotte, wobei das Plätschern eines Springbrunnens unbeschreiblich anmuthig wirkt!

Stets, so lang ich denken kann, haben mich Naturschönheiten entzückt, und hat es mir schon in früherer Jugend Freude gemacht, irgend einen schönen Platz mit eingebildeten Grenzen zu umziehen und durch Bäume und Büsche mit den Umgebungen zu Gartenanlagen umzuschaffen, dieselben mit bequemen Wegen zu durchziehen und in der Phantasie ein hübsches Haus zu erbauen, um es natürlicherweise selbst zu bewohnen; Wasser durfte nicht fehlen, wenn möglich ein klarer Bach, der sich durch den Rasen schlängelte, mindestens aber ein hochaufsteigender Springbrunnen; habe ich doch das Alles als Knabe schon verwirklicht, indem ich auf einem

wenige Quadratschuh enthaltenden Raum mit kleinen Steinchen, gelbem Sand, Rasenstücken, eine solche Gartenanlage herstellte, in der das Wasser gleichfalls nie fehlen durfte; auch unter dem Weihnachtsbaum führte ich gelegentlich Aehnliches aus, wo an dem grau papierenen, mit Moos beklebten Felsen das Rad einer Mühle durch wirkliches Wasser getrieben wurde, das sich dann tiefer unten als feiner Strahl noch zu mäßiger Höhe erhob.

Auch auf dieser meiner ersten italienischen Reise habe ich in Villen und Gartenanlagen gediegene Studien gemacht, auch den Kronprinzen dafür zu interessiren gewußt, und ist mir vieles von dem, was ich hier gesehen, was ich in meinen Notizbüchern, wenn gleich flüchtig beschrieben oder recht stümperhaft gezeichnet, später von großem Nutzen gewesen. Von jeher habe ich für das Leben auf dem Lande geschwärmt und es mir als höchstes Glück vorgestellt, selbst etwas Aehnliches zu besitzen, ja ein solches Landhaus Sommers und Winters bewohnen zu können, wo ich es mir alsdann als ganz besonders behaglich vorstellte, vom lodernden Kaminfeuer hinweg an ein hohes Bogenfenster zu treten und auf die schneebedeckte Landschaft zu schauen — glückselige Phantasieen, die auch später theilweise in Erfüllung gegangen sind!

Nach diesen häufig sehr ermüdenden Fahrten und Gängen durch das alte und neue Rom oder von Ausflügen in die Umgebung kamen wir nie vor einbrechender Nacht zurück, um

uns dann bei dem stets vortrefflichen Diner, wenn solches zu Hause eingenommen wurde, wieder auf die angenehmste Art zu erholen. Oft mußte aber dann gleich nach der Ankunft und sehr eilig große Toilette gemacht werden, weil auswärts gespeist wurde; sonst aber geschah dieses Umkleiden fast jeden Abend nach dem Essen, meistens um zwei oder drei Soireen nacheinander zu besuchen, wobei ein einmal ausnahmsweise ruhiger Abend wie eine festliche Gelegenheit gefeiert wurde.

Zuweilen hatten wir auch einen vollständigen Ruhetag, wenn sich der Kronprinz zu ermüdet fühlte oder wenn das Wetter zu regnerisch und unfreundlich war, da wurden Briefe geschrieben, auch wohl das Tagebuch vervollständigt, auch Besuche gemacht, nach dem Sankt Peter gefahren, um dort in der majestätischen prächtigen Halle, wie in milder Frühlingsluft umherwandelnd, die ringsumher aufgehäuften Schätze zu bewundern.

Daß ich am Tage nach meinem Besuch bei Werners dem Versprechen gemäß dort wieder erschien, ist selbstredend. Ich fand auch Signora Teresina zu Hause und beschäftigt in allerlei Kleidern und Costümstücken umherzuwühlen, um Passendes für unsere Maskerade zu finden. Sie war nicht allein, sondern es befand sich eine Dame bei ihr, mit der, als ihrer besten Freundin, sie mich augenblicklich bekannt machte: „Signor Cavaliere H." — „Signora Nina," — eine

prachtvolle Figur, mit der schönen vollen Büste der Römerinnen und wohl proportionirter Länge der ganzen üppigen Gestalt; trotzdem hatte sie Füßchen und Händchen, wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und etwas ruhig Melancholisches in den blendend schönen Zügen, die bleich, wie ich sie selten gesehen, glattem antikem Marmor zu vergleichen waren, dazu frische, volle Lippen, die herrlichsten Zähne und wunderbare tiefdunkle Augen unter scharf gezeichnet hochgewölbten Brauen. Sie sprach wenig und hörte fast nur dem lustigen Geplauder ihrer stets heiteren Freundin zu, darin einen vollkommenen Gegensatz bildend; nur wenn ich direkt eine Frage an sie richtete, was ich zuweilen that, gab sie flüchtig aufblickend eine bescheidene Antwort, aber ich hatte gerade genug an diesem flüchtigen Aufblicken, und fühlte ich mich ein paar Mal förmlich darunter zusammenzucken, was indessen auch Signora Werner zu bemerken schien, denn sie umschlang dann mit einem Blick auf mich ihre Freundin, küßte sie herzlich und nannte sie ihre liebe, süße Nina, das beste Herz auf dieser Welt: „ma poveretta, ma poveretta.“ Dann gieng es an ein Aufsuchen der Costümstücke und wurde mir Manches, sogar Unaussprechliches anprobirt, aber stets als unbrauchbar verworfen, so auch ein Mieder der Signora selbst, bei dem sie aber so fröhlich lachend ausrief: „Unten zu eng und oben viel zu weit,“ daß selbst das ernste Gesicht der Anderen ein leichtes Lächeln zeigte. Kurz, alles war

unbrauchbar, wie ich auch nicht anders gedacht, und ich erklärte mich gerne bereit, Mieder, Rock und was sonst nothwendig sei, machen zu lassen, doch hatte die Werner einen guten Einfall, als sie mir sagte: „Wenden Sie sich zuerst an Ihre Wirthin, Madame Meloni, und wenn die von früheren Maskeraden noch etwas hat, so kann man es mit wenig Abänderungen passend machen," was allerdings richtig war, denn die Genannte war eine große und sehr starke Dame.

Während dieses Geplauders erkundigte ich mich auch schüchtern, ob nicht auch Signora Nina Lust habe, die Corsofahrt mitzumachen; doch schlug diese kopfschüttelnd ihre Augen nieder und die Andere rief in bedauerndem Tone: „Ach wenn das nur möglich wäre! Ich habe sie selbst schon darum gebeten, sehe aber gleichfalls ein, daß es nicht geht, daß es ganz unmöglich ist."

„Die Signora hat vielleicht einen zu eifersüchtigen Gemahl?"

„Oh, schlimmer als das, nach einem eifersüchtigen Gemahl würde man nicht fragen."

Das erregte meine Neugierde und ich zauderte um so eher, wegzugehen, als Signora Nina sich seufzend erhob, ihren schwarzen Schleier nahm und denselben auf dem Kopfe befestigte. Ich vergaß zu sagen, daß auch sonst mit Ausnahme einer glühend rothen Camelie, die sie an der Brust trug, nichts Farbiges an ihrem schwarzen Anzuge zu sehen war.

„So, du willst schon gehen, poverina?“ sagte die Andere, sie abermals umarmend, „bleibe doch lieber da und laß uns noch etwas zusammen lachen!“

„Nein, nein, ich muß in die Messe, du wirst auch ohne mich lachen, du Glückliche!“ — dabei streifte mich ein Blick ihres düstern dunklen Auges.

Signora Teresina, die das auch bemerkte, lachte laut und herzlich und, nachdem ich die kleine Hand der Weggehenden, die sie mir darreichte, leicht gedrückt, schlang sie den Arm um den Hals der Freundin und führte sie zum Zimmer hinaus bis zur Treppe, wo sie laut plaudernd und die Werner lustig lachend eine Zeitlang stehen blieben. Als diese wieder in das Zimmer zurückkam, rief sie im heitersten Tone: „Denken Sie nur, die Nina glaubt, ich lasse mir von Ihnen den Hof machen und hätte Don Giovanni verabschiedet. Ist das nicht komisch, nur so etwas zu denken; nein, nein, wir Beide sind gute Freunde und dabei bleibts, nicht wahr? Das habe ich ihr auch auf's bestimmteste gesagt und sie hat's so freudig aufgenommen, daß ich mich ordentlich gewundert habe.“

„Wer ist Signora Nina, was ist es mit ihr, warum erscheint sie so traurig?“

„O, die poverina, es ist eine Geschichte, wie sie hier oft passirt und wie sie dem Teufel stets Gelegenheiten giebt sich einzumischen, wenn ein Priester mit im Spiele ist. Die

Nina hat vor ungefähr zehn Monaten, noch nicht siebzehn Jahre alt, geheirathet und war so unglücklich ihrem Beichtvater zu gefallen, der ihr auch nach der Hochzeit noch allzu oft geistlichen Trost spenden wollte und meistens dann, wenn der Mann ausgegangen war. Doch hat sie mir bei allem, was ihr heilig ist, zugeschworen, daß sie ihn auch nicht ein einziges Mal bei sich zu Hause allein gesehen, aber, was wollen Sie, ihr Mann ist eifersüchtig geworden, war unklug genug, an öffentlichem Orte gegen den Priester Drohungen auszustoßen, und als man diesen eines Nachts in einer der Seitengassen des Corso erstochen fand, mußte es der Mann der armen Nina gethan haben und er sitzt nun für zwanzig Jahre in Civitavecchia — o poverina, was nützt es ihr, daß sie von ihm geschieden wurde! Wissen es doch die Pfaffen zu verhindern, daß sich ihr ein anderer nähert, trotzdem sie aus guter Familie und wohlhabend ist; sie hoffen sie immer noch in einem Kloster unterzubringen, doch denke ich sie vor solchem Unglück an ihrem Herzen und ihrem schönen Leib zu bewahren."

Mich hatte diese romantische Geschichte auf's höchste interessirt und ich würde mich gern nach der Wohnung der Signora Nina erkundigt haben, wenn ich mich nicht vor der Einmischung der Andern gefürchtet hätte; doch schien die schlaue Römerin meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte: „Wie gerne hätte Nina unsere Corsofahrt mitgemacht! Aber wenn

jetzt ihr Beichtvater davon hörte, würde er dem armen Geschöpfe die Absolution verweigern — wie dumm, wie dumm, da sie doch nichts begangen hat und so unglücklich ist; doch hat sie mir versprochen, nach der Fahrt hieher zu kommen, Giovanni kommt gleichfalls und dann wollen wir recht vergnügt sein."

So war denn schon ein artiges Karnevalsabenteuer eingefädelt, weßhalb ich denn mit doppeltem Interesse dem Beginn dieser lustigen Zeit entgegensah. Konsul Kolb hatte dazu für uns die schönsten Vorbereitungen getroffen, einen geräumigen Balkon in der Nähe der Piazza Colonna für die ganze Karnevalszeit gemiethet, und als ich denselben, sowie das dahinterliegende behaglich möblirte Gemach inspizirte, wurde mir in Signor Leppo der Mann vorgestellt, der gegen meine Quittungen die Lieferungen von Blumen und Confetti zu besorgen hatte; auch für Drahtmasken und blechernen Wurfbecher war gesorgt und so konnten wir mit Ruhe der berühmten Woche des Karnevals entgegensehen.

Damals, in den Vierziger Jahren, standen die Vergnügungen desselben noch in schönster Blüthe und sollte er bei der ungewöhnlich großen Anzahl von Fremden und bei dem damals noch regeren Eifer der Römer und Römerinnen besonders festlich begangen werden. Wie vieles hat sich seitdem geändert und wie ganz anders fand ich vor wenigen Jahren das Leben und Treiben auf dem Corso. Manches wie der

ſo hochintereſſante Lauf der Barberi war gänzlich abgeſchafft worden, hübſche Masken und Coſtüme namentlich ſchöner Frauen ſah man nur ausnahmsweiſe in eleganten Equipagen den Corſo befahren, — ſtatt derſelben aber zahlreiche dunkle Regenmäntel mit verhüllender Kapuze und Drahtmaske, um ſich vor den wirklich brutalen Angriffen der Fremden, beſonders der Amerikaner und Engländer zu ſchützen, welche die Confetti mit verletzender Wucht, oft ſogar auf das Trittbrett eines Wagen ſteigend, den darin befindlichen Damen in's Geſicht ſchleuderten.

Auch meine kleine Privatangelegenheit war auf's beſte vorbereitet, Maler Werner hatte mir alles zum Coſtüm Nöthige, wie: Mieder, bunte Röcke, eine dunkelblonde Perrücke, friſirt, wie es die Minenten trugen, beſorgt und die Unterkleider mit Strümpfen und Schuhen, kurz mit allem, was Knöpf- und Schnürbares dazu gehörte, war mir von unſerer liebenswürdigen Wirthin, Madame Meloni, zugeſagt, die auch verſprochen, mich unter Beihülfe ihrer allerliebſten Kammerjungfer Lucia, einer reizenden Albanerin, anziehen zu helfen.

Ueber das Leben in der römiſchen Karnevalswoche hier ſelbſt etwas zu ſagen, halte ich bei dem vielen Vortrefflichen, minder Guten, Unverſtändlichen, ja auch Langweiligen, was ſeit Goethe darüber geſchrieben worden iſt, für gänzlich unnöthig; iſt doch der Verlauf dieſer feſtlichen Woche, vom Einläuten auf dem Capitol und der Spazierfahrt der Senatoren

durch den Corso, womit sie die Lustbarkeiten eröffnen, bis zum Moccolettiabend im allgemeinen stets gleichgeblieben, wenn auch mehr oder minder belebt, und ebenso spielte sich jeder einzelne Tag genau wie der andere ab, vom Erscheinen der ersten Masken und ersten Wagen schon Vormittags bis zum allabendlichen Lauf der Barberi, weßhalb es eigentlich unbegreiflich ist, wie sich das Interesse an dieser allgemeinen Tollheit so von Tag zu Tag zu steigern vermochte. Zuerst blickt man allerdings förmlich geblendet in die lange Straße hinein, die mit ihren Teppichen vor fast jedem Balkon und Fenster, mit den alten gewirkten Tapeten der Gerüste unten, wo Stühle vermiethet werden, mit dem Kranze schöner blumengeschmückter Frauen, mit dem Gewühl der geputzten und maskirten Menge, wie ein Festsaal, wie eine ungeheure, reich ausgeschmückte Gallerie erscheint. Und wie prachtvoll lächelte dem dießjährigen Karneval der tiefblaue, sonnig goldene Himmel, wie entzückend war die milde Frühlingsluft, die dem Dufte unzähliger Blumen so recht die natürliche Weihe gab!

Nur schüchtern bedienten auch wir uns anfänglich der Wurfschaufeln, um Confetti auf irgend einen Angreifer zu schleudern, oder der Blumensträuße, um sie in einen der mit Damen besetzten Wagen zu werfen; doch wächst wohl bei keinem anderen Spiele so die Fertigkeit mit der Luft, weßhalb auch schon in den ersten Nachmittagsstunden unser Balkon einer der gefürchtetsten, aber auch wieder einer der beliebtesten

war, denn wenn er sich bei heftigen Angriffen sogleich in eine weiße Confettimasse hüllte, so wurden dagegen hübsche Damen in ihren Wagen oder reizende Masken auf der Straße mit Blumen oder wirklichem Zuckerwerk überschüttet, woran namentlich der Kronprinz eine große Freude hatte; doch trieb ich es wahrlich nicht minder lebhaft, ja stahl mich schon am ersten Tage zuweilen auf die Straße, um dann allerdings von den Freunden droben, sobald sie mich gewahrten, tüchtig zugedeckt zu werden, ehe es mir gelang, einen Schlupfwinkel zu finden, von dem ich auf weitere Abenteuer ausziehen konnte.

So in's Blaue hinein suchte ich diese allerdings nicht, sondern hatte schon ein paar Mal eine jener Bettlerinnen oder schönen Büßerinnen bemerkt, die, im unscheinbaren grauen Gewande, das prachtvolle Haar einfach um den Kopf gewunden, mit einer weißen Maske vor dem Gesichte, in tiefster Demuth scheinbar um ein Almosen betteln, indem sie aufwärts blickend ihren Hut oder das irdene Töpfchen, das sie an einem farbigen Bande tragen, empor halten — eine Vermummte, welche dieß Spiel häufig unter unserem Balkon trieb, ja auch schon versucht hatte, einen Blumenstrauß hinauf zu werfen, wobei dann bei der Bewegung die jugendlichen Formen ihres Körpers unverkennbar waren. Mich an der nächsten Quergasse versteckt haltend, hatte ich ihr schon ein paar Mal vergebens aufgelauert, — denn es schien gerade, als ob sie das ahnte und

deßhalb alsdann nicht zum Vorschein käme — und war es so schon tief Nachmittag geworden, ja einzelne Sonnenstreifen glänzten nur noch auf den höchsten Theilen der Häuser, wo sich dann der Corso, mit Abendnebel und Staub erfüllt, in jenem eigenthümlichen Dufte zeigt, in welchem das tolle Maskentreiben kurz vor Einbruch der Nacht und kurz vor dem Laufe der Barberi und somit vor dem Schluß der heutigen Lust doppelt phantastisch erscheint.

Da sah ich sie plötzlich wieder, sie gieng aufwärtsblickend an unserem Balkon vorüber, ohne sich aber sonst durch irgend etwas bemerkbar zu machen; ich folgte ihr rasch, da mich eine vielleicht thörichte Hoffnung trieb, in der Bettlerin eine Bekannte wieder zu finden.

Es war dieß um die Zeit, wo der Lauf der Barberi vom Platz del Popolo her beginnen sollte, weßhalb die päpstlichen Dragoner beschäftigt waren, die Mitte des ohnehin schmalen Corso's für die rennenden Pferde frei zu machen und frei zu halten, ein Augenblick des tollsten Getümmels, des unbeschreiblichsten Zusammendrängens, da jedes noch einen Platz zu gewinnen trachtete, um die vorbeirasenden Pferdchen zu sehen — und in diesem Durcheinander sollte es möglich sein, mit Erfolg einer Maske nachzulaufen, die sich mit einer aalartigen Geschmeidigkeit durch die dichten Menschenmassen wand? Doch war mir das Glück günstig, ich erreichte sie und gerade in der gefährlichen Lage, da sie, um eine Seiten-

gasse zu erreichen, durch eine schmale Oeffnung in der Wagenreihe schlüpfen wollte, die sich aber so plötzlich vor ihr schloß, daß sie wohl verletzt worden wäre, wenn ich sie nicht, mit der Bitte um Entschuldigung, hastig zurückgezogen hätte, ja ohne Weiteres ihren Arm ergriffen, um sie, eine neue Stauung der Wagenreihe benutzend, in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren die Barberi in blitzschnellem Laufe, begleitet von einem unbeschreiblichen Hallo der Menge, vorübergekommen und wer es je mit angesehen hat, wie sich alsdann mit einem Schlage, die bis dahin so streng eingehaltene Ordnung der Wagen und Zuschauermassen in das wildeste Gedränge auflöst, indem man sich kaum vor den Pferden und den Tausenden, allen Seitenstraßen zudrängenden Menschen zu retten vermag, wird es begreiflich finden, daß meine Vermummte, statt auf's neue zu entfliehen, sich bebend vor Angst fester an mich anschloß. Ihre Gesichtszüge unter der weißen Maske, aus der nur ihre Augen leuchteten, zu erkennen, war unmöglich, doch redete ich mir wonnig ein, den Klang ihrer Stimme, als sie mir mit leisen Worten dankte, erkannt zu haben und sagte ihr keck darauf bauend, nachdem wir eine stille Nebengasse erreicht: „Wie glücklich schätze ich mich, der schönen Signora Nina einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, der mich über alles freut."

„Per Dio," rief sie in erschrecktem Tone, indem sie versuchte, ihren Arm aus dem meinigen zu ziehen, „wie

wollen Sie mich erkannt haben, es wäre schrecklich, wenn man mich erkennen könnte."

„Seien Sie unbesorgt, von einem solchen Erkennen ist auch nicht die Rede, aber als ich vorhin Ihre Stimme hörte, war ich entzückt, daß mich meine Ahnung und Hoffnung nicht betrogen."

Darauf nahm sie hastig weiterschreitend meinen Arm auf's neue, schüttelte aber heftig mit dem Kopf, als ich sie bat, ihre Maske abzunehmen, und sagte leise: „Auch dürfen Sie nicht zu weit mit mir gehen, denn meine Freundin wird Ihnen schon gesagt haben, was für mich auf dem Spiele steht, wenn ich erkannt würde."

„Gewiß, und ich fühle die innigste Theilnahme für Sie, bitte aber um einen kleinen Umweg und dabei um die Güte, mich nur für eine Sekunde ihre schönen Züge sehen zu lassen."

Sie sagte nicht ja und nicht nein, sondern führte mich durch Gäßchen, die ich vorher nie gesehen und sichtbar kreuz und quer bis zu einem dunklen Thorgange, in welchem bei einer Biegung nach rechts ein mattes Licht vor dem Bilde irgend eines Märtyrers brannte, dort blieb sie stehen; während sie nochmals herzlich für meinen Schutz dankte, löste sie rasch ihre Maske und ich erkannte nicht nur mit Entzücken ihr schönes Gesicht, sondern fühlte mich wie berauscht, als sie ohne zu zögern, ohne Ziererei ihre frischen heißen Lippen den meinigen näherte.

Dann war sie verschwunden, und nachdem ich den dunklen Thorgang auf der Seite, von der wir gekommen, wieder verlassen, war ich nach einigem Umherirren in dem mir gänzlich unbekannten Stadtviertel sehr glücklich einen Wagen zu finden, der mich aber so spät nach unserem Hotel brachte, daß schon die ganze Gesellschaft beim Diner saß und ich den heitersten Anzüglichkeiten und lustigsten Spottreden nicht entgieng, bei denen häufig die verhängnißvollen Worte „smorzare il lume!“ vorkamen.

Für meine Privatmaskerade mit Signora Werner traf es sich außerordentlich gut, daß der Kronprinz zum dritten Tag des Faschings ein Diner angenommen hatte, von welchem er mich freundlichst dispensirte, und daß er mir im Beisein der Uebrigen einen der Wagen, sowie auch die Benutzung des Balkons zur Verfügung stellte, „da wir Andern,“ wie er mit großer Güte hinzusetzte, „doch morgen nicht dazu kommen, den Corso zu besuchen; es ist auch angenehmer, meinte er, einen Tag vorübergehen zu lassen, damit man das tolle Treiben wieder frischer genießen kann.“ Ich benachrichtigte die Betreffende gleich davon, auch daß ich sie Vormittags durch den Wagen würde abholen lassen, um vom Hotel weg mit ihr auf den Corso zu fahren; denn so hatte es der Kronprinz gewünscht, der auch sie im Costüm sehen wollte, und begierig war, welche Maske ich, was ich ihm bis jetzt verschwiegen, gewählt habe. Die Costümirung selbst, unter

Beihilfe der Madame Meloni und der hübschen Lucia, war an sich schon höchst ergötzlich; denn sie behandelten mich unter lauter Lachen und Tollheiten, wie ein kleines Kind, dem man Schuhe und Strümpfe anziehen muß, und wenn auch Beide anfangs ein bischen schüchtern waren, so schien doch, sobald ich den ersten Unterrock anhatte, jeder Unterschied des Geschlechts aufgehört zu haben, und sie thaten unter Scherzen vollkommen so, als wenn ich ihresgleichen gewesen wäre. So kam es denn, daß ich, vortrefflich angezogen, so viel als möglich decolettirt mit nackten Armen aus ihren Händen hervorgieng und wirklich erstaunen mußte, als mir aus dem Spiegel eine höchst gelungene Minente von angenehmer Rundung entgegenblickte. Der vollständigen Täuschung war nur mein kleiner Schnurrbart hinderlich, doch meinte Madame Meloni ganz richtig, man würde mich für eine Dame halten, die sich, um nicht sogleich erkannt zu werden, den Bart aufgeklebt habe; so war es auch in der That, und meine Begleiterin machte mich später im Corso einigemal darauf aufmerksam, wie über uns gesprochen und gestritten wurde — es sind zwei Frauen — nein, es ist ein Mann dabei — gewiß nicht, nur hat sich die eine ein bischen Bart aufgeklebt. Si signorina una donna con baffi.

Madame Werner kam im offenen Wagen, mich abholend, und als wir dann zusammen wegfuhren, war ich sehr begierig, den Eindruck meiner Maskerade auf den Kron-

prinzen zu sehen, der lachend auf dem Balkon stand, bei meinem Anblick allerdings ein bischen stutzte, dann aber meiner Begleiterin ein hübsches Bouquet hinabwarf, das sie dankend an ihre Lippen drückte.

Sobald das Leben auf dem Corso heute recht begonnen hatte, muß ich schon gestehen, daß wir Beide im wahren Sinne des Worts die Zielscheibe allgemeiner Aufmerksamkeit waren, bald mit Blumen und Zuckerwerk begrüßt, häufig aber auch mit schnöden Confetti zugedeckt wurden, wobei es aber unsern Angreifern sehr ergötzlich schien, daß wir uns nichts gefallen ließen und besonders ich mich so kräftig wehrte. Es waren höchst angenehme Stunden, die der damaligen Corsofahrt, und ehe wir es uns versahen, hoben sich die Schatten immer höher und höher, so den herannahenden Abend verkündend.

„Wenn Ihnen nicht besonders daran liegt," sagte meine Begleiterin, „heute wieder die Barberi laufen zu sehen, so würde ich Ihnen vorschlagen, vor Sonnenuntergang noch einen Besuch bei meiner Freundin Nina zu machen. Die Aermste sitzt jetzt wieder allein und traurig zu Hause und würde sich ganz unbeschreiblich freuen, auch Ihr schönes Costüm bewundern zu können; Gerade könnte es keines geben, da man Sie dort im Hause auch für eine wirkliche Frau halten wird."

Dazu war ich sogleich bereit, denn ich hatte viel an die

Aermſte gedacht, ja auch viel nach der hübſchen Bettlerin ausgeſchaut, auch ein paar Mal geglaubt, eine ganz ähnliche Maske zu erblicken, ja einen Veilchenſtrauß ſorgfältig bewahrt, den mir eine derſelben zugeworfen.

So verließen wir denn den Corſo bei Piazza Colonna und fuhren gegen den Platz Navona, in deſſen Nähe der Wagen in eine Seitengaſſe einbog und dann vor einem anſehnlichen Hauſe hielt. Es war dieß eines jener vielen palaſtähnlichen Gebäude Roms, deren urſprüngliche Beſitzer verarmt ihr Eigenthum verkauften oder ſelbſt genöthigt waren, in die einſt ſo ſtattlichen Räume Miethsleute aufzunehmen, deren Aeußeres häufig nicht im Einklange ſtand mit den breiten Marmortreppen und den hochgewölbten Gemächern. Auch hier ſchien dieß der Fall zu ſein, in der ehemaligen Portierloge hauſte ein alter Schuſter, allerdings den gleichen Dienſt verſehend, und ein Blick in den weiten Hofraum, wo ſich noch eine Blumenſchale, aber ohne ſprudelndes Waſſer befand, zeigte mir denſelben mit ſehr zweifelhafter Wäſche angefüllt. Wir ſtiegen raſch in den zweiten Stock des Hauſes, giengen dann kreuz und quer durch einige Korridore, wobei es ziemlich viel Mühe koſtete, ſich den Weg für eine ſpätere Gelegenheit zu merken, und dann klopfte meine Begleiterin an eine kleine Thüre, welche aber erſt auf die hier in Rom gebräuchliche Frage: „chi è?“ und die Antwort „amici“, und zwar von Signora Nina ſelbſt geöffnet wurde.

Die Aermste war also in der That zu Hause, schien auch ihrem sorgfältigen Anzuge, besonders der Frisur ihres wundervollen Haares nach, heute nicht auf dem Corso gewesen zu sein, ja uns vielmehr erwartet zu haben; denn obgleich sie uns mit herzlichster Freude empfieng, schien doch ihre Ueberraschung nicht allzugroß zu sein, auch hatte sie auf einem Tischchen Früchte bei feinem weißem Brode und einer strohumflochtenen Flasche stehen.

Wir ließen uns nieder, wobei, als sich meine Begleiterin zufällig umwandte, mir Signora Nina, rasch ihren Zeigefinger auf den Mund legend, ein Zeichen des Schweigens über unsere Begegnung betreffend machte, welcher Beweis der Vertraulichkeit mich entzückte.

Dann erzählte die Werner in ihrer hastigen aufgeregten Art, wie herrlich sie sich heute amüsirt habe, und wie sie sich auch auf das kleine Festino bei sich freue. „Ich bin eigentlich gekommen, dich abzuholen," plauderte sie, „denn, wenn es auch bei mir für die Gäste noch zu frühe ist, so kannst du mir doch als liebe Freundin beim Ausschmücken der Tafel helfen — willst du?"

„Mit dem größten Vergnügen, meine Liebe."

„Doch fällt mir eben ein," fuhr die andere aufspringend fort, „daß ich noch ein paar Sachen zu besorgen habe, und wenn ich dazu den Wagen nehmen dürfte, wäre ich dem Signor Cavaliere außerordentlich dankbar — längstens in

einer halben Stunde bin ich zurück.“ Daß ich sie freudig bat, sich des Wagens je länger je lieber zu bedienen, ist wohl begreiflich; auch bot ich mich an, sie die Treppen hinabzubegleiten, doch warf sie, das ablehnend, rasch ihr Tuch um, und eilte davon, nicht ohne an der Thüre mit leiser Stimme zurückzurufen: „Es ist besser, Nina, du schiebst den Riegel vor, damit dich keine neugierige Nachbarin in Verlegenheit bringt.“

„Meinst du,“ gab die schöne Freundin zögernd zur Antwort, wobei sie mich mit einem Blicke anschaute, der zu innig und süß war, um sie nicht zu der gemeinschaftlichen Arbeit zur Thüre zu begleiten, um dann vereint mit ihr nach dem Sopha zurückzukehren. — —

Es war eben nur eine halbe Stunde und ich bin fest überzeugt, daß Madame Werner viel früher zurückkam, denn kaum hatten wir uns Hand in Hand in ein herzliches Gespräch vertieft, als jene zurückkommend schon wieder leise und bescheiden an der Thüre pochte.

Nina entschuldigte sich, bei dem schon angebrochenen Abend kein Licht angezündet zu haben, doch hätten mir die spielenden Flammen des Kamins — sie hatte sich diesen Luxus erlaubt — zu wohl gefallen, eine Idee, auf welche die Andere so herzlich vergnügt eingieng, daß ich fast eifersüchtig auf die Art geworden wäre, mit welcher sie ihre Freundin an den Busen drückte und ihr Mund, Stirn und Augen mit Küssen bedeckte; dann verließen wir das Haus

und fuhren gemeinschaftlich nach der Wohnung der Madame Werner, wo ich mich für ein paar Stunden verabschiedete und nach Hause zurückkehrte, meine Maskerade abzulegen. Einer der Bedienten half mir dabei und sagte, Lucia lasse sich entschuldigen, sie habe ihre Herrin zu einer Gesellschaft begleiten müssen, man solle nur Alles hübsch ordentlich in einen dafür vorhandenen Korb legen und sie werde es heute Abend noch oder morgen früh selbst aus dem Zimmer abholen.

Bei dem Festino gieng es halb auf römische, halb auf deutsche Art zu, das heißt, es wurde ebensoviel gegessen als getrunken, auch gescherzt und gesungen, doch beschäftigten sich Nina und ich zu viel miteinander, um uns lebhaft an der allgemeinen Unterhaltung betheiligen zu können; dann spät in der Nacht durfte ich sie bis in die Nähe ihrer Wohnung begleiten, wo sie zärtlichen Abschied nehmend mir versprach, morgen um die einundzwanzigste Stunde, das war gegen vier Nachmittags unserer Zeitrechnung, wieder als Bettlerin auf dem Corso erscheinen zu wollen.

An diesem denkwürdigen Tage oder vielmehr in der Frühe des Morgens genoß ich die erste Gardinenpredigt meines Lebens, denn als die hübsche Lucia kam, um den bewußten Korb zu holen, tadelte sie meine Aufführung, um zwei Uhr Nachts noch nicht zu Hause gewesen zu sein, und es kostete mich einige Mühe, sie zu versöhnen. So sind einmal die römischen Karnevalszeiten, wenn man Muße und Ausdauer

genug hat, sich denselben in vollem Maße hinzugeben, und da mir das bei meiner angenehmen gesellschaftlichen Stellung und bei meinen vierundzwanzig Jahren möglich war, so machte ich den umfassendsten Gebrauch davon, unterließ auch nicht, dem gütigen Kronprinzen allerlei Interessantes davon zu erzählen, wobei er häufig lachend seine Stellung bedauerte, die ihn verhinderte, mich auch nur ein einziges Mal begleiten zu dürfen.

So kam zum Ende des Karnevals der berühmte Moccolettiabend mit seiner wundervollen Steigerung, den tausend und tausend Lichtchen an den Fenstern, an den Brüstungen der Balkons, auf der Straße an den Equipagen, in den Händen der Fahrenden. Wie hübsch war es zu sehen, wenn sie zuerst vereinzelt wie Feuerfunken erschienen, um dann rasch anschwellend, Straße und Häuser, diese bis in die höchsten Stockwerke mit Licht und Glanz zu erfüllen; jeder trägt sein Moccolo oder Lichtstümpchen, jedes sucht die Flamme des seinigen zu erhalten und die des andern auszulöschen, lange Rohrstangen, oben mit Ruthenbündeln versehen, fahren wie Besen alles auslöschend an den Fenstern und Balkonen vorbei; von oben wallen plötzlich lange Tücher zum gleichen Zwecke herab; dazu ist die bisher so streng eingehaltene Fahrordnung gänzlich aufgelöst, jeder Wagen fährt wie und wo er kann, wildes Gejohle und Geschrei, zugleich mit der Wärme der Lichter und dem Dampf der immer wieder ausgeblasenen Kerzen erfüllt und verdickt die Luft, so daß man endlich wie geblendet und

betäubt dasteht und recht zufrieden ist, wenn man nach Ave Maria die päpstlichen Dragoner in geschlossenen Reihen langsam den Corso heraufkommen sieht, um die Hunderte von Equipagen vor sich her in die nächst gelegenen Gassen zu treiben und der immer noch tobenden Menge den Schluß des Faschings ungefähr mit den Worten des freundlichen Papstes: „Adesso, brava gente, è tempo di smorzare i lumi!“ — zu verkünden.

Damit ist aber der Karneval nur für die öffentliche Straßenbelustigung auf dem Corso beendigt und hat die erregte Menge noch bis Mitternacht Zeit, theils auf Bällen, theils in Schauspielhäusern, Trattorien und Privatwohnungen sich bis Beginn der strengen Fastenzeit gütlich zu thun. Am belebtesten bleiben noch die Häuser am Corso, wo sich heitere Gesellschaften von den Balkonen in die glänzend erleuchteten Zimmer zu einem fröhlichen Festino zurückziehen, und dazu hatte auch unser Vermiether verführerische Anstalten getroffen, und zwar, wie er mir schon Mittags beim Abschluß unserer großen Rechnung erklärte, aus Dankgefühl gegen Sua Altezza, dem er sich erlaube, sein geringes Gemach zu einer Collazione anzubieten.

Davon konnte nun allerdings Sua Altezza, die zu einer großen Abschiedssoiree eingeladen war, keinen Gebrauch machen, weßhalb ich mich, um den guten Römer nicht zu kränken, zu opfern beschloß und dazu mit Erlaubniß des Kronprinzen

meine Gesellschaft eingeladen, auch die italienischen Weinsorten durch gut gekühlten französischen Champagner vermehrt hatte.

Es war ein heiterer, aber auch wieder recht trauriger Abend für mich, dießmal der letzte für mich in Rom, da schon alle Vorbereitungen getroffen waren, um morgen in der Frühe des Aschermittwochs nach Neapel aufzubrechen, und war es wirklich gut, als uns nach strengem Fastengesetz schon die Mitternachtstunde auseinander trieb und mich zu einem letzten schmerzlichen Abschiede von Nina zwang.

Zu Hause fand ich noch Vieles für die Abreise anzuordnen, Besorgungen, Rechnungen aller Art, so daß ich mich erst nach einigen Stunden etwas zur Ruhe niederlegen konnte, um vor dem Morgengrauen wieder aufzustehen, und stimmte es mich durchaus nicht heiterer, daß mir die still vor sich hin weinende Lucia meine Koffer packen half. Wie schwer es auch mir wurde, Rom zu verlassen, brauchte ich ihr nicht zu sagen, doch nickte sie mit dem Kopfe, als sie mir zur Antwort gab: „Ich gehe schon viel leichter von hier!“ und als ich sie verwundert anschaute, fuhr sie fort: „Ja, ich gehe nach Hause, nach Albano, und werde dort den Pietro, den ich eigentlich gar nicht mag, heirathen — denn es ist besser so.“ Ich ließ ihr ein kleines Geschmeide zurück, das sie sehr freute, und nahm dafür zur schmerzlichen Erinnerung ihre Thränen mit, die zwischen meine Sachen gefallen waren.